This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G. A. Olivier
Reiſe
durch das
Türkiſche Reich,
Egypten und Perſien,
während der erſten ſechs Jahre der franzöſiſchen Republik
oder
von 1792 bis 1798.

herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

Erſter Theil.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs,
1802.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen andern Gelehrten geſammlet
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK.

Sechster Band.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs,
1802.

Inhalt.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Paris. Aufenthalt zu Toulon und Marſeille. Abreiſe vom letzten Ort, mit einer nach der Levante beſtimmten Bedeckung. Betragen der Seeofficiere. Ankunft zu Conſtantinopel Seite 5

Zweyter Abſchnitt.

Schöne Lage von Conſtantinopel. Aufenthalt daſelbſt. Der Geſandte der Republik wird zu Travnick arretirt. Verfahren der Pforte. Ankunft einer außerordentlichen Ruſſiſchen Geſandtſchaft. — 10

Dritter Abſchnitt.

Charakter der Muſelmänner, Griechen, Armenier und Juden. Volksmenge von Conſtantinopel. Nahrungsquellen der Einwohner — 17

Vierter Abſchnitt.

Ueber das Serail des Sultans. Von den Verſchnittenen, Pagen, Gärtnern, Stummen, Zwergen und Capidjis — 31

Fünfter Abſchnitt.

Caiquen. Der Capudan Pacha. Türkiſche Seemacht. Die Galiondgis. Vortheile des Hafens von Conſtantinopel — 40

Sechſter Abſchnitt.

Spaziergang in die Gegend um Pera. Gräber der Armenier. Fahrt nach Scutari. Beſchreibung der Begräbnißplätze. Der Berg Burgurlu. Ceremonien der heulenden Derwiſche. S. 54

Siebenter Abſchnitt.

Beſchreibung der Gegenden um Conſtantinopel. Spazierritte des Sultans. Gründung von Levens=ſchiflit. Pulverfabrik von St. Stephano. Gebräuche der Morgenländer. — 68.

Achter Abſchnitt.

Beſchreibung des Bosphorus und der umliegenden Gegenden. Ankunft zu Bujuk=Déré. Von den Platanen daſelbſt. Spuren eines Vulkans an dem Einfluß des ſchwarzen Meeres. — 81

Neunter Abſchnitt.

Irrthümer der Charten vom ſchwarzen Meer. Der Rieſenberg. Erdbeben. Gegenden um Belgrad. Verſteinertes Holz. Fiſchfang in den Gegenden um Conſtantinopel. — 95

Zehnter Abſchnitt.

Reiſe nach den Prinzeninſeln. Zeitvertreibe daſelbſt. Beſchreibung dieſer Inſeln, ihrer Cultur und Producte. Vortheihafte Lage zur Errichtung eines Lazareths. — 104

Eilfter Abſchnitt.

Beſuch in einem Harem. Heirathen der Türken. Vielweiberey. Folgen derſelben. Einfluß der Weiber in alle Geſchäfte. — 112

Zwölfter Abſchnitt.

Von den Georgierinnen und Cirkaſſierinnen. Von dem Sklavenſtande. Beſuch des weib=

lichen Sklavenmarktes. Gebräuche der Weiber bey dem Säugen und der Unfruchtbarkeit. Von den Harems und den Bädern. S. 133

Dreyzehnter Abſchnitt.

Spaziergang an den ſüßen Gewäſſern. Revue einer türkiſchen Armee. Urſprung von Paſwan Oglu's Empörung. Hiſtoriſcher Ueberblick der Ereigniſſe derſelben bis uf dieſen Tag. — 150

Vierzehnter Abſchnitt.

Lage und Witterung von Conſtantinopel. Einrichtung der Häuſer. Gebrauch des Tandur und der Pelze. Feuersbrünſte. Hunde und Geyer. — 175

Funfzehnter Abſchnitt.

Von der Peſt und den Heilmitteln derſelben. — 192

Sechszehnter Abſchnitt.

Die Ulemas. Unterſchied zwiſchen den eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen und dieſer Geſellſchaft. Juſtizhöfe. Erbſchaften. — 211

Siebzehnter Abſchnitt.

Von den Pachas, Woiwoden und Mutſelims. Von den Begler-Beys, Sangiak-Beys und Mutſelims. Janitſcharen, Spahis und andere Kriegsleute. Grenzen der Gewalt des Sultans und der übrigen Pachas. — 231

Achtzehnter Abſchnitt.

Vom Großvezier, dem Divan der Pforte und deſſen Gliedern. Von den Kodjakians und Wakufs. — 250

Neunzehnter Abſchnitt.

Ausfuhrhandel. Lebensmittel. Brenn- und Bauholz. — 264

Zwanzigſter Abſchnitt.

Von den Drogomannen, den Barattaren oder denen, die unter dem Schutz der Geſandten ſtehen. Von den Heirathen der Kaufleute, den franzöſiſchen Handwerkern in der Levante und der Karavane. S. 294

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Conſtantinopel nach den Hafen Mundania. Aufenthalt in Ghemlek. Türkiſche Schiffswerfte. Bauholz. Ackerbau. Naturgeſchichte. Inſeln des Propontis. Gallipoli. Lampſacus. Ankunft bey den Dardanellen. — 306

Zweyter Abſchnitt.

Aufenthalt in den Dardanellen. Beſchreibung des Hellesponts und der Küſtenſtädte. Produkte und Handel dieſer Gegend. — 321

Dritter Abſchnitt.

Exkurſion nach Troas. Beſchreibung dieſes Landes. Bevölkerung. Produkte. Eichelnarten, welche Galläpfel und Knappern liefern. — 335

Vierter Abſchnitt.

Bemerkungen über Alexandria-Troas und die umliegenden Gegenden. Ankunft zu Tenedos. Beſchreibung dieſer Inſel. Produkte und Sitten der Bewohner. — 353

Fünfter Abſchnitt.

Ankunft zu Lesbos. Beſchreibung dieſer Inſel, Bevölkerung und Handel. S. 364

Sechſter Abſchnitt.

Ankunft zu Scios. Beſchreibung dieſer Inſel. Sitten und Induſtrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeſchichte. Produkte und Handel. — 380

Siebenter Abſchnitt.

Abreiſe von Scios. Aufenthalt zu Tſchesme, Tine, Andros, Myconi, Delos, Naxia, Paros und Antiparos. — 411

Achter Abſchnitt.

Abreiſe von Naxia. Aufenthalt zu Nio. Produkte und Induſtrie der Einwohner. Abreiſe von dieſer Inſel. Anſicht von Sikinos und Pholegundros. Ankunft zu Cimolis. Furcht der Einwohner. Beſchreibung dieſer vulkaniſchen Inſel. Entſtehung der Walker-Erde. Durchgrabung alter Grabmäler. Jagd auf Polino. Schlangen und wilde Ziegen auf dieſer Inſel. — 484

Neunter Abſchnitt.

Ankunft zu Milo. Beſchreibung dieſer Inſel. Ihr Vulkan, ihre Hölen und mineraliſchen Quellen. Lage der alten Stadt; zahlreiche Katakomben in der Gegend umher. — 455

Zehnter Abſchnitt.

Rückkehr nach Cimolis. Abreiſe nach Santorin, Beſchreibung dieſer Inſel. Geſtalt des Hafens und der drey Inſeln darin, Fleiß der Einwohner, Produkte, Abgaben. Naturgeſchichte. Größe des Hafens und Meerestiefe. — 476

G. A. Olivier
Reiſe
durch das
Türkiſche Reich,
Egypten und Perſien,
während der erſten ſechs Jahre der franzöſiſchen Republik
oder
von 1792 bis 1798.

herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

Erſter Theil.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs,
1802.

Bibliothek

der

neueſten und wichtigſten

Reiſebeſchreibungen

zur

Erweiterung der Erdkunde

nach einem

ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,

und in Verbindung

mit einigen andern Gelehrten geſammlet

und

herausgegeben

von

M. C. Sprengel.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK

Sechster Band.

Weimar,

im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs,

1802.

Inhalt.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Paris. Aufenthalt zu Toulon und Marſeille. Abreiſe vom letzten Ort, mit einer nach der Levante beſtimmten Bedeckung. Betragen der Seeofficiere. Ankunft zu Conſtantinopel Seite 3

Zweyter Abſchnitt.

Schöne Lage von Conſtantinopel. Aufenthalt daſelbſt. Der Geſandte der Republik wird zu Travnick arretirt. Verfahren der Pforte. Ankunft einer außerordentlichen Ruſſiſchen Geſandtſchaft. — 10

Dritter Abſchnitt.

Charakter der Muſelmänner, Griechen, Armenier und Juden. Volksmenge von Conſtantinopel. Nahrungsquellen der Einwohner — 17

Vierter Abſchnitt.

Ueber das Serail des Sultans. Von den Verſchnittenen, Pagen, Gärtnern, Stummen, Zwergen und Capidjis — 31

Fünfter Abſchnitt.

Caiquen. Der Capudan Pacha. Türkiſche Seemacht. Die Galiondgis. Vortheile des Hafens von Conſtantinopel — 40

Sechſter Abſchnitt.

Spaziergang in die Gegend um Pera. Gräber der Armenier. Fahrt nach Scutari. Beſchreibung der Begräbnißplätze. Der Berg Burgurlu. Ceremonien der heulenden Derwiſche. S. 54

Siebenter Abſchnitt.

Beſchreibung der Gegenden um Conſtantinopel. Spazierritte des Sultans. Gründung von Levens ſchiflit. Pulverfabrik von St. Stephano. Gebräuche der Morgenländer. — 68.

Achter Abſchnitt.

Beſchreibung des Bosphorus und der umliegenden Gegenden. Ankunſt zu Bujuk-Déré. Von den Platanen daſelbſt. Spuren eines Vulkans an dem Einfluß des ſchwarzen Meeres. — 81

Neunter Abſchnitt.

Irrthümer der Charten vom ſchwarzen Meer. Der Rieſenberg. Erdbeben. Gegenden um Belgrad. Verſteinertes Holz. Fiſchfang in den Gegenden um Conſtantinopel. — 95

Zehnter Abſchnitt.

Reiſe nach den Prinzeninſeln. Zeitvertreibe daſelbſt. Beſchreibung dieſer Inſeln, ihrer Cultur und Producte. Vortheihafte Lage zur Errichtung eines Lazareths. — 104

Eilfter Abſchnitt.

Beſuch in einem Harem. Heirathen der Türken. Vielweiberey. Folgen derſelben. Einfluß der Weiber in alle Geſchäfte. — 112

Zwölfter Abſchnitt.

Von den Georgierinnen und Cirkaſſierinnen. Von dem Sklavenſtande. Beſuch des weib-

lichen Sklavenmarktes. Gebräuche der Weiber bey dem Säugen und der Unfruchtbarkeit. Von den Harems und den Bädern. S. 133

Dreyzehnter Abschnitt.

Spaziergang an den ſüßen Gewäſſern. Revue einer türkiſchen Armee. Urſprung von Paſwan Oglu's Empörung. Hiſtoriſcher Ueberblick der Ereigniſſe derſelben bis auf dieſen Tag. — 150

Vierzehnter Abschnitt.

Lage und Witterung von Conſtantinopel. Einrichtung der Häuſer. Gebrauch des Tandur und der Pelze. Feuersbrünſte. Hunde und Geyer. — 175

Funfzehnter Abschnitt.

Von der Peſt und den Heilmitteln derſelben. — 192

Sechszehnter Abschnitt.

Die Ulemas. Unterſchied zwiſchen den eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen und dieſer Geſellſchaft. Juſtizhöfe. Erbſchaften. — 211

Siebzehnter Abschnitt.

Von den Pachas, Woiwoden und Mutſelims. Von den Begler-Beys, Sangiak-Beys und Mutſelims. Janitſcharen, Spahis und andere Kriegsleute. Grenzen der Gewalt des Sultans und der übrigen Pachas. — 231

Achtzehnter Abschnitt.

Vom Großvezier, dem Divan der Pforte und deſſen Gliedern. Von den Kodjakians und Vakufs. — 250

Neunzehnter Abschnitt.

Ausfuhrhandel. Lebensmittel. Brenn- und Bauholz. — 264

Zwanzigſter Abſchnitt.

Von den Drogomannen, den Barattaren oder denen, die unter dem Schutz der Geſandten ſtehen. Von den Heirathen der Kaufleute, den franzöſiſchen Handwerkern in der Levante und der Karavane. S. 294

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Conſtantinopel nach den Hafen Mundania. Aufenthalt in Ghemlek. Türkiſche Schiffswerfte. Bauholz. Ackerbau. Naturgeſchichte. Inſeln des Propontis. Gallipoli. Lampſacus. Ankunft bey den Dardanellen. — 306

Zweyter Abſchnitt.

Aufenthalt in den Dardanellen. Beſchreibung des Hellesponts und der Küſtenſtädte. Produkte und Handel dieſer Gegend. — 321

Dritter Abſchnitt.

Excurſion nach Troas. Beſchreibung dieſes Landes. Bevölkerung. Produkte. Eichelnarten, welche Galläpfel und Knoppern liefern. — 335

Vierter Abſchnitt.

Bemerkungen über Alexandria-Troas und die umliegenden Gegenden. Ankunft zu Tenedos. Beſchreibung dieſer Inſel. Produkte und Sitten der Bewohner. — 353

Fünfter Abſchnitt.

Ankunft zu Lesbos. Beſchreibung dieſer Inſel, Bevölkerung und Handel. S. 364

Sechſter Abſchnitt.

Ankunft zu Scios. Beſchreibung dieſer Inſel. Sitten und Induſtrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeſchichte. Produkte und Handel. — 380

Siebenter Abſchnitt.

Abreiſe von Scios. Aufenthalt zu Tſchesme, Tine, Andros, Myconi, Delos, Naxia, Paros und Antiparos. — 411

Achter Abſchnitt.

Abreiſe von Naxia. Aufenthalt zu Nio. Produkte und Induſtrie der Einwohner. Abreiſe von dieſer Inſel. Anſicht von Sikinos und Pholegandros. Ankunft zu Cimolis. Furcht der Einwohner. Beſchreibung dieſer vulkaniſchen Inſel. Entſtehung der Walker-Erde. Durchgrabung alter Grabmäler. Jagd auf Polino. Schlangen und wilde Ziegen auf dieſer Inſel. — 484

Neunter Abſchnitt.

Ankunft zu Milo. Beſchreibung dieſer Inſel. Ihr Vulkan, ihre Hölen und mineraliſchen Quellen. Lage der alten Stadt; zahlreiche Katakomben in der Gegend umher. — 455

Zehnter Abſchnitt.

Rückkehr nach Cimolis. Abreiſe nach Santorin, Beſchreibung dieſer Inſel. Geſtalt des Hafens und der drey Inſeln darin, Fleiß der Einwohner, Produkte, Abgaben. Naturgeſchichte. Größe des Hafens und Meerestiefe. — 476

Eilfter Abſchnitt.

Ankunft in Candia. Beſchreibung dieſer Stadt. Beſuch beym Paſcha. Abreiſe. Ankunft in Rethymo. Betragen des Paſcha. Ankunft in Canea. Beſchreibung der Gegend. Klima. Bemerkungen über die Winde. Erdbeben. S. 501

Zwölfter Abſchnitt.

Eintheilung der Inſel. Die Aga's; ihre Rechte über die Grundſtücke. Die Polizey, welche ſie ausüben. Bemerkungen hierüber. Völker, welche in Creta einander gefolgt ſind. Abadioten und Sphachioten. Hiſtoriſche Nachrichten von Lambro Canſiani. — 528

Dreyzehnter Abſchnitt.

Größe und Bevölkerung der Inſel Creta. Produkte der einzelnen Provinzen. Pflanzen, von welchen die Einwohner Gebrauch machen. Naturgeſchichte. — 548

Vierzehnter Abſchnitt.

Ackerbau und Induſtrie in Creta. Charakter der Türken: und ihre Vorkehrungen gegen die Peſt. Aus- und Einfuhr dieſer Inſel. — 573

Einleitung.

Nur einen kleinen Theil der von Herrn Olivier ſechs Jahre hindurch bereiſeten Länder des Orients enthält gegenwärtiger neue Band unſerer Bibliothek, weil des Verfaſſers Beobachtungen über das ganze Oſmaniſche Kaiſerthum in Europa und Aſien, über Egypten und Perſien, die Preſſe noch nicht verlaſſen haben. Eine Ueberſicht des Ganzen kann daher hier nicht gegeben werden, noch weniger läßt ſich zur Zeit durch Verglei-chung mit frühern Reiſen hinlänglich beſtimmen, ob Herr Olivier unſere bisherige Kenntniß des türkiſchen

Reichs und der übrigen von ihm durchwanderten Länder durch ſeine Arbeit erweitert habe oder nicht. Dieſes könnte hier höchſtens durch Gegeneinanderhaltung einzelner hier beſchriebenen Landſchaften, Orte und Eigenthümlichkeiten der türkiſchen Verfaſſung, mit den darüber vorhandenen Nachrichten ſeiner Vorgänger geſchehen, wobey freylich unſer Verfaſſer nicht verlieren würde, wenn gleich andere dieſen oder jenen Gegenſtand genauer ausgemahlt haben. Indeſſen war bey einer ſolchen detaillirten Prüfung vorauszuſehen, daß die dabey unvermeidlichen Wiederholungen zuletzt die Aufmerkſamkeit der meiſten Leſer ermüden, und über den Werth und Unwerth der hier verdeutſchten Reiſe-Bemerkungen doch kein ganz getreues Licht verbreiten würden. Eine Beurtheilung des Ganzen kann daher nur nach Vollendung des Werks in einem der ſpätern Bände gegeben und hier nur folgendes von den beyden erſten Theilen des franz. Originals angezeigt werden.

Das Original erſchien im vorigen Jahre in Paris, unter dem Titel: Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte, et la Perſe fait par Ordre du Gouvernement pendant les ſix premieres années de la Republique par *G. A. Olivier*. 2. Vols. 8. und iſt im ſechsten Bande der N. Biblioth. d. n. R. ganz aufgenommen. Es beſchäftigt ſich außer der Beſchreibung von Conſtan-

tinopel, und der umliegenden Gegend, mit einer allgemeinen Schilderung der Staats und bürgerlichen Verfaſſung des Osmaniſchen Reichs, und verſchiedenen groſſen und kleinen griechiſchen Inſeln.

So oft nun auch dieſe Länder bereiſt und beſchrieben ſind, daß eine Auswahl der vorzüglichſten Reiſen nach der Zeitfolge, oder ihren Hauptinhalt geordnet eine beträchtliche Sammlung ausmachen würde, ſo zeigt doch die Vergleichung mit den neueſten Beobachtern des türkiſchen Reichs, einem Dadich, Buſinello, Lüdeke, Thott, Dallaway, Eton, Sonnini, ꝛc. daß ſie unſerm Verf. eine Nachleſe neuer Bemerkungen übrig gelaſſen haben. Er reiſete auf Befehl ſeiner Regierung, die von der Lage und Beſchaffenheit des türkiſchen Reichs genauer unterrichtet zu ſeyn wünſchte, er war in ſeiner Zeit nicht eingeſchränkt, konnte als Arzt Erfahrungen ſammeln, die andern verborgen blieben, und ihm war vorgeſchrieben, worauf er vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit richten ſollte. Hrn. Olivier war aufgetragen Bemerkungen über die alte und neue Erdbeſchreibung jener Länder, den Ackerbau, Handel, Sitten, Gebräuche und Geſetze der Einwohner zu ſammeln, aber auch naturhiſtoriſche vorzüglich mineralogiſche Gegenſtände ſind ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen. Um die zu bereiſenden Länder gründlich zu unterſuchen, die

gemachten Beobachtungen an Ort und Stelle zu prüfen und zu berichtigen, erhielt er Hrn. Bruguier einen vorzüglich geſchickten Naturforſcher und Botaniker zum Gefährten. Dieſer konnte zwar wegen ſeiner Kränklichkeit nicht wie unſer Verfaſſer ſo weite und häufige Excurſionen unternehmen, hatte auch nicht alle unterweges gemachte Beobachtungen niedergeſchrieben, weil er ſich auf ſein Gedächtniß verließ; und hat, da er auf der Rückreiſe in Ancona ſtarb, ſein Vaterland nicht wiedergeſehen. Indeſſen macht uns Hr. Olivier Hoffnung, daß er nach Vollendung des hiſtoriſchen Theils ſeiner Reiſen, auch die von ihm und ſeinem Begleiter gemachten naturhiſtoriſchen Forſchungen dem Publikum mittheilen werde. Da Hr. Olivier ſich in dieſem Fache bereits vortheilhaft gezeigt hat, und unter andern Sonnini bereits in ſeiner Reiſe durch Griechenland und die Türkey, auf ſene Unterſuchungen aufmerkſam gemacht hat, ſo iſt dieſes Fach wahrſcheinlich von ihm ebenfalls erweitert worden.

Die Ueberſchrift eines jeden Abſchnitts zeigt zwar hinlänglich an mit welchen Gegenſtänden ſich unſer Verf. in den beyden erſten Theilen ſeiner Reiſe beſchäftigt hat. Von dieſen verdienen jedoch die Bemerkungen über die Peſt, die detaillirten Nachrichten von den Ulemas, den Perſonen welche zu dieſem privilegirten Korps

gehören, und den Gebrechen, welche ſich dabey wie überall in der türkiſchen Verfaſſung eingeſchlichen haben, den verſchiedenen Abſtufungen des türkiſchen Militairs, und den hohen Reichsbeamten vorzügliche Erwähnung. Auch iſt der Handel der Kaiſerſtadt am meiſten aber ihre Ausfuhr im neunzehnten Abſchnitt des erſten Theils vortreflich aufgeklärt worden. Von den griechiſchen Inſeln ſind im zweyten zwar nur Candien und die Cycladen beſchrieben; allein da er auch die übrigen beſuchte, ſo wird er dieſe künftig behandeln. Da Sonnini kurze Zeit vor unſerm Verf. auf den hier unterſuchten Inſeln war, und ſeine Reiſe in einer deutſchen Ueberſetzung jedermann zugänglich iſt, ſo werden ſich unſere Leſer ſelber davon überzeugen können, daß Hr. Olivier ſeiner neuern Vorgänger ungeachtet immer noch reichen Stoff fand eigene Beobachtungen, über die von ihm bereiſeten Länder mitzutheilen.

Von den ſiebenzehn Kupfern die das Original erläutern, hat dießmal keine Tafel nachgeſtochen werden können, weil die Karten, außer der Allgemeinen von Griechenland, den Archipelagus und Klein-Aſien, nur einzelne Inſeln, Buchten und Häfen darſtellen, und nicht einmal gradnirt ſind, auch die übrigen nur Weibertrachten auf Scio und Argentiera, vier Eichenarten welche die Knoppern liefern, nebſt einigen Schlangen, Eidechſen

und Conchilien abbilden. Von den beyden Karten, welche den Canal der Dardanellen, und den des ſchwarzen Meeres ſehr verdentlichen, aber vom Meere von Marmora nur einen kleinen Theil liefern hofft die Verlagshandlung künftig Gebrauch machen zu können.

Reiſe
durch das
Türkiſche Reich, Egypten
und
Perſien,
während der erſten ſechs Jahre der franzöſiſchen Republik

von

G. A. Olivier.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Paris. Aufenthalt zu Toulon und Marſeille. Abreiſe vom letzten Ort, mit einer nach der Levante beſtimmten Bedeckung. Betragen der Seeofficiere. Ankunft zu Conſtantinopel.

Die wichtigen Vortheile welche Handel, Ackerbau, Naturgeſchichte und andere Wiſſenſchaften, ſelbſt unſre politiſchen Verhältniſſe mit dem Türkiſchen Reiche, aus einer Reiſe nach dieſem Lande, Egypten und Perſien erlangen könnten, bewogen den Proviſoriſchen Exekutiven Rath im Oktober 1792 dem Bürger Bruguiere und mir eine ſolche Reiſe aufzutragen. Man gab uns mündliche und ſchriftliche Verhaltungsbefehle, und drang in uns ſo bald als möglich abzureiſen, um die Begleitung der Corvette la Belette, zu benutzen, die ſegelfertig vor Toulon lag.

Wir beſchleunigten unſre Zubereitungen aus allen Kräften, kauften Phyſikaliſche und Naturhiſtoriſche Apparate, und verſahen uns mit den nothwendigen Büchern zur Erhohlung und Belehrung. Den 7ten Nov. 1792 acht Uhr Abends verließen wir Paris, nachdem wir den Tag mit einigen Freunden zugebracht hatten, die uns während unſrer ganzen Abweſenheit, und allen Stürmen der Republik die größten Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit gegeben haben. Ich habe auch die Freude erlebt, bey meiner Zurückkunft zu erfahren, daß ihr Muth und ihre Feſtigkeit eben ſo ſehr als ihre Klugheit, ſie durch Tauſend Gefahren, ſicher in den Hafen leitete, und daß die Republik ſie noch zu ihren beſten Bürgern zählen kann.

Bey unſrer Ankunft in Avignon reiste der Bürger Bruguiere nach Montpelier um dort ſeinen Vater, ſeine Gattin und ſeine Kinder zu umarmen, und einige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; ich aber nahm meinen Weg nach dem Departement du Var, um zu Arqs meine Verwandten zu beſuchen, und meine Gattin in die Arme der Ihrigen zu liefern. Wir trafen ziemlich zu gleicher Zeit zu Toulon ein, wo wir bey dem erſten günſtigen Wetter abzureiſen hofften; aus Gründen aber die hier zu weitläuftig auseinander zu ſetzen ſind, mußte die Corvette den Befehl zur Abfahrt zwey bis drey Monate lang erwarten, und erhielt zuletzt den Befehl abgetakelt zu werden.

Ueber eine ſo lange Verzögerung unmuthig, ſchrieben wir endlich an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, um ihn zu bitten unſre Abreiſe zu beſchleunigen, oder uns zurückzuberufen, wenn etwa die Regierung unſre Reiſe dem Dienſte der Republik nicht angemeſſen fände. Der Miniſter antwortete uns, er hätte dem Bürger Guis, Correſpondenten der auswärtigen Affairen zu Marſeille, Befehl gegeben, ein neutrales Schiff zu beſorgen, welches uns an Bord nehmen ſollte, wie auch einen Schiffsbaumeiſter, zwey Juweliere und einige andre Bürger aufzuſuchen, welche die Regierung auf Verlangen des Reis-Effendi und Capitain Paſcha nach Conſtantinopel ſchicken wollte. Wir begaben uns ſogleich nach Marſeille, wo wir uns bis zur Einſchiffung beſchäftigten die Fabriken zu beſuchen, und Nachrichten über die Länder, die wir bereiſen ſollten, vorzüglich aber über den Handel dieſer Stadt nach der Levante einzuſammeln.

Der Krieg hatte unſer Handelsverkehr mit der Türkey noch nicht unterbrochen, das Mittelländiſche Meer war noch frey, doch mußte man jeden Augenblick erwarten, daß die Engländer und Spanier, mit denen wir ſchon Krieg hatten, daſelbſt mit einer überlegnen Macht erſcheinen möchten; es war daher nothwendig unſre Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen. Der Bürger Guis gab ſich alle erſinnliche Mühe, ein neutrales Fahrzeug aufzufinden: aber vergeblich, und er war daher gezwungen, ein Franzöſiſches, auswärts gebautes zu nehmen, welches nach Conſtantinopel beſtimmt war,

und einen Theil der Handelsflotte ausmachen ſollte, die man zu Marſeille nach den verſchiedenen Handelsſtädten der Levante, ausrüſtete.

Bisher hatten wir uns geſchmeichelt in Geſellſchaft des Bürgers Semonville zu reiſen, der zum Geſandten der Republik bey der Pforte ernannt war; aber eben da alles zu ſeiner Abreiſe bereit war, und wir nur noch auf günſtigen Wind warteten, erhielt er Befehl vom Miniſter, nach Paris zurückzukehren.

Wir verließen Marſeille den 22. April 1793. mit ungefähr neun und zwanzig Schiffen, unter Begleitung der Fregatte La Sybille Capitain Rondeau. Das Wetter war ſchön, der Wind ſchwach, und das Meer ſtill. Den folgenden Tag erreichten wir die Rhede von Toulon, wo wir bis zum 29ſten blieben, um einige Schiffe zu erwarten die ſich verſpätet hatten.

Den 25. hatten wir das Vergnügen eine zahlreiche Flotte von Smirna, Salonike und den vornehmſten Handelsſtädten der Levante, unter dem Schutz der Fregatte La Modeſte, Capitain Venel, ankommen zu ſehen. Die merkwürdigen Umſtände ſeines Gefechts mit dem Geſchwader des berühmten Seeräubers Lambro, waren zu Toulon ſchon bekannt, und ich werde dieſes Abentheurers in der Folge wieder erwähnen.

Seit zwey Tagen blies der Wind heftig aus Nordweſten, als wir unter dem Schutz des Duquesne von

94 Canonen, Capitain Venel; der Fregatte Sybille von 40, der Fregatte Serieuſe und der Corvetten Senſible und Roſſignol, unter Segel giengen.

Der Wind blieb mehrere Tage in der nemlichen Richtung, ſo daß wir in kurzer Zeit die weſtliche Küſte von Sardinien, und bald nachher die von Afrika erblickten. Das Meer war dabey ſo ſtürmiſch, daß die Paſſagiere ihre Betten wenig verlaſſen konnten.

In der Gegend von Malta ward das Wetter wieder heiter und der Wind weniger ſtürmiſch. Bey Candien verließ uns der Dyquesne und kehrte nach Toulon zurück, worauf der Capitain Rondeau das Commando der Flotte übernahm. Den funfzehnten Tag befanden wir uns am Eingange des Hafens von Milo, wo der Capitain Rondeau einen Lootſen von dieſer Inſel einnahm.

Die Franzöſiſche Regierung unterhält hier und zu Argentera alte Seeleute, welche den Kriegsſchiffen in dieſem von Klippen überſäeten, und im Winter ſtürmiſchen Meere als Lootſen dienen müſſen. Wir trennten uns nunmehr, nach und nach von mehrern unſrer Gefährten, die nach andern Orten beſtimmt waren, und zuletzt blieben nur drey Fahrzeuge unter der Begleitung der Roſſignol, die nach Conſtantinopel ſegelten.

Unſer Schiff war ein ſo ſchlechter Segler, daß wir immer die letzten von dieſer Flotte waren, und daß die

Corvetten uns oft weiter bugſiren mußten. So oft dies geſchah, ergoß ſich der Stab unſers Schiffes, der aus den roheſten und unwiſſendſten Seeleuten des ſüdlichen Frankreichs beſtand, in die niedrigſten und beleidigendſten Schimpfreden, die uns nicht ſelten nöthigten uns einzuſchließen, um ſie nicht mit anzuhören. Uebrigens behandelten der Capitain ſowohl als der Lieutenant und Superkargo alle Paſſagiere mit der größten Unart, gaben ihnen Grobheiten und Drohungen anzuhören, und verkürzten ihnen die Lebensmittel, obgleich ſie im Ueberfluß vorhanden waren, und man für unſre Ueberfahrt und Beköſtigung beträchtlich mehr als das gewöhnliche bedungen hatte.

Den 19ten Tag kamen wir Metelino vorbey und entdeckten die Küſte von Troas und Tenedos, und da die neblichte Luft irgend einen ſtarken Windſtoß vermuthen ließ, beſchloſſen die Befehlshaber des Nachts beyzulegen, um nicht während der Dunkelheit in den Kanal der Dardanellen einzulaufen; ſobald es aber finſter genug war, um nicht bemerkt zu werden, wurden in dem großen Zimmer unſers Schiffes die Laden zugemacht, und wir giengen nach Norden hin unter Segel. Der Schiffsbaumeiſter Brun, und die Schiffszimmerleute die er bey ſich hatte, bemerkten bald, daß man der getroffnen Abrede entgegengeſetzte Bewegungen vornahm, und machten darüber Vorſtellungen, die aber wie gewöhnlich mit Schmähungen und Drohungen erwiedert wurden, und der Streit ward ſo heftig, daß alle Paſſagiere auf dem Verdeck erſchienen. Man hatte nemlich

ſchon lange beſorgt, daß Leute, die einen ſo großen Widerwillen bezeigten, ſich bugſiren zu laſſen, die Abſicht haben möchten, ſich einem feindlichen Schiffe zu ergeben, oder das Schiff auf den Strand zu ſetzen, wozu jetzt die Gelegenheit gerade günſtig war. Vielleicht war dieſe Furcht ſehr ungegründet, doch konnte man ſie Menſchen verzeihen, die durch üble Behandlungen aller Art aufgereizt und erbittert waren; und in der That, was konnte man nicht dieſen Leuten zutrauen, die für achtzehen Perſonen nicht mehr auftragen ließen als genau für zehn hinreichte, und nachdem ſie an unſrer magern Mahlzeit, die auf dem Verdecke und in der Eile verzehrt wurde, Theil genommen hatten, ſich in ihrem Zimmer früh und Abends anrichten ließen und allein die beſſern Lebensmittel verzehrten, die für alle Paſſagiere beſtimmt waren, und nicht einmal der kranken und ſchwangern Frau des Schiffsbaumeiſters, und denen an der Seekrankheit leidenden Kindern etwas zur Erquickung überließen.

Um dem Streit ein Ende zu machen, bemerkte ich, daß wir freylich kein Recht hätten uns in die Regierung des Schiffes einzumiſchen, doch erforderte die Sorge für unſre Sicherheit daß wir darüber wachten, was auf dem Schiffe den Befehlen des Commendeurs zuwider vorgenommen würde, und dieſes alles in einem Protokoll bemerkten. Dieſe Erklärung wirkte, und die Officiere ſtimmten ihren gebieteriſchen Ton herab. Sie ſuchten uns zwar zu überzeugen, ſie wären ſo geſchickte Seefahrer und mit dieſen Küſten ſo bekannt, daß ſie

allerdings ohne Gefahr des Nachts in den Canal einlaufen könnten, aber weil wir beſorgt wären, verſprachen ſie beyzulegen und den Tag abzuwarten, welches auch geſchahe.

Den folgenden Morgen liefen wir mit günſtigem Winde in den Canal, und früh am Morgen des 22ſten Tages nach unſrer Abfahrt genoſſen wir des Anblicks von Conſtantinopel und ſegelten in den Hafen ein.

Zweyter Abſchnitt.

Schöne Lage von Conſtantinopel. Aufenthalt daſelbſt. Der Geſandte der Republik wird zu Travnick arretirt. Verfahren der Pforte. Ankunft einer außerordentlichen Ruſſiſchen Geſandtſchaft.

Es iſt ſchwer die verſchiednen Empfindungen des Reiſenden bey dem erſten Anblick dieſer großen Stadt und ihrer Einwohner zu beſchreiben: die Höhe ihrer Lage, die Miſchung von Bäumen, Häuſern und Minarett oder Thürmen; der Eingang in den Bosphorus *),

*) Bosphorus, oder der thraciſche Bosphorus, heiſt die Meerenge bey Conſtantinopel und Propontis oder Meer von Marmora, der anſehnliche Meerbuſen zwiſchen dieſer Meerenge, und dem Canal der Dardanellen.

der Hafen und die Vorſtädte von Galata, Pera und St. Dimitri; Scutari und die grünen Hügel im Hintergrunde; der Propontis mit ſeinen Inſeln, weiterhin der mit Schnee bedeckte Olymp, überall die fruchtbaren und mannigfaltigen Fluren von Europa und Aſien; alles dieſes zuſammen macht das reitzendſte und erſtaunlichſte Gemälde von der Welt. Man wird nicht müde die Schönheit der Lage von Conſtantinopel zu bewundern, welche ſo leicht zu verproviantiren und zu vertheidigen iſt, und einen ſo ſichern, bequemen und geräumigen Hafen hat.

Wir eilten an Land zu gehen, und ein Schiff zu verlaſſen, auf dem wir ſoviel gelitten hatten. Mit Vergnügen erfuhren wir, daß keine Peſt in Conſtantinopel herrſche. Man führte uns nach dem erſten Handelsdeputirten, und hier erfuhren wir, daß der Bürger Descorches, außerordentlicher Abgeſandter bey der Pforte, der an die Stelle des Bürgers Semonville ernannt war, bey ſeiner Ankunft zu Travnick, durch den Paſcha, auf Anſtiften der Engliſchen, Deutſchen und Ruſſiſchen Höfe angehalten worden. Ferner daß der Bürger Forton, den man zum Proviſoriſchen Agenten, nach der Abreiſe des Geſandten Choiſeul, in einer Verſammlung von Kaufleuten erwählt hatte, ſchon ſeit einem Monate ſeine Stelle niedergelegt habe, und daß unſre Verbindungen mit der Pforte, nur noch vermittelſt der Handelsdeputirten fortdauerten.

Nachdem wir erfahren hatten, was wir wiſſen mußten, führte uns ein Janitſchar nach der Vorſtadt Pera, wo die Geſandten, die Agenten der auswärtigen Höfe, und beynahe alle Fremde wohnen, die Kaufleute allein ausgenommen, welche ſich zu Galata niedergelaſſen haben, um mehr in der Nähe des Hafens und ihrer Handelsgeſchäfte zu ſeyn. Pera iſt die volkreichſte Gegend der Stadt, und die Wohnungen ſind daſelbſt ausnehmend theuer, ſeitdem ſich die reichen Armenier dort niedergelaſſen haben, um gegen die Erpreſſungen der Türken einigermaßen geſchützt zu ſeyn, und durch die Nachbarſchaft der Europäer etwas mehr Freyheit zu genießen.

Bey unſerem erſten Eintritt in die Stadt verwandelte ſich der angenehme Eindruck welchen die ſchöne Lage und die mannigfaltigen Gegenſtände in ihrer Nachbarſchaft auf uns gemacht hatten in eine entgegengeſetzte Empfindung. Wir erſtaunten nicht wenig, als wir die engen, und ſchmutzigen, ſchlecht gepflaſterten Straßen ſahen, wie auch die übel gebauten, armſeligen Häuſer von Holz und Erde. Nicht weniger befremdete uns das tiefe Schweigen welches überall herrſchte, wie auch der ſtolze Blick und der ſteife bedächtige Gang der Muſelmänner, neben dem demüthigen, ſchüchternen Anſehen der Juden, Armenier und der Griechen: dieſer Contraſt iſt ſo auffallend, daß ein Fremder ſogleich an der Haltung eines Menſchen erkennt, ob es ein Muſelmann

oder ein *) Raye iſt, ehe er gelernt hat ſie an der Kleidung zu unterſcheiden.

Der Aufenthalt in Conſtantinopel war bey unſerer Ankunft nicht mehr ſo beſchaffen wie vor einigen Jahren. Die Wirkungen der Revolution waren ſogar in der Levante fühlbar. Durch ſie waren die Franzoſen unter einander uneins geworden, und die Fröhlichkeit und die Vergnügungen hatten ſich aus ihren Kreiſen entfernt: der Krieg hatte den Handel und alle Verbindungen mit Frankreich geſtört. Der Geſandtſchaftspallaſt war verlaſſen; die Wohnungen der andern Geſandten waren uns verſchloſſen; beynahe alle Dollmetſcher ausgewandert; und die Mönche und Prieſter des Landes ſchilderten die Franzoſen unter den abſchreckendſten Farben. Selbſt die griechiſchen Weiber, die ſonſt um die Gunſt der Franzoſen buhlten, wagten es nicht mehr, ſich Menſchen zu nahen, über die eine ſo allgemeine Verdammniß ausgeſprochen war.

Zum Glück hat der Triumph der Prieſter kurze Zeit gedauert, und ihre Verläumdungen haben uns zum Vortheil gedient, und bey unſrer Zurückkunft aus Perſien hatten alle Dinge ein weit angenehmeres Anſehen gewonnen.

*) So nennt man die Tributpflichtigen türkiſchen Unterthanen die Juden, Griechen und Armenier.

Die feindlichen Europäiſchen Mächte fanden bald, daß ein franzöſiſcher Agent bey der Pforte ihren Planen nachtheilig ſeyn könnte. Sie ſtrebten daher zu verhüten, daß der Türkiſche Hof die Republik und ihren Geſandten nicht anerkennen möchte, und ſuchten wo möglich dieſe Macht zu bewegen der Coalition beyzutreten, um den Handel von Frankreich in der Levante ganz zu zernichten. Daher erhielt der Bürger Descorches, den man zu Travnik feſtgenommen hatte, nur die Erlaubniß als Privatmann in Conſtantinopel zu erſcheinen, welches auch zwanzig Tage nach unſrer Ankunft, unter dem beſcheidnen Titel eines Kaufmanns und unter einem angenommenen Namen geſchahe. Er wohnte nicht in dem Geſandtſchaftshauſe, und erhielt keinen öffentlichen Charakter. Unſre Politiſchen und Handels-Geſchäfte mit dieſem Hofe wurden indeß durch Vermittelung der Deputirten betrieben, welche die Kaufleute jährlich zu ihren Handelsangelegenheiten zu erwählen pflegen.

Man bemerkte indeß in allen Handelsſtädten der Levante, daß wenn auch die Regierung die Franzoſen nicht mehr wie ehedem begünſtigte, ſo war ihnen das Volk doch noch immer ſehr zugethan.

Mittlerweile kündigte man mit großem Gepränge eine außerordentliche Geſandtſchaft von Rußland an. Die Griechen von Pera überrechneten ſchon im voraus den ungeheuern Gewinn den ſie dabey machen würden. Die galanten Weiber hofften, ſich für den Verluſt der

Franzoſen ſchadlos zu halten. Jedes Mädchen ſchmeichelte ſich einen Mann zu erhalten, und die Papas (Griechiſche Prieſter) ſpitzten ſich auf neue Schafe zu ihrer Herde. Die Häuſer waren ſchon im voraus gemiethet und meublirt; die ſchönſten Kleider, der zierlichſte Putz ward aus den Schränken hervorgehohlt um wieder in Stand geſetzt zu werden. Man wünſchte ſich wechſelſeitig Glück, wenn man einander begegnete, zu dieſer groſsen Geſandtſchaft; man opferte Gebete für ihre ſchnelle und glückliche Ankunft, und alles befand ſich in der lebhafteſten Spannung.

Wir wohnten ſo wie mehrere Fremde bey einem franzöſiſchen Speiſewirth, der eine Griechin zur Frau hatte. Dieſer Kerl war ein Thor und ein Säufer, und lieſs ſich von ſeinem eben ſo albernen als boshaften Weibe bereden, ſich unter ruſſiſchen Schutz zu begeben, worauf er uns ankündigte, entweder unſre dreyfarbigten Schleifen abzunehmen oder ſein Haus zu verlaſſen, denn ſo lauten, ſagte er, die Befehle meines neuen Geſandten. Wir machten einige Verſuche ihn zur Vernunft zurückzubringen, und ſtellten ihm vor, wie viel er verlöre, indem er auf einmal zehen bis zwölf Perſonen wegſchickte, von denen er einen beträchtlichen Gewinn gezogen habe. Allein ſeine Frau antwortete mit verächtlicher Miene, die Ruſſen würden ſie für allen Verluſt entſchädigen. Wir verlieſsen alſo ungeſäumt dieſes Haus, und bezogen die gerade leere Wohnung der Zöglinge der Dollmetſcher.

Endlich erſchien die lange erwartete Geſandtſchaft. Sie war zahlreich und glänzend. Der Taumel der Griechen war unbeſchreiblich und hielt einige Tage an; alsdenn aber hatte die Täuſchung ein Ende. Sie erfuhren bald, daß die ruſſiſchen Officiere nicht reich, und die Soldaten auf Rationen geſetzt waren, übrigens erſchien auch bald eine Ankündigung des Geſandten, daß er keine Schulden ſeiner Officiere bezahlen würde, und daß jedermann ſich vorzuſehen habe.

Die Franzoſen, die ſich um dieſe Zeit in Conſtantinopel aufhielten, mußten unter dieſen Umſtänden alle ihre Klugheit und ihren Muth hervorrufen, denn der Haß gegen alle, welche ihrem Vaterlande treu geblieben waren, war ſo groß, daß die Domeſtiken des Geſandten, die Soldaten und Officiere ſie in den Straßen beleidigten und ihnen die dreyfarbigte Cocarde abriſſen. Eine Menge Klagen gelangte darüber an die Pforte, ohne daß dieſe geneigt ſchien ſich darum zu bekümmern. Endlich ward die Geduld der Franzoſen erſchöpft, und ſie beſchloſſen ſich zu bewaffnen, und jede Beleidigung mit Gewalt zu erwiedern, obgleich ihrer höchſtens zwey hundert waren und die ruſſiſche Geſandtſchaft aus acht hundert Perſonen beſtand. Ein paar zu rechter Zeit angebrachte Piſtolenſchüſſe, obwohl nur mit Pulver, und eine Aufforderung an diejenigen Officiere welche am keckſten waren, zum Degen zu greifen, machte allen Beleidigungen ſchnell ein Ende, und brachte einen Be-

fehl des Geſandten zuwege ſo hitzige und empfindliche Leute nicht ferner zu reitzen.

Dritter Abſchnitt.

Charakterſchilderung der Muſelmänner, Griechen, Armenier und Juden. Volksmenge von Conſtantinopel. Nahrungsquellen der Einwohner.

Conſtantinopel enthält eine Miſchung von Türken, Griechen, Armeniern, Juden und Europäern, woraus natürlicherweiſe eine große Verſchiedenheit von Sprachen, Sitten und Religionen entſteht. Die Türken ſind die zahlreichſte Volksklaſſe, und wohnen zerſtreut in allen Gegenden der Stadt und der Vorſtädte. Die Griechen machen ungefähr den ſechſten Theil aller Einwohner aus, und bewohnen eine Gegend am Ende des Hafens, welche den Griechiſchen Namen Fanaraki oder der Leuchtthurm führt. Doch hält ſich auch eine große Anzahl zu Pera oder Galata unter den Franken (ſo nennt man hier alle Europäer ohne Unterſchied) auf. Die Armenier ſind etwas weniger zahlreich als die Griechen, und haben ihre Wohnungen im Innern der Stadt und in den Vorſtädten; doch haben ſich ſeit einiger Zeit, wie oben bemerkt worden, die Angeſehenſten in Pera unter den Franken niedergelaſſen, doch ohne ſich unter ſie zu miſchen. Die Juden machen die kleinſte Anzahl

aus, und wohnen im Innern der Stadt, doch halten ſich auch einige in Pera und Galata auf, und machen die Mäkler der Kaufleute.

Die Abgeſandten und Agenten der fremden Mächte bey der Pforte, nebſt den Europäern die der Handel nach Conſtantinopel zieht, machen an zwey tauſend Seelen aus. Die Seeleute bleiben mehrentheils an Bord ihrer Schiffe, die Kaufleute aber wohnen in Galata, um in der Nähe des Hafens zu ſeyn; hauptſächlich aber ziehen ſie dieſe Gegend darum allen andern vor, weil ſie daſelbſt feſte Häuſer von Backſteinen bewohnen, auch dauerhaft gebaute Waarenmagazine beſitzen, die mit kupfernen Fenſterladen verſehen ſind; ſie haben überhaupt nichts verſäumt was ihre Perſonen und Eigenthum gegen die Feuersbrünſte ſchützen könnte, die ſo häufig in dieſer Stadt wüthen. *)

*) Weil die Häuſer in Conſtantinopel gröſstentheils hölzern ſind, ſo vergeht ſelten ein Monat, daß nicht einige und ein beträchtlicher Theil der Stadt in die Aſche gelegt werden. So lief Conſtantinopel 1788 Gefahr beynahe ganz in Flammen aufzugehen. Iſt das Feuer in einer Stunde nicht gelöſcht, ſo muß der Sultan perſönlich zugegen ſeyn, um die Arbeiter durch Geſchenke und Zureden zu ermuntern. Bey ſolchen Gelegenheiten drängen ſich die Weiber an den Sultan, führen Beſchwerden über ſeine Regierung, und ſchreyen laut über den Geitz und die Erpreſſungen der Groſsen. Da ſie dergleichen Reden ungeſtraft führen dürfen, ſo entſteht zuweilen eine Feuersbrunſt um dem Türkiſchen Kaiſer die Klagen des Volks hören zu laſſen.

Nur die Mohamedaner, ſie mögen übrigens nun Türken oder Araber ſeyn, können Bedienungen und Stellen bey der Regierung, oder Staats-Aemter bekleiden, und unter den Janitſcharen oder andern Kriegsvölkern aufgenommen werden; in der Marine aber ſind beynahe alle Matroſen Griechen, wie ich weiter unten ausführlicher zeigen werde. Ferner beſchäftigen ſich die Türken mit dem Handel, einige im Großen, mehrere mit dem Detailhandel, und mechaniſchen Künſten, dem Studium der Geſetze und der Religion, auch der Schreibkunſt.

Die Muſelmänner beſitzen gewöhnlich geringe Kenntniſſe, viel Fanatismus und einen lächerlichen Hochmuth. Das Studium derjenigen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, ſchränkt ſich gewöhnlich auf die Kenntniß der verſchiednen Erklärungen des Korans, der Landes-Geſetze die aus demſelben entlehnt ſind, und der Auslegungen der Geſetzgeber ein. Einige beſchäftigen ſich mit der Dichtkunſt, dem Studium der perſiſchen und arabiſchen Sprachen, imgleichen der Aſtrologie. Nur ſehr wenige haben einige Kenntniß in der Mathematik und Aſtronomie. Ihre Arzneykunde iſt weiter nichts als einige vom Vater auf den Sohn vererbte Verfahrungsmethoden. Sie haben durchaus keinen Begriff von Naturgeſchichte, Phyſik, Geographie, Kenntniß des Seeweſens und der Taktik. Von der Geſchichte wiſſen ſie nur was ſie ſelbſt betrifft, und in Betreff andrer Völker, ſelbſt der Griechen, die vor ihnen die Länder des türkiſchen Reichs beſaßen, ſtecken ſie in

der ſchimpflichſten Unwiſſenheit. Beynahe alle mechaniſche Künſte ſind bey ihnen in der Kindheit, oder völlig unbekannt, die Färberey, die Verfertigung einiger Zeuge, der Degenklingen und Meſſer ausgenommen.

Schon ſeit langer Zeit haben ſich die Europäer, und vorzüglich die Franzoſen angelegen ſeyn laſſen, ihnen einige nützliche Künſte beyzubringen; aber es iſt ihnen nur auf ſehr unvollkommne Art gelungen, indem der Nationalſtolz, die Unwiſſenheit und der Fanatismus ihnen immer unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg ſtellten. Von den Franzoſen haben ſie gelernt Kanonen und Mörſer zu gießen, Schiffe zu bauen, Flinten, Bajonette und Lavetten zu verfertigen, und Seife zu ſieden. Die Nationalgutmüthigkeit war bis zu dem Grade geſtiegen, daß man ſie bald belehrt hätte, ſich ohne unſre Fabrikate zu behelfen. Der Krieg der jetzt ausgebrochen iſt, wird ohne Zweifel alles auf einen andern Fuß ſtellen. Das Betragen der Türkiſchen Regierung gegen die Republik, und die bey ihnen angeſeßnen Kaufleute, wird die Art und Weiſe wie man künftig mit dieſem ungeſelligen Volke umgehen muß in das hellſte Licht ſetzen.

Die Griechen ſind munter, geiſtreich und gewandt: ſie treiben allerley Gewerbe, auch einigen Handel, dienen in der Marine, bereiſen die verſchiednen Seeſtädte, vertiefen ſich aber ſelten ins Innere des Landes, außer in dem Europäiſchen Theil des Staats. Sie finden den höchſten Genuß im Tanz und der Muſik. Im übrigen

Theil des Reichs befleißigen ſie ſich mit ziemlicher Einſicht des Ackerbaues. Die Reichen beſitzen Kenntniſſe, ſind geſchmeidig und ſehr ränkevoll; ſie lernen Sprachen und geben ſich alle erſinnliche Mühe, um als Aerzte, Dollmetſcher oder Geſchäftsleute der vornehmen Türken, welche die großen Staatswürden bekleiden, angeſtellt zu werden. Die alten Familien bewerben ſich ſehr eifrig um die Ehre, als erſte Dollmetſcher der Pforte gebraucht zu werden, oder zu der Herrſchaft der Moldau und Wallachey zu gelangen, ohnerachtet der Gefahr die mit dieſen Aemtern verknüpft iſt.

Sie ſind mehrentheils abergläubig, furchtſam, und ſtrenge Beobachter der Faſten. Die Prieſterſchaft iſt zahlreich, und führt ein ziemlich ſtrenges Leben. Die hohe Geiſtlichkeit iſt unterrichtet und reich: die übrigen aber ſind arm und unwiſſend.

Die Armenier ſind durchgängig Kaufleute: ſie treiben im Türkiſchen Reich den größten Handel und zeigen dabey die meiſte Einſicht. Sie ſind geduldig, ſparſam und unermüdet. Sie reiſen im Innern von Aſien und Indien umher, und haben überall Waarenlager und Correſpondenten. Die meiſten verſtehen mechaniſche Künſte. Sie ſind Bankiers, Lieferanten und Geſchäftsmänner der Paſchas und andrer Großen. Man macht ihnen den Vorwurf, daß ſie keine Mittel ſcheuen um reich zu werden, und oft mit ſchlechten Waaren betriegen. Demungeachtet beobachten ſie ſehr treulich was ſie verſprochen haben, und ſind ſelten wortbrüchig.

Sie ſind ſtrenge in ihren Sitten, genaue Beobachter der Vorſchriften ihrer Religion, unwiſſend und abergläubig. Mit etwas mehr Aufklärung und unter einer andern Regierung aber würden ſie bald ein ſehr ſchätzbares Volk ſeyn.

Die Juden erſcheinen hier in einem weit nachtheiligern Lichte als in Europa. Unwiſſender, ärmer und fanatiſcher als dort, treiben ſie jede Art des Handels, und verſchmähen auch nicht die niedrigſten Beſchäftigungen. Nur wenige unter ihnen ſind Aerzte, Dollmetſcher oder Geſchäftsleute, und keiner von ihnen baut das Land. Ein jeder Handel iſt ihnen anſtändig, wenn er noch ſo geringe Vortheile bringt. Die Reichen treiben Wucher, leihen auf Pfänder gegen Zinſen von zwey bis drey Procent Monatlich, und ſelbſt noch mehr, nach Beſchaffenheit der Umſtände. Sie ſind Mäkler, Geldwechsler und Kaufleute, die Türkiſchen Zolleinnehmer bedienen ſich ihrer die Waaren zu taxiren und die Abgaben davon zu heben.

Die Juden ſind in ihren Sitten eben ſo ſtreng als die Armenier, und wie jene gewinnſüchtig, aber dabey unbekümmerter, zumal wenn ſie mit andern Religionsverwandten zu thun haben. Sie wohnen unter ſich in abgelegnen Gegenden, und zittern bey dem Anblick eines Muſelmannes.

Man kann die Volksmenge von Conſtantinopel, die Vorſtädte Pera, Galata und Dimitri mitgerechnet,

wie auch die Einwohner von Scutari und aller Dörfer am Bosphorus und in der umliegenden Gegend auf fünfmal hunderttauſend Seelen rechnen *). Da man im ganzen Türkiſchen Reiche keine Geburts- und Sterbeliſten führt, da die Sitten und Lebensart der verſchiedenen Einwohner ſo ſehr von einander abweichen, die Weiber beynahe durchgängig eingeſperrt ſind, und die Reichen oder Vornehmen ſo wenig als möglich ihre Häuſer verlaſſen, ſo giebt es in Conſtantinopel kein andres Mittel die Volksmenge zu beſtimmen, als durch die Getreide und Mehlkonſumption, welche, weil die Regierung beydes austheilt, genau bekannt iſt **).

*) Von andern wird die Bevölkerung von Conſtantinopel viel höher berechnet, und ihre Schätzungen variiren zwiſchen ſieben bis achthunderttauſend Einwohner. Indeſſen Eton im Survey of the Turkiſh Empire. London 1798. S. 273. ꝛc. bringt durch vier verſchiedene Berechnungen, eine viel geringere Volksmenge heraus als Olivier annimmt, und er glaubt, die Hauptſtadt des Türkiſchen Reichs habe höchſtens 300,000 Einwohner.

**) Getreide und Mehlhandel iſt ein Monopol des Sultans, welches ihm täglich 1360 Pf. St. oder 8160 Thaler einbringen ſoll. Täglich werden zwiſchen 9 bis 11,000 Guilots Getreide verbraucht. Das Guilot wiegt nach der Beſchaffenheit des Getreides achtzehn bis zwey und zwanzig Oken oder 56 bis 68 Pfunde. Ein Guilot Weitzen giebt, weil das Türkiſche Brodt bloß halb gebacken, und daher ſchwer und feucht iſt, 27 Oken Brodt, die Oke zu 2¾ Pfunde engliſch. Gewicht, oder zu 3 Pfund 2 Unzen franzöſiſ. Gewicht gerechnet. Der Sultan bezahlt das

Man kann daher die Volksmenge auf 500,000 Seelen ſchätzen, wenn man annimmt, daß alle Männer, Weiber und Kinder täglich anderthalb Pfund Mehl verzehren. Denn in jenen Gegenden wird weit weniger Fleiſch als im nördlichen Europa verbraucht, dagegen aber weit mehr Brodt, Reis, Backwerk, Milch und Früchte, daher dieſe Berechnung ziemlich richtig iſt. Noch muß man einige tauſend Centner Mehl und Getreide mit in Anſchlag bringen, die täglich, unerachtet der genauen Aufmerkſamkeit der Regierung, durch den Schleichhandel eingeführt werden: doch iſt dieſer Umſtand nicht beträchtlich genug, um mehr als einen Unterſchied von höchſtens 20,000 Seelen anzunehmen.

Wenn wir uns in Europa eine groſe Stadt wie Conſtantinopel vorſtellen, ſo ſind wir ohne Zweifel geneigt zu glauben, daß die Mittel des Unterhalts mit denen in andern groſſen Städten Aehnlichkeit haben. Man glaubt, daß ein groſer Theil der Einwohner liegende Gründe beſitzt, von denen er jährliche Einkünfte zieht, und daß alle übrigen von ihrem Fleiß leben. Man glaubt die Gegenden um die Stadt herum ſind in einem Zuſtande der ſorgfältigſten Cultur, mit Palläſten, Landhäuſern, Meiereyen und Gärten geſchmückt. Man ſtellt ſich vor, eine ſo vortrefflich belegene Stadt müſſe Erholungsplätze und Spatziergänge haben; kurz, man

Guilot mit einem Türkiſchen Piaſter, verkauft es den Beckern für drey, und das Publikum muß dieſen dafür 4 Piaſter bezahlen.

glaubt, Conſtantinopel müſſe in vielen Stücken allen großen Städten Europens gleichen.

Wenn wir aber einen aufmerkſamen Blick auf die beträchtliche Volksmenge von Conſtantinopel werfen, erſtaunen wir nicht wenig zu ſehen, daß beynahe alle Bewohner dieſer großen Stadt ihren Unterhalt von dem Kaiſer, den großen Staatsbedienungen oder dem Stande der Dienſtbarkeit ziehen.

Um dieſes einzuſehen muß man wiſſen, daß die Hauptſtadt vermittelſt der Abgaben, der Zölle, des Erbrechts welches der Sultan über alle ſeine Officianten ausübt, durch Confiscationen der Güter, den Verkauf aller Civil- und Militairbedienungen, die anſehnlichen Einkünfte, welche die Moſcheen und die großen Kronbedienten haben, und endlich vermittelſt der freywilligen und gezwungenen Geſchenke welche jeder der ein Amt bekleidet ſeinen Beſchützern machen muß, daß die Hauptſtadt ſage ich auf die angeführte Art einen großen Theil der Einkünfte des Reichs verſchlingt.

Eben ſo werden beynahe alle Einkünfte des Fiskus in Conſtantinopel aufgezehrt, weil ſich an dieſem Ort allein alle Nationalanſtalten befinden; denn in den Provinzen giebt es weder Armee, Seemacht, Arſenale noch Feſtungen die auf Koſten des Sultans unterhalten werden. Alle Gouverneurs, Paſchas, Mutſelims, oder Vicegouverneurs, die Woiwoden müſſen anſtatt von der Pforte beſoldet zu werden, noch jährlich eine

mehr oder minder beträchtliche Summe nach der Beſchaffenheit und dem Umfange ihres Gebiets in den Kaiſerlichen Schatz zahlen. Die Cadis und Molles verwalten die Gerechtigkeit gegen eine Abgabe von zehen Procent, und die Erhebung gewiſſer Zölle. Die Janitſcharen und andre Kriegsvölker bekommen nur einen ſehr geringen täglichen Sold, der von den Einkünften der Provinzen gezogen wird: ſie müſſen ſich auf ihre eignen Koſten ausrüſten, und in Kriegszeiten zu ihren Fahnen verfügen, ohne daß der Sultan die kleinſte Summe zu dieſem Behuf hergiebt. Die Officiere oder Agas aber beſitzen auf Lebenszeit gewiſſe Güter, unter der Bedingung, daß ſie bey der erſten Forderung ſich ſogleich zur Armee begeben, und eine gewiſſe Anzahl Kriegsleute auf ihre Koſten mit ins Feld bringen.

Alle das Seeweſen betreffende Anſtalten befinden ſich in Conſtantinopel. In keinem andern Hafen werden Kriegsſchiffe ausgebeſſert, oder ausgerüſtet. Auch werden ſie hauptſächlich in der Hauptſtadt gebaut. Zwar giebt es jetzt auch Schiffswerfte zu Sinope, am oberſten Ende des Meerbuſens Mondania in den Dardanellen zu Metelino und zu Rhodes, weil in dieſen Gegenden das Schiffszimmerholz in der Nähe zu haben iſt; aber die Summen welche zu dieſem Zweck aus der Hauptſtadt gezogen werden, ſind ſehr unbeträchtlich, und nur für den gegenwärtigen Zeitpunkt. Uebrigens müſſen mehrentheils die Paſchas dieſe Koſten tragen.

Die Feſtungen werden ebenfalls auf Koſten derjenigen Paſchas unterhalten, in deren Gebiet ſich dergleichen befinden, daher ſind ſie auch mehrentheils im ſchlechten Zuſtande, ja ſogar verfallen und in Ruinen. Der Sultan iſt in dieſem Punkt leicht zu hintergehen, weil er jährlich eine täuſchende Berechnung der Unterhaltungskoſten erhält. Sollte aber ein Verdacht der Untreue oder Klagen über dergleichen ihn einmal bewegen jemand zur Unterſuchung dorthin zu ſenden, ſo iſt man beynahe ſicher, daß eine zu rechter Zeit angebrachte Summe Geldes dem Paſcha einen günſtigen Bericht verſchafft; aber würde er auch abgeſetzt, oder ließe man ihm ſogar den Kopf abſchlagen, ſo kommt die Feſtung deshalb nicht in beſſern Zuſtand, ſein Nachfolger würde einige unbedeutende Reparaturen vornehmen, und ſie ſogleich unterbrechen, ſobald er die gehörigen Maasregeln zu ſeiner Sicherheit genommen hat.

Alles Geld in der Türkey, das von Cairo ausgenommen, wird in Conſtantinopel geprägt, und gewährt dem Sultan eine beträchtliche Einnahme, weil er es von ſo viel geringern Gehalt ausmünzen läßt, daß es nicht die Hälfte des innern Werths beſitzt, den es unter den vorigen Sultanen hatte. Seit einiger Zeit hat ſich das auswärtige Geld ſehr vermehrt, doch gilt es nicht nach ſeinem eigenthümlichen Werth, weil die Handelsbilanz noch zum Vortheil der Türkey ſteht. Mit Indien verhält es ſich ganz anders, indem die Türkey dahin beynahe nichts liefert. Dort nimmt man

nur das alte Geld, und ſelbſt dieſem zieht man Venetianiſche, Ungerſche und Spaniſche Münze vor, weil ſie von beſſerm Gehalt iſt.

Nach einer wahrſcheinlichen Schätzung beläuft ſich die Summe welche jährlich aus den verſchiednen Städten und Provinzen nach Conſtantinopel geht, ungefähr auf zweyhundert Millionen Livres. Die Einnahme des Staats und die des Sultans beträgt mit Einſchluß des Ertrags der Münze etwa hundert und funfzig Millionen Livres *). Die Geſchenke aber an diejenigen wel-

*) Dieſe Berechnung der Türkiſchen Staatseinkünfte ſcheint freylich nach den bisherigen Berechnungen zu niedrig, weil die Summen welche jährlich in den Haſnì oder des Sultans Privatſchatz fließen, als Staatsgeheimniß nicht beſtimmt angegeben werden kann. Allein, Oliviers Berechnung iſt eher zu hoch als zu niedrig angeſetzt, denn nach Etons Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, der ihn von allen Neuern aufs genaueſte unterſucht hat, ſteigt der Miri, oder die jährliche Einnahme der Reichsſtaatskaſſe nicht höher als 44,942,500 Piaſter. Da dieſer Piaſter aber nur den innern Werth von acht gute Groſchen Conventionsgeld hat, ſo beträgt jene Summe nur 14,980,833 Reichsthaler. Wäre alſo die Einnahme beyder Kaſſen hundert funfzig Millionen Livres oder $37\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, ſo müßte die Privatkaſſe des Kaiſers, deren ungewiſſe Einkünfte größtentheils aus dem Verkauf der Aemter, zehn Procent von allen Erbſchaften, und den confiſcirten Reichthümern der Großen beſtehen, faſt gleiche Revenüen wie die Reichskaſſe haben, oder jährlich 12,520,000 Thaler einnehmen.

che in Aemtern ſtehen, die Beſoldungen der Geſchäfts-leute, die Einkünfte der Moſcheen, und die Appanagen der Großen betragen alle zuſammen nicht mehr als funfzig Millionen. Dieſe Berechnung giebt uns für den Unterhalt jedes Individuums über dreyhundert Livres jährlich, welches mehr als hinreichend für jede Perſon im Durchſchnitt iſt. Ich muß noch anmerken daß die Induſtrie von Conſtantinopel ſich lediglich auf die Bedürfniſſe der Einwohner beſchränkt, und daß der Haupthandel welcher dort getrieben wird, ſich einzig auf die Conſumption der Stadt bezieht, indem der Tranſitohandel viel zu unbeträchtlich iſt, um irgend eine bedeutende Summe Geldes vom Lande in die Stadt zu ziehn.

Man ſieht aus dem oben geſagten, daß die Stadt gegenwärtig ihre große Bevölkerung nur der Gegenwart des Fürſten, dem Aufwande des Hofes und den öffentlichen Anſtalten verdankt. Wenn aber Conſtantinopel alle die Vortheile benutzte, welche die glückliche Lage zwiſchen dem ſchwarzen und dem mittelländiſchen Meer, zwiſchen Europa und Aſien ihm gewährt; wenn es von dem Umfange, der Bequemlichkeit und Sicherheit ſeines trefflichen Hafens Vortheil zöge; wenn die Induſtrie reger wäre; wenn die Gegenſtände der Kunſt im ganzen Reiche, und ſogar jenſeits deſſelben verbreitet wären; wenn die Einwohner durch die Cultur des Bodens ſich die fehlenden Lebensmittel und die Materialien für ihre Fabriken zu verſchaffen ſuchten; wenn es ihnen gelänge, die Peſt, dieſe verderblichſte Geißel

bezeugungen, und erlangen zuweilen einen nicht geringen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Man legt ihnen die Benennung Kadeun bey.

Diejenige Sklavin welche Mutter eines Sohnes wird, führt den Namen Haſſeki oder Aſſachi Sultana: ſie bekommt ein Haus und Sklavinnen, nebſt einem ausgezeichneten Rang; man begegnet ihr mit der größten Achtung, ſie genießt eine Art von Freyheit im Innern des Harem, und hat das Vorrecht ſich dem Sultan ſo oft ſie es wünſcht, zu nähern. Wenn aber ihr Sohn ſtirbt, ſo tritt ſie in die Zahl der Kadeuns zurück, oder wird nach dem alten Serail geſchickt.

Die andern Sklavinnen heißen Odelike, von dem Wort Oda, welches ein Gemach oder Zimmer bedeutet. Wird eine von ihnen ſchwanger, ſo wird ſie ſehr ſorgfältig behandelt, und die Verſchnittenen begegnen ihr mit großer Ehrfurcht, wenn der Sultan noch keine männlichen Kinder hat. Hat er aber ſchon Söhne von irgend einer begünſtigten Schönen, ſo befindet ſie ſich in einer ſehr kritiſchen Lage, und ſie muß ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie mit einer frühzeitigen Geburt davon kömmt, oder ihr Kind, ſobald es das Licht der Welt erblickt hat, erſticken ſieht. Wenn eine von dieſen Odeliken eine Kadeun werden ſoll, (eine Ehre nach der ſie alle begierig ſtreben) muß eine von den ſieben Günſtlinginnen nach dem alten Serail geſchickt werden, welches eine Art von Verbannungsort für diejenigen

Weiber iſt, welche das Unglück haben dem Herrn zu mißfallen.

Nach dieſem alten Serail werden auch alle Weiber des entſetzten oder verſtorbnen Sultans gebracht, wo man ſie im Wohlſtande unterhält, und ſie mit Achtung behandelt; ſie können aber dieſen Zufluchtsort nie wieder verlaſſen: denn die Muſelmänner würden es für unanſtändig halten, wenn eine Sklavin, die ehedem die Gunſt des Sultans beſeſſen hätte, in die Arme eines andern Mannes übergienge. Nur die Mutter des neuen Sultans behält ihre Freyheit, einen Pallaſt und beſtimmte Einkünfte. Der neue Harem wird bald wieder beſetzt, denn die Kaufleute kommen von allen Gegenden und bieten junge Sklavinnen zum Verkauf an; und die Paſchas und Großen wetteifern mit einander, dem Fürſten Schönheiten zu ſenden, die ihn feſſeln können, um ſich dadurch bey ihm geltend zu machen, und im Nothfall mächtige Fürſprecherinnen zu haben.

Frühere Reiſende haben uneigentlicherweiſe den Weibern des Sultans den Titel Sultanin beygelegt: dieſer wird aber in der Türkey nur den Prinzeſſinnen vom Geblüt, den Töchtern eines Sultans, oder wie oben geſagt worden iſt, der Mutter des regierenden Fürſten beygelegt, die Töchter der Sultane aber werden nur Kanum Sultane genannt.

Die Aufſicht über die Weiber iſt den ſchwarzen Verſchnittnen anvertraut, welche ſo vollſtändig verſtümmelt

Gewandheit zu führen, und gewöhnt ſie zu gleicher Zeit, zu den Funktionen, die ſie bey dem Sultan in Zukunft verrichten ſollen. Eine groſe Anzahl wird auch im Innern des Serails erzogen. Die weißen Verſchnittnen welche die Aufſicht über ſie führen, begegnen ihnen mit der gröſten Strenge, und beſtrafen das kleinſte Vergehen auf das nachdrücklichſte. Die Kinder ſind weiß gekleidet, und werden ſehr frugal beköſtigt. Mehrentheils ſind es Chriſtenkinder, die man im Kriege gefangen, oder in Georgien und Cirkaſſien gekauft hat. Sie werden auch von andern Grenzen des Reichs und der Barbarey gebracht: auch nimmt man Kinder rechtgläubiger Muſelmänner dazu, ſeitdem die Türken nicht mehr mit ſo glücklichem Erfolg wie ehedem gegen die Chriſten kriegen.

Diejenigen unter den Ichoglans, die die beſten Fortſchritte in ihren Studien machen, und am meiſten Fähigkeit zeigen, werden zuerſt unter die Pagen aufgenommen; ſie füllen allmählig die erledigten Aemter aus, und nehmen, wenn die Reihe an ihnen iſt, die wichtigſten Stellen des Serails ein. *) Sehr oft erhalten ſie

*) In dieſem Fall ſteigen ſie zur Caſnada oder erſten Kammer des Serails, welche aus vierzig Perſonen beſteht, und ſämmtlich den Titel Aga führen. Dreyzehn derſelben ſind immer um die Perſon des Großherrn, wie der Selictar Aga, der ſein Schwerdt trägt; Chiodar Aga, der den Saum ſeines Kleides nachträgt; Riſchivodar Aga, der ihm den Steigbügel hält; Schemnégé Aga, der den Schemel beym Auf- und Abſteigen wenn er ausreitet in Verwahrung

vom Fürſten ſehr einträgliche Aufträge, und bekommen ſehr reiche Geſchenke von denen die durch ihren Einfluß Stellen bekommen.

Unter den jungen Leuten die im Kriege gefangen, gekauft, oder von andern Gegenden nach Conſtantinopel gebracht werden, wird bey weitem die gröſste Anzahl unter dem Titel Adjem Oglan zu den niedrigern Geſchäften des Seràils beſtimmt. Man braucht ſie zu Laſtträgern, Holzſpaltern, Köchen, Fleiſchern, Waſſerträgern, kurz zu allen Arten von Dienſtbarkeit. Nur ſehr ſelten befinden ſich unter dieſen Söhne von Muſelmännern. Iſt die Anzahl dieſer Claſſe ſehr beträchtlich, ſo nimmt man mehrere unter die Gärtner auf.

Die Zahl der Boſtangis oder Gärtner beläuft ſich auf ungefähr zehentauſend: ihr Oberhaupt heiſst Boſtangi Bachi, und er beſitzt ein ſehr ausgebreitetes Anſehen. Er hat nicht allein die uneingeſchränkteſte Macht über die Palläſte und Gärten des Sultans, ſondern er handhabt auch die Polizey in den Gegenden um die Hauptſtadt und um den Canal, bis an den Eingang des ſchwarzen Meeres. Er wacht über alle Ausſchweifungen, und beſtraft die Diebereyen und andere Unordnungen die in dieſem Bezirk vorfallen. Er führt

hat ꝛc. S. Buſinello hiſtoriſche Nachrichten, von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der osmaniſchen Monarchie, in Le Brets Magazin zum Gebrauch der Staaten und Kirchengeſchichte. 1. B. S. 114 ꝛc.

das Steuerruder der Caique (eine Art leichter Fahrzeuge mit Rudern) des Sultans, wenn er zu Waſſer reiſet, und begleitet ihn überall zu Pferde, wenn er öffentlich erſcheint. Dieſer Beamte iſt einer von den vier Rickab agaleſi oder Hofbedienten, die den Sultan überall begleiten müſſen, wenn er im Pomp erſcheint. Die drey andren ſind der Bujuk imbrohor, oder Großſtallmeiſter, der Kutchuk imbrohor oder Unterſtallmeiſter, und der Capidgilar kiayaſſi oder Großkämmerer.

Die Boſtangis ſind mehrentheils Söhne von Muſelmännern; ſie werden gut beſoldet, und ſind beynahe durchgängig verheirathet. Sie rudern mit der größten Fertigkeit in den Caiquen des Sultans, und tragen Sorge für ſeine Palläſte und Gärten, zerſtreuen ſich in die Dörfer und Gegenden um Conſtantinopel, um dort eine ſehr heilſame und thätige Aufſicht zu führen.

Man ſtiftete ſie unter den erſten Kaiſern und ſie waren lange Zeit eine vortrefliche Pflanzſchule der beſten Soldaten. Aus ihrem Mittel wählte man die muthigſten, ſtärkſten und vor allem die bigotteſten und verſetzte ſie unter die Janitſcharen.

Die morgenländiſchen Sitten erfordern, daß keine Beſuche oder geheime Zuſammenkünfte ſtatt finden, wenn nicht die Sklaven oder Domeſtiken zugegen ſind. Die Höflichkeit erfordert, daß Kaffee vorgeſetzt wird, daß man von Zeit zu Zeit eine angezündete Pfeife reicht, und nach dem Range des Gaſtes muß man ihm Scherbet,

Eſſenzen und Räucherwerk anbieten. Sogar wenn ein Muſelmann allein iſt muß er von Zeit zu Zeit ſeine Pfeife und Kaffee haben. Dieſes beſtändige Bedürfniß ſich bedienen zu laſſen, hat gewiß zuerſt den Gebrauch der Stummen und Tauben aufgebracht, wenn man geheime Geſchäfte zu verhandeln hat. Der Sultan unterhält in ſeinem Pallaſt wenigſtens vierzig dieſer Taubſtummen, die ihn gemeinſchaftlich mit ſeinen Pagen bedienen. Die meiſten Groſſen haben auch dergleichen; doch werden dabey viele Betriegereyen verübt, die leichtgläubigen Perſonen zum groſſen Nachtheil gereichen können. So habe ich oft bey dem Bürger Descorches in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft einen Menſchen geſehen, der für taub und ſtumm gehalten ward, mit dem man ſich ſchriftlich auf Türkiſch unterhielt, und der von den Hofkabalen und Stadtanekdoten Nachricht gab. Dieſer Menſch lieh allem was geſprochen wurde ein ſo horchendes Ohr, daß man ſich leicht überzeugen konnte, er verſtände mehr als eine Sprache, und daß ſeine Ohren ihm ſehr gute Dienſte leiſteten. Als er bemerkte, daß man anfieng Verdacht auf ihn zu werfen, blieb er weg, um nicht vergeblich ſeine Rolle zu ſpielen.

Der Sultan unterhält auch eine ziemliche Anzahl Zwerge, die eben ſo wenig geſchickt ſind, ihm die Zeit zu vertreiben, als ihn zu bedienen. Sind dieſe mißgeſtalteten Geſchöpfe noch dazu Taubſtumme, ſo ſteigt ihr Anſehen beträchtlich, und man begegnet ihnen mit vieler Achtung.

Die Capidgis oder Pförtner, deren Anzahl ziemlich groß iſt, ſtehen an den äußern Thoren des Pallaſts. Man muß ſie aber nicht mit den Capidgis-bachis verwechſeln, die eine Art von Kämmerer ſind, welche lukrative und ehrenvolle Stellen bekleiden, und alle Aufträge des Sultans ausrichten müſſen, dergleichen ſind: einem Rebellen oder ungetreuen Beamten den Kopf abſchlagen, die Nachricht von der Ernennung zu einem Gouvernement ankündigen, den Nachlaß eines verſtorbenen Kronbeamten einſtreichen, u. ſ. w. Ihr Oberhaupt, der immer aus ihrem Mittel erwählt wird, heißt Mic-alem. Die Capidgis-bachis werden zuweilen zu der Würde eines Paſchas von zwey Roßſchweifen ernennt, und erhalten alsdenn die Regierung ganzer Provinzen.

Fünfter Abſchnitt.

Caiquen. Der Capudan Pacha. Türkiſche Seemacht. Die Galiondgis. Vortheile des Hafens von Conſtantinopel.

Die Ankunft und die Abfahrt der vielen Fahrzeuge die mit vollen Segeln in den Hafen aus- und einlaufen, und die unzähligen kleineren Böte mit zwey bis drey Ru-

derern, die in allen Richtungen unabläſſig hin und her- kreutzen, gewähren von jedem etwas erhabnen Stand- punkt geſehen, ein ſo äußerſt reitzendes Schauſpiel, daß man nie müde wird es zu betrachten. Vorzüglich ver- dienen die Caiquen bemerkt zu werden. Dieſes ſind lange, ſchmale, äußerſt leichte Fahrzeuge, die zwey bis drey, ſelten aber vier Paar Ruder führen. Sie haben zwey auch drey Segel, die man aber nur bey gutem Wetter und wenn der Wind nicht ſtark iſt, aufſpannt. Dieſe kleinen Fahrzeuge führen keinen Ballaſt, und ſind ſo leicht, daß der geringſte Wind- ſtoß ſie umſchlägt, wenn der Schiffer nicht Sorge trägt, das Segel ſchnell einzuziehen, und ſich durch eine Wendung mit dem Steuerruder umzulegen. Die Anzahl dieſer Caiquen iſt ſo groß und ſie durchſchneiden das Waſſer mit ſolcher Schnelligkeit, daß zuweilen alle Geſchicklichkeit der Ruderer nicht hinreichend iſt, um zu verhüten, daß ſich zwey gegen einander ſtoßen, und daß eines umſchlägt, zumal bey ſtürmiſchem Wet- ter; denn alsdenn berechnen die Ruderer nicht hinläng- lich die Wirkung des Windes auf ein ſo leichtes Fahr- zeug, welches eine ſo große Oberfläche außerhalb des Waſſers darbietet. In dieſem Fall iſt es gut ſchwim- men zu können, denn man leiſtet denen, welche dieſes Unglück betrifft, ſelten Beyſtand, indem eines von dieſen Böten ſelbſt Gefahr laufen würde umzuſchlagen, wenn man ſich beſtrebte einen ſolchen Unglücklichen ein- zunehmen.

Die Bauart dieſer Caiquen, iſt in Abſicht auf Zierlichkeit der Form und Leichtigkeit der Bewegung, unverbeſſerlich. In zwey Stunden kömmt man mit Hülfe der Segel und eines geringen Windes von Conſtantinopel bis nach den Prinzeninſeln, welche zehen bis zwölf Meilen entfernt ſind; und ſelbſt gegen den Strom, und bey widrigem Winde brauchen drey Ruderer nicht mehr Zeit, um nach Bujuk Dérè zu gelangen, welches funfzehn Meilen weit iſt.

Die Caiquen des Sultans erkennt man an der Größe, Vergoldung, Zierlichkeit, und an der Anzahl und Geſchicklichkeit der Ruderer. Sie führen deren vierzehn Paar, und ſind mit acht und zwanzig weiß gekleideten Boſtangis bemannt. Der Boſtangi-bachi regiert, wie oben geſagt worden, das Steuerruder. Die Caique des Großveziers hat zwölf Paar Ruder; die der großen Hofbedienten und fremden Geſandten, haben ſieben Paar. Bey dieſen großen Fahrzeugen muß man nothwendig zu jedem Ruder, einen Mann haben, in den kleinen Caiquen aber, führt einer zwey Ruder.

Im Winter fährt der Sultan ſelten zu Waſſer; im Sommer aber, beſucht er öfters die verſchiednen Palläſte die er am Canal des ſchwarzen Meeres beſitzt, oder das Luſtſchloß der ſüßen Gewäſſer, zwey Meilen von der Stadt in dem ſchmalen Thal, das der kleine Fluß durchſtrömt, welcher ſich am obern Theil in den Hafen ergießt, und einen ſo ſanften Lauf hat, daß die Caiquen bequem bis nach dem Pallaſt hinaufſchiffen können. Die

Abfahrt und Ankunft des Sultans wird jedesmal durch Kanonenſchüſſe angekündigt, und man kann ſich leicht das Vergnügen machen ihn vorbeyfahren zu ſehen. Man erkennt ſeine Caique, an einem ſchönen, karmoiſinrothen Zelt, welches am hintern Ende des Fahrzeuges aufgerichtet iſt. Verſchiedne Böte von gleicher Größe in welchen ſich die vornehmſten Officianten befinden, folgen nach, und eine große Anzahl kleinerer umgeben den Zug von allen Seiten.

Ehe wir einige Nachrichten von der türkiſchen Marine mittheilen, wird es nothwendig ſeyn, mit einigen Worten des Capudan-Pacha zu erwähnen, deſſen Eifer und Thätigkeit ſich unermüdet gleichförmig erhalten haben, ſeitdem er die Seemacht des türkiſchen Reichs befehligt, und ſich an der Spitze aller Anſtalten der Marine befindet. Er ſteht bey Selim III. in einem Anſehen, welches die Zeit immer mehr zu befeſtigen ſcheint. In dem glücklichen Alter wo das Herz noch in ſeiner urſprünglichen Reinheit ſchlägt, und zu der Zeit wo der grauſame Argwohn des regierenden Fürſten, den Erben des Reichs, wie einen Gefangnen bewacht, war Huſſein, aus Cirkaſſien gebürtig, der Sklave des jungen Selim. Er ward bald der gefällige Gehülfe ſeiner Vergnügungen, der Vertraute ſeines Herzens, und ſein Freund. Die Verbindungen des kindiſchen Alters ſind manchen Abwechſelungen unterworfen, welche aus den Launen jener frühen Jahre entſtehen; ſehr häufig befeſtigt aber die Vernunft, was eine wechſelſeitige Neigung gegrün-

det hat, und dann ſind die Freunde der Kindheit an ein: ander Zeitlebens gefeſſelt.

Ein glücklicher Umſtand befeſtigte die Freundſchaft des Sultans für den Capudan-Pacha. Man ſagt, Se: lims Leben ſey, durch Ränke des Serails, in Gefahr ge: weſen, ehe er den Thron ſeiner Väter beſteigen konnte, die Warnung einer Sklavin des Serails, der Schweſter Huſſeins rettete ſein Leben. Von dieſem Zeitpunkte an, war ſeine Dankbarkeit ohne Grenzen; ſobald Selim zur Regie: rung kam, vermählte er Huſſein mit der Tochter Abdul-Ha: mids, überhäufte ihn mit Wohlthaten und machte ihn zum Oberaufſeher der Seemacht und Großadmiral. Dieſer, im Innern des Serails, ohne Kenntniſſe, ohne Unter: richt aufgewachſen, befand ſich anfänglich in ſeinem neuen Poſten in Verlegenheit, da er um ſich keinen ein: zigen Menſchen ſahe, der ihm beyſtehen, und ſeine Schritte leiten könnte; doch folgte er bald dem Beyſpiel ſeines Vorgängers, und berief Ingenieure und Kunſt: verſtändige aus Frankreich, um die Arbeiten des Ar: ſenals zu lenken, und mit Thätigkeit die Plane, die er entwarf, auszuführen.

Haſſan-Pacha, ſein Vorgänger, ein größerer Mann als er, aber nicht minder unwiſſend, mußte mit manchen Schwierigkeiten kämpfen, weil er nicht wie die: ſer, das ganze Vertrauen ſeines Herrn beſaß. Er hatte einen franzöſiſchen Schiffsbaumeiſter, Namens Leroi berufen, und ihm erlaubt, den türkiſchen Schiffen, die Form der Europäiſchen zu geben, welche ſie vorher nicht

hatten. Der jetzige Capudan-Pacha, brauchte nur auf jener Spur fortzugehen, aber glücklicher als jener, fand er in der Gunſt des Sultans, alle Mittel, durch den nöthigen Koſtenaufwand, ſeinen Planen einen glücklichen Fortgang zu verſchaffen.

Die beyden letzten unglücklichen Kriege gegen Rußland, hatten den Sultan und den Divan, von der Nothwendigkeit überzeugt, eine ſtarke Seemacht zu unterhalten, ſowohl um ihre Beſitzungen im ſchwarzen Meere, und im Archipelagus zu decken, als auch die Hauptſtadt gegen alle Beleidigungen von Seiten der Ruſſen zu ſchützen. Da nun der Capudan-Pacha die Mittel in Händen hatte, einen großen Theil der Staatseinkünfte für das Departement der Seemacht anzuwenden,*) ſo ſind auch mit Hülfe dieſes Mittels, eine Menge Schiffe gebaut worden. Die türkiſche Seemacht beſteht gegenwärtig aus zwanzig Linienſchiffen, von denen eins ein Dreydecker iſt, aus zwanzig Fregatten oder Korvetten, von denen einige vierzig Kanonen führen, und aus mehrern kleinern Schiffen. Bey unſrer Abreiſe im ſechſten Jahre der Republik arbeitete man ſehr emſig am Schiffsbau im äußerſten Ende des ſchwarzen Meeres, zu Sinope, im Meerbuſen von Mandània, in den Dar-

*) Während des letzten Krieges mit Rußland, koſtete die ganze türkiſche Flotte 5300 Beutel, oder 2,650000 Piaſter, davon betrugen die Bau- und Ausrüſtungskoſten, 904,000 Piaſter. Damals koſtete ein, in Sinope erbautes Linienſchiff ohne Kanonen und Takelage, 9000 Pfd. Sterl. zu erbauen.

danellen, zu Metellino und zu Rhodus. Wenn alſo nichts ſich ereignet, um die Projekte des Capudan-Pacha zu unterbrechen, oder wenn die jetzt auf die Seemacht verwendeten Summen nicht wieder abgeleitet werden, ſo kann die Pforte bald im Beſitz einer anſehnlichen Anzahl Schiffe, nach Art der Europäiſchen ſeyn. Es frägt ſich aber: Wird ſie eine hinlängliche Anzahl Matroſen haben, um ſie gehörig zu bemannen, und genug geſchickte Officiere zuſammen bringen können, um dieſe Flotte zu kommandiren.

Unglücklicherweiſe hat der Capudan-Pacha nicht die groſſen Einſichten eines Staatsmannes, und eben ſo wenig die Kenntniſſe, die ſein Poſten erfordert. Er läßt ſich mit der Kleingeiſterey eines Menſchen, der mehr guten Willen als Kopf beſitzt, in die geringſten Details ein. Man ſieht ihn ſelbſt die Geſchäfte des Arſenals beobachten, und den ganzen Tag zubringen, um die Arbeiter durch ſeine Gegenwart aufzumuntern, aber weiter reichen auch ſeine Einſichten nicht; er hat nie den Handel befördert; er hat nicht einmal einen Entwurf gemacht, um Seeleute zu bilden. Zwar hat man ſchon ſeit langer Zeit eine Schule der Mathematik im Arſenal, und Tott ſtiftete eine zweyte für die Schiffahrt, aber ſie ſind nicht hinlänglich aufgemuntert worden, und die Kenntniſſe der Lehrer ſind zu beſchränkt, um groſſen Nutzen von den Schulen zu erwarten.

Die Türken haben gewöhnlich keinen Hang zum Seeleben; ſie können ſich zu der Geſchäftigkeit nicht

bequemen, welche das Seeweſen erfordert, und eben ſo wenig die mancherley Entbehrungen ertragen, welche unvermeidlich damit verknüpft ſind; ſie bedienen ſich dazu lieber der Griechen, welche in dieſem Stande, wie in jedem anderen, eine Einſicht und Thätigkeit zeigen, von der die Türken keinen Begriff haben. Die Griechen manövriren ziemlich gut, und führen ihre kleinen Fahrzeuge in bekannten Meeren mit vieler Geſchicklichkeit; ſie beſitzen aber nicht die geringſten theoretiſchen Kenntniſſe der Schiffahrt: beynahe alle fahren ohne Kompaß, und richten ſich bloß nach der Kenntniß der Berge und Küſten; ſie weichen jedem etwas ſtarken Winde aus, und warten die Wiederkehr des günſtigen Wetters in dem erſten beſten Hafen ab.

Ehedem hießen die Matroſen und Seeſoldaten auf den Schiffen der Pforte Levens oder Leventis: gegenwärtig nennt man ſie Galiondgis. Die erſtern ſind Türken aus den Seeſtädten, oder Griechen vom Archipelagus; ſie ſind beſtändig im Dienſt, werden richtig beſoldet, und müſſen auf den erſten Befehl bereit ſeyn, ſich einzuſchiffen. Die Seeſoldaten ſind durchgängig Muſelmänner, und empfangen nur ihren Sold wenn ſie wirklich gebraucht werden: in Friedenszeiten erhalten ſie die Erlaubniß in ihre Heimath zurückzukehren und ihre gewohnten Beſchäftigungen vorzunehmen. Der Griechen bedient man ſich auf einem Kriegsſchiffe nur zum manövriren: die Vertheidigung deſſelben wird bloß den Muſelmännern anvertraut, denn es iſt den

Regierung wohl bekannt, daß die Griechen nicht ſehr geneigt ſind, für ihre harten Deſpoten zu fechten.

Wenn es die Bedürfniſſe des Staats fordern, nimmt man ſeine Zuflucht zu den Kauffarthenſchiffen, und wenn es nöthig iſt, erſcheint ein Firman vom Sultan, in dem jedem Primas einer Inſel des Archipelagus, und dem Gouverneur einer jeden etwas beträchtlichen Seeſtadt anbefohlen wird, eine gewiſſe Anzahl Matroſen nach Conſtantinopel zu ſenden. Dieſes haben wir ſelbſt erlebt im Frühjahre des ſechsten Jahres, wo man drey Linienſchiffe, zwey Caravallen, drey Fregatten, drey Corvetten und funfzehn Kanonier-Schaluppen bemannen wollte. Dieſe letztern waren beſtimmt, die Donau hinaufzuſegeln, um den Angriff zu unterſtützen, den der Capudan-Pacha gegen Widdin im Sinn hatte, wo Pasvan-Oglu eingeſchloſſen war.

Die Galiondgis ſind ſchlecht diſciplinirt, ſehr aufrühriſch und gemeinhin ſehr verderbt. Vor ihrer Abreiſe überlaſſen ſie ſich häufig den größten Ausſchweifungen, welche die Regierung duldet, aus Furcht, ſie durch Strafen, aufzubringen. Die Juden, Armenier, Griechen und ſelbſt die Europäer ſind in dieſem Zeitpunkt ſehr behutſam: ſie vermeiden, ſich in den etwas entlegnen Gegenden von Pera und Galata ſehen zu laſſen, und tragen Sorge in ihren Häuſern zu ſeyn, wenn es dunkel wird. Demungeachtet ſind in dieſem Jahre eine Menge Perſonen zu Galata angehalten und beraubt, und ſogar getödtet werden. Zwar muß man auch an-

merken, daß ſich gerade um dieſe Zeit zu Conſtantino- pel und Adrianopel eine Menge Kriegesleute einfanden, um gegen Pasvan-Oglu zu marſchiren.

In Pera giebt es einige Häuſer wo die Europäi- ſchen Matroſen, die Griechen und ſogar die Türken hingehen um zu trinken. Unter dieſen Seeleuten ent- ſtehen alsdenn öfters Streitigkeiten, die ſich zuweilen mit Todtſchlägen endigen. So waren wir bald nach unſrer Ankunft in Conſtantinopel, Augenzeugen wie ein Galiondgi einen Griechen ermordete und dieſen Mord ungeſtraft begieng.

Einige Griechen ſaßen ruhig um einen Tiſch und tranken, als ein Galiondgi der für ſich allein getrunken hatte, ſie aufforderte, für ihn zu bezahlen. Dieſe wei- gerten ſich, er aber beſtand von neuem darauf und be- gleitete ſeine Forderung mit dem Beynamen von Hun- den, Schweinen und Unglåubigen, mit denen die Tür- ken ſehr freygebig gegen andre Religionsverwandte ſind. Die Antwort war zum zweyten Mal abſchlägig, aber nicht beleidigend; hierauf zog der Türke ſeinen Yatagan (einen krummen ſcharfen Säbel) und drohte die Grie- chen zu ermorden, und bey der dritten Verweigerung von ihrer Seite erhielt einer von ihnen einen tödtlichen Streich. Der Galiondgi äußerte weder Furcht noch Reue, mit einem Piſtol in der einen und ſeinem Yata- gan in der andern Hand, gelang es ihm alle Anweſen- den entfernt zu halten. Als bald darauf die Wache bloß mit Stöcken bewaffnet ankam, um ihn zu greifen,

zog er ſich ruhig zurück. Er drohte, auf den erſten der ihn angreifen würde, Feuer zu geben, wehrte ſich immer auf dem Rückzuge, verwundete einige, und erreichte ſo die Begräbnißplätze am weſtlichen Ende von Pera, die auf einer kleinen Anhöhe liegen. Unter dem Schutz der Cypreſſenbäume die daſelbſt ſtehen, gelangte er zu der Flotte, wo er ſeine Cameraden fand, die ihn in Empfang nahmen und ſeine Flucht beförderten.

Vormals waren die türkiſchen Kriegsſchiffe ſo eingerichtet, daß jeder Türke auf demſelben ſein Logis, Küche und ſeine ganze Wirthſchaft hatte. Dadurch waren die Räume zwiſchen den Verdecken ſo gedrängt voll, daß man ſich nur mit Mühe des Geſchützes bedienen konnte, und ſchon immer mehrere Salven vom Feinde erhalten hatte, ehe man eine erwiedern konnte. Die Kanonen waren von verſchiednem Caliber, und da der Dienſt ohne Ordnung und Sorgfalt verrichtet wurde, waren die Kugeln, welche man zum Laden der Kanonen brachte, bald zu groß, bald zu klein; ſo daß allein durch dieſen Umſtand ein Schiff von der erſten Größe, ſich kaum gegen eine Fregatte vertheidigen konnte. Seit einigen Jahren aber ſind einige dieſer Misbräuche abgeſchafft und es herrſcht im Dienſt eine größere Ordnung.

Der Capudan-Pacha iſt, wie ſchon oben geſagt worden, der Großadmiral und Oberaufſeher der ganzen Seemacht: er commandirt gewöhnlich in eigner Perſon das Geſchwader; er beſetzt alle Stellen; er ordnet alle

Reparaturen und den Bau aller neuen Schiffe an; aber der Tersana-emini iſt eigentlich der Miniſter des Seedepartements, weil er die Verwaltung der Gelder, die zum Seeweſen beſtimmt ſind, in Händen hat, ferner für die Vorräthe in dem Arſenal ſorgt, die Ausrüſtung der Schiffe bewerkſtelligt, und über die Arbeiten wacht; unter ihm ſtehen Aufſeher, Unteraufſeher, und einige Capitains die in den Häfen commandiren, ſowohl um ſeine Befehle auszurichten, als über die Polizey zu wachen.

Die Länge des Hafens, von der Spitze des Serails bis an das Dorf Ejub, beträgt an 3000 Klafter; ſeine geringſte Breite iſt 300; vor dem Arſenal aber und vor Topana iſt ſie über 500 Klafter. Die Kriegsſchiffe liegen dicht an einander längs dem Arſenal. Die Kauffahrtheyſchiffe aber ankern gewöhnlich längs der Vorſtadt Galata.

Man läuft mit der größten Leichtigkeit mit allen Winden, die in dieſen Gegenden zu wehen pflegen, aus dem Hafen. Nur bey dem Oſtwinde könnte es einige Schwierigkeiten haben, aber dieſer iſt hier äußerſt ſelten und nie anhaltend. Um in den Archipelagus zu ſegeln muß man Nordwind haben, wenn man aber nach dem ſchwarzen Meere will, muß man Südwind abwarten. Die Lage der Meere und Küſten macht daß dieſe beyden Winde hier am häufigſten wehen; doch iſt der Südwind ſeltner als der Nord, und bläſet in den drey Sommer-

monaten beynahe niemals, ſo daß man in dieſer Jahrs-zeit ſelten den Helleſpont hinauf ſegeln kann.

Obgleich dieſer Hafen eigentlich keine Rhede hat, ſo beſitzt er doch alle Vortheile die damit verbunden ſind, indem das allerzahlreichſte Geſchwader, in völliger Sicherheit im Bosphorus ankern, und den Augenblick der Abfahrt erwarten kann. Auch könnten die Schiffe bequem zwiſchen der Küſte von Aſien und den Prinzeninſeln liegen, oder auch längs der Stadt bis St. Stephano, wenn nur der Wind aus Norden weht.

Die Lage dieſes Hafens iſt ſo beſchaffen, daß er nichts von einer feindlichen Flotte zu beſorgen hat, indem es ſehr leicht ſeyn würde, den Eingang in den Bosphorus und in den Helleſpont zu verſperren, wenn man dieſe wichtigen Päſſe befeſtigte. Der Propontis könnte zu den militäriſchen Evolutionen dienen und eine praktiſche Schule der Schiffahrt werden. Dieſer Meerbuſen hat außerdem den großen Vortheil eine ſehr beträchtliche Seemacht faſſen zu können, ſowohl wegen ſeines Umfanges, und der Leichtigkeit ſich alle Bedürfniſſe, zum Bau, zur Reparatur und zur Ausrüſtung einer großen Flotte zu verſchaffen, als auch weil man in kurzer Zeit aus der großen Anzahl der Häfen und Seeſtädte in der Nähe, die erforderlichen Matroſen leicht zuſammen bringen kann.

Endlich beſteht einer von den unſchätzbarſten Vorzügen des Hafens von Conſtantinopel darin, daß er nie

verſchüttet werden kann, weil ein Theil der Gewäſſer, die aus dem ſchwarzen Meere kamen, bey der vorſpringenden Landſpitze des Serails zurückfließen, den ganzen Hafen durchſtreichen, und alle Unreinigkeiten, welche die Türken unaufhörlich hinein werfen wegſchwemmen.

Zur Zeit unſrer Abreiſe verfertigten einige ſchwediſche Schiffsbaumeiſter ein Becken oder eine Docke im Arſenal, um zur Ausbeſſerung und ſelbſt zum Bau der größten Schiffe zu dienen. Der Fels, welchen ſie dazu aushöhlten, war weich und leicht zu bearbeiten, und doch ſo wenig porös, daß die einfachſte Pumpe hinreichend war, um das Waſſer herauszuziehen. Man könnte in der Folge mit geringem Koſtenaufwand dieſe Schiffsdocken vervielfältigen, welches für die Seemacht dieſes Landes äuſſerſt nützlich ſeyn müßte.

Sechſter Abſchnitt.

Spaziergang in die Gegenden um Pera. Gräber der Armenier. Fahrt nach Scutari. Beſchreibung der Begräbnißplätze. Der Berg Burgurlu. Ceremonien der heulenden Derwiſche.

Bis zur Ankunft des außerordentlichen Botſchafters der Republik, erlaubte uns der Zuſtand unſrer Caſſe nicht weite Ausflüge zu machen: wir mußten uns begnügen die Stadt und ihre Umgebungen, und in Aſien Scutari, und die ehemalige Lage des alten Chalcedons zu beſehen. Unſre erſten Schritte lenkten ſich nach den Begräbnißplätzen von Pera, welche eines Theils zu Spaziergängen und zur Erluſtigung dienen, und anderen Theils viele traurige Erinnerungen zurückrufen. Man gelangt dahin durch die lange Straße von Pera, und befindet ſich am Ende derſelben auf einer flachen Anhöhe, zum Theil mit Raſen bedeckt, welche die Begräbnißplätze der Armenier und weiterhin die der Europäer einnimmt. Zur Seite ſieht man Kornfelder, und etwas weiter hin einen dichten Cypreſſenhayn, welches der ungeheuer große Begräbnißplatz der Muſelmänner iſt. Eine Anzahl Boſtangis hält ſich hier in einer Art von Pavillon auf, um den Spaziergängern, Pfeifen und Caffee zu reichen. Dieſer Ort, der ſeiner Beſtimmung nach Trauren erwecken ſoll, iſt außerdem durch die unendlich ſchönen und mannigfaltigen Ausſichten, welche die Küſte von Aſien, und die Ufer des Boſphorus dar-

bieten, und durch den Anblick des Meers von Marmora und eines groſſen Theils von Conſtantinopel äuſſerſt reizend.

Die Gräber der Europäer ſind in einem ziemlich weiten Raum zerſtreut: die mehreſten zeichnen ſich durch einen groſſen Leichenſtein aus, dem eine mehr oder mindere emphatiſche Inſchrift eingegraben iſt. Man nimmt dazu einen weiſslichten, körnichten und mit Grau geäderten Marmor, aus der Inſel Marmora. Die Gräber der Armenier ſind wie Raſenſitze geformt, und von verſchiednen Bäumen angenehm beſchattet. Dieſe Bäume ſind Maulbeerbäume, Platanen, Eſchen, Ulmen und Nuſsbäume.

Die Gräber ſind ſehr dicht neben einander, und mit einem Marmor bedeckt, auf dem an der obern Seite eine Blumenvaſe, das Werkzeug welches das Gewerbe des Verſtorbenen bezeichnet, und eine armeniſche Inſchrift, in erhabner Arbeit angebracht iſt. Der Verſtorbene muſs in ſeinem Leben ſehr dürftig geweſen ſeyn, wenn bloſs ein einfacher Stein ohne Zierathen ſeinen Grabhügel deckt. Zuweilen ſieht man neben der Inſchrift die Abbildung eines Menſchen dem der Kopf abgehauen iſt. Dieſes iſt ein Mittel, das Andenken an eine Grauſamkeit, an einen Streich des Despotismus der Türken aufzubewahren, und bis auf die ſpäteſten Enkel fortzupflanzen. Oft habe ich hier am frühen Morgen armeniſche Weiber auf dem Grabe eines Ehegatten, eines Vaters, einer Mutter oder eines Kindes

wehklagen ſehen: zuweilen kommt auch die ganze Familie dort hin: oft finden ſich auch die Prieſter nebſt den Verwandten ein, um Gebete für das Heil der Seele des Verſtorbenen herzuſagen. Die Armenier machen es ſich wie die Türken zum Geſetz, den Leib des Todten vor der Beerdigung, ſauber abzuwaſchen, und beynahe alle pflanzen einen oder mehrere Bäume um ſein Grab, um es vor der glühenden Mittagshitze zu beſchatten.

Von dieſer ſchönen Anhöhe, ſteigt man ſchnell auf verſchiednen Wegen in ein ſchmales und fruchtbares Thal hinab, wo die Türken mit ſehr geringer Einſicht ſchwarze Maulbeer-, andre Obſtbäume und einige Gemüſearten ziehen. Am Ende des Thals findet man nicht weit vom Meere einen Spaziergang mit alten Cypreſſen bepflanzt, der zu abgelegen iſt, um häufig beſucht zu werden. Jenſeits derſelben erblickt man zwey Palläſte des Sultans, von denen der eine auf einer Anhöhe belegen, in ſehr ſchlechtem Zuſtande iſt; der andre aber der an der Küſte des ſchwarzen Meeres liegt, wird ſehr ſorgfältig unterhalten: dieſer hat weitläuftige Gärten, allerley Gebäude und verſchiedne ſchön verzierte Kiosks oder kleine Pavillons. Selim III. begiebt ſich alle Jahre im Anfange des Sommers auf einige Tage dahin, von ſeinem Harem, einigen Pagen, und ſeinen meiſten Hofbedienten begleitet.

Wir hatten ſchon verſchiednemal die Küſte von Aſien beſucht, und die ungeheuern Begräbnißplätze von Scutari, nebſt dem Ort wo ehemals Chalcedon ſtand,

in Augenſchein genommen, als wir uns vornahmen, den religiöſen Ceremonien der heulenden Derwiſche bey zuwohnen und den Berg Burgurlu zu beſteigen, um Conſtantinopel von dort aus, ganz zu überſehen. Von dem Thal, deſſen ich vorhin erwähnt habe, begaben wir uns nach Dolma-batchè, in Geſellſchaft einiger Freunde, und von zwey Janitſcharen aus dem geſandtſchaftlichen Pallaſt begleitet, die uns zu Wegweiſern und Beſchützern dienten. Dieſe Vorſorge iſt in der Gegend um Conſtantinopel nicht durchaus nothwendig, indem in ruhigen Zeiten mehrere Europäer zuſammen ſelten von den Türken beleidigt werden, doch iſt ſie nicht unnütz, indem man dadurch mehr Anſehen bekömmt, und was man bedarf, leichter und zu billigern Preiſen erhält.

Wir ſchifften uns auf Caiquen mit drey Paar Rudern ein. Das Meer war ruhig, das Wetter ſchön, und in zehn Minuten paſſirten wir den Canal und landeten in Scutari. Dieſe Stadt, die für eine Vorſtadt von Conſtantinopel gilt, liegt auf dem andren Ufer des Canals, auf einem ſchiefliegenden Boden, ſo daß ſie wie ein Amphitheater erſcheint, und durch die Miſchung von Bäumen, Häuſern, Moſcheen und Minarets einen ſehr mahleriſchen Anblick gewährt. Man ſchätzt die Volksmenge auf ſechzigtauſend Seelen, von denen der gröſte Theil Muſelmänner ſind. Dieſe Stadt dient den Caravanen von Aſien zum Verſammlungsort und zur Niederlage: ſie treibt einigen Handel ins Innere des Landes und mit Conſtantinopel. Es giebt hier auch

einige Fabriken von seidnen und baumwollenen Zeugen. Der umliegende Boden iſt ziemlich gut angebaut, und liefert Getreide, Gartengewächſe und Früchte, und vorzüglich Trauben, die man den ganzen Winter hindurch, und einen Theil des Frühlings aufbewahrt.

In Scutari hält ſich einer von den groſſen Mollas des Reichs, der Rechtspflege halber auf. Seine Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich über die Gegend des Canals des ſchwarzen Meeres, von der aſiatiſchen Seite, und einige Meilen weit ins Innere des Landes hinein. Unter ihm ſtehen ein Naib oder Lieutenant und einige Schreiber. Die Polizey verwalten ein Detaſchement Boſtangis, unter dem Commando eines Capitains, den der Boſtangi-Bacha ernennt, und ein Detaſchement Janitſcharen unter der Aufſicht eines Officiers der unter dem Befehl des Janitſcharen Aga von Conſtantinopel ſteht.

Die Begräbnißplätze von Scutari ſind die ſchönſten im ganzen Türkiſchen Reiche, durch ihren Umfang, die Pracht der Grabmahle und die Höhe und Dichtigkeit der Bäume. Die reichen Türken geben aus Stolz oder Frömmigkeit den Begräbnißplätzen von Aſien den Vorzug. Sie betrachten dieſes als eine heilige, den wahren Gläubigen zugehörige Erde, indeß Europa nach ihren Vorſtellungen einmal in die Hände der chriſtlichen Mächte gerathen und von ungläubigen Füßen wird betreten werden.

Dieſe Begräbnißplätze liegen oberhalb der Stadt, und erſtrecken ſich von Oſten nach Süden, nach dem Meer hin, und in die Gegend der Stelle, wo ehemals Chalcedon ſtand.

Ehe wir uns in dieſen Wald von Cypreſſen verſenkten, beſuchten wir die Magazine von verfertigten Grabſteinen; wir fanden daſelbſt ein Sortiment allen Ständen und Gewerben angemeſſen, und von einer Mannigfaltigkeit, um den Geſchmack eines jeden zu befriedigen, mehrere Arbeiter waren dabey beſchäftigt, den Marmor zu behauen, ihm allerley Geſtalten zu geben, und auf einer Seite deſſelben Blumen, Lobſprüche, oder Stellen aus dem Koran, einzuhauen.

Wenn man ſich in den Wald vertieft, flößt der Anblick der Gräber, die Stille, die in dieſem dem Tode geweihten Orte herrſcht, das dunkle, einfache Grün der Cypreſſen, durch deren dichtes Laub kein Strahl der Sonne dringt, der klagende Geſang der Turteltauben, und die Gegenwart einer jungen Gattin, die am Grabe ihres Mannes weint, einer Mutter, die den Verluſt ihres geliebteſten Kindes betrauert, oder eines Greiſes, der den letzten Sprößling ſeines Hauſes hat hinwelken ſehen, ſchwermüthige Gefühle ein, und ſtimmt das Gemüth zu ernſthaften Betrachtungen.

Die Gräber ſtehen ſehr dicht an einander, und ſind von ſehr verſchiednen Formen. Die armen Türken, begnügen ſich an jedem Ende des Grabes einen einfachen

Leichenſtein, ohne Inſchrift und Verzierung aufzurichten. Mehrentheils aber findet man zwey gehauene und verzierte Marmorplatten, von denen einer, auf dem ein Turban ruht, wie ihn der Verſtorbne zu tragen pflegte, mit einer Inſchrift verſehen iſt, die das Alter, und den Stand des Todten, und einen Spruch aus dem Koran enthält; den andern Marmorſtein ziert eine Cypreſſe, oder eine Blumenvaſe, erhaben gearbeitet, auch zuweilen eine zweyte Inſchrift; die Buchſtaben ſind immer erhaben, und entweder ſchwarz gemahlt, oder vergoldet. Die Gräber der Weiber ſind daran kenntlich daß eine von den Marmorplatten, anſtatt mit einem Turban zu prangen, ſich gewöhnlich in Geſtalt eines Pilzes endigt. Die Gräber der Reichen ſind an den Seiten ausgemauert: einige ſind wie die Sarkophagen der Alten, ungefähr drey Fuß erhöht, und beſtehen aus vier Marmorplatten, an deren beyden Enden, zwey, ſieben bis acht Fuß hohe Säulen ſtehen, von welchen eine mit einer langen Inſchrift verſehen iſt. Der obere Theil des Sarkophages iſt ganz frey, und zeigt die Erde, welche den Leichnam deckt. Zuweilen umgiebt man einen kleinen Platz, mit einer Mauer oder Palliſade, welcher mehrere Gräber faßt. Gewöhnlich aber pflanzt man am Ende eines jeden Grabes eine Cypreſſe, wodurch die Begräbnißplätze der Türken, mit der Zeit, dichte Wälder werden.]

Die erſten Jahre nach der Beerdigung, kommen die Verwandten von Zeit zu Zeit, oder an beſtimmten Tagen, und vergießen Thränen auf dem Grabe des Ver-

ſtorbenen, und bringen den ganzen Tag in der Betrübniß zu. Einige die ihren Verluſt beſonders tief empfinden, ziehen Blumen auf dem Grabe, pflegen des Cypreſſenbaums, und verrichten Gebete bey demſelben.

Wir entfernten uns von dieſen traurigen Gegenden, um angenehmere Gegenſtände aufzuſuchen. Eine Viertelmeile oſtwärts von Scutari, liegt der Berg Burgurlu, von dem man ganz Conſtantinopel überſehen kann. Der Weg dahin iſt ziemlich angenehm; wir giengen durch ein kleines Dorf, aus dem eine Menge Perſonen kamen, welche Pferde mit irdenen Flaſchen beladen, führten. Man ſagte uns, daß Sultan Selim und beynahe alle Groſſen der Hauptſtadt, kein anderes Waſſer als von der Quelle dieſes Dorfes tränken, weil man es für das leichteſte und geſündeſte um ganz Conſtantinopel hält. Wir koſteten es, und fanden, daß es ſeinen Ruf zum Theil verdient. Der Hügel, auf dem die Quelle entſpringt, zeichnet ſich durch nichts aus, als einen leichten Raſen, und einige Bäume, die ihn beſchatten: die Türken kommen oft unter denſelben zuſammen, um eine Taſſe Caffee zu trinken, eine Pfeife zu rauchen, und eine einfache Mahlzeit einzunehmen.

Wir genoſſen eine Zeitlang des bezaubernden Anblicks, der ſich uns darbot; ohne je müde zu werden, betrachteten wir abwechſelnd die Stadt und den Hafen, den gewundenen Canal des ſchwarzen Meeres, und die zahlreichen Dörfer, längs der Küſte zerſtreut, das Meer von Marmora mit Inſeln bedeckt, und die immer grü-

nenden Felder von Aſien und Europa. Doch der Schauplatz mußte ſich umwandeln, es war Zeit den Ort zu beſuchen, wo wir den religiöſen Ceremonien der Derwiſche beywohnen ſollten, welche die Heulenden genannt werden.

In einem ziemlich engen, viereckigten, ſchlecht erleuchteten, und überhaupt übel ausſehenden Saal, fanden wir eine drey bis vier Fuß erhöhte Gallerie für die Männer, und über dieſe, ein Chor für die Weiber, mit dichten Gittern verſehen. Auf der einen Seite war ein Raum, etwa einen Fuß tiefer, als der Fußboden des Saales, und wo wir uns wie im Parterre befanden. Die Mitte des Saales nahmen etwa dreyßig geiſtliche Perſonen von verſchiednem Stande ein, nach ihren Turbans zu urtheilen. Einige erſchienen als Janitſcharen, andre als Tſchocodars, noch andre als Boſtangis; einige trugen die länglichten, beynahe Cylinderförmigen Filzmützen der Derwiſche. Der Superior des Ordens trug einen Turban, der denen der Rechtsgelehrten glich; und einige waren mit der grünen Binde der Emirs verſehen.

Die Ceremonie fieng mit einigen Gebeten an, nach welchen ſich die Geiſtlichen den Bruderkuß, oder Kuß des Friedens gaben. Die Novizen, oder die welche uns von geringerm Anſehen ſchienen, küßten nur die Hand des Superiors und der Oberhäupter des Ordens mit tiefer Ehrfurcht. Dieſe ſtanden an der Mauer in einer etwas gekrümmten Linie; hinter ihnen hiengen an der Wand ver-

ſchiedne eiſerne Werkzeuge um ſich beſondre Theile des Körpers zu durchbohren, um glühende Kohlen aufzufaſſen, und ſie auf die Zunge zu legen, einige waren beſtimmt, im Feuer geglüht zu werden, um damit hernach verſchiedne Theile des Leibes zu berühren. Vor den Oberhäuptern, in der Mitte des Saals, ſaßen in einer gekrümmten Linie, die Derwiſche in einer demüthigen Stellung, auf den Knien, oder auf den Ferſen ruhend, nach morgenländiſcher Art. Nach einigen Minutenlangen Gebeten, gab man dieſen letztern ein groſſes Tamburin, welches mit einigen Saiten, wie die dickſten, auf unſern Baßgeigen bezogen war. Nur eins von dieſen Tamburinen, war mit fünf bis ſechs feinen Drahtſaiten beſpannt. Vor dieſen Muſikern ſtand ein brennendes Kohlenbecken, um von Zeit zu Zeit, die Inſtrumente zu erhitzen, und der Haut die gehörige Spannung zu geben. Der Superior ſchlug den Takt, und leitete die Bewegung der Inſtrumente, mit Zymbeln: und zwey andre rührten zwey kleine Pauken. Dieſe Muſik diente einigen Geſängen, zum Lobe Mahomets, zur Begleitung, welche alle Geiſtliche, einſtimmig mitſangen.

Während dieſes eintönigen und langweiligen Concerts, wurde man zuweilen durch den Anblick eines Geiſtlichen erſchüttert, der, als von der Allmacht Gottes ergriffen, ſich dem Superior darſtellte. Er fiel allmählig in Zuckungen: dann wurde ſein Körper ſtarr und ſteif, und bekam ein todtenähnliches Anſehen. Er fiel den dienenden Brüdern in die Arme, die ihn durch Berührung des Geſichts, der Bruſt, hauptſäch-

lich aber der Arme und Schenkel, zum Leben zurückzu‑ rufen ſuchten. Einige von dieſen Perſonen, ſchienen in einer bloßen Verzuckung zu ſeyn, und die Rückkehr ins Leben geſchah langſam und allmählig: Andere aber ſchienen vollkommen todt. Die dienenden Geiſtlichen legten ſich auf die Erde, und verſuchten vergeblich alle Mittel, um ſie wieder ins Leben zu bringen; wenn nunmehr alle gewöhnlichen Wege fehlſchlugen, nahte ſich der Superior um ſeine Macht anzuwenden. Er ſtreckte ſeine Hand über das Geſicht des Todten aus, der ſogleich ſich erholte, und mit Hülfe eines Laienbruders plötzlich aufſtand. Dieſes Schauſpiel wel‑ ches während der ganzen Ceremonie fortdauerte, ward gegen das Ende häufiger aufgeführt, indem das Heulen dieſer Fanatiker dabey fortdauerte.

Wir hatten ſchon eine halbe Stunde die ermü‑ dende Muſik, und die widrigen Zuckungen mit an‑ geſehen, als zwey, bis an den Gürtel entkleidete Män‑ ner, den Schauplatz einnahmen. Jeder war mit zwey eiſernen, etwa einen Fuß langen Stäben bewaffnet, die an einem Ende zugeſpitzt, und an dem andern mit einer hölzernen Kugel, und ringsum mit kleinen Ketten verſehen waren, von denen das letzte Glied, die Ge‑ ſtalt eines ſpitzigen Nagels hatte. Dieſe Männer mach‑ ten verſchiedne Bewegungen vorwärts und rückwärts, mit großer Kraft und Schnelligkeit, und ſchienen ſich die Spitzen der beyden Eiſen in den Leib zu ſtoßen, doch trugen ſie immer Sorge den Daumen unter die Spitze zu halten. Uebrigens hindert doch die Schnelligkeit und

Mannigfaltigkeit der Bewegungen, und das Geklapper der Ketten ihre Liſt deutlich zu bemerken. In der Folge gaben ſie vor, ſich die Werkzeuge in die Ohren, die Augen und die Stirne zu ſtoßen; hier war aber ihre Vorſorge ſichtbarer, und ihre Bewegungen nicht ſo raſch, und ein Derwiſch hüllte ſie ſchnell in ſeinen Mantel, und ſtreckte ſie auf der Erde aus, wo ſie einige Minuten wie todt liegen blieben. Nachher ſtanden ſie auf und rieben ſich das Geſicht und den Leib, und ſchienen dann von allen ihren Wunden geheilt.

Zuweilen ſollen dieſe Ceremonien noch mannigfaltiger ſeyn, und dieſe Fanatiker legen ſich, wie man uns ſagte, glühende Kohlen auf die Zunge, und halten den Mund an heiße Eiſen.

Als die Inſtrumente aufhörten, ſtellten ſich beynahe alle Derwiſche in einen Kreis, und ſprachen das Wort Allah anfänglich langſam, dann ſchneller aus, je nachdem zwey die in der Mitte ſaßen, den Ton angaben, und dazu Geſänge Mahomet und ſeinen Abkömmlingen zu Ehren, ſangen. Die erſtern ſchüttelten den Kopf, zuweilen vorwärts, nach der Seite, oder im Kreiſe herum, langſamer oder ſchneller, nach dem Takt des Geſanges. Zuweilen bewegten ſie den Leib, rückwärts, vorwärts, rechts und links, bis ſie von Müdigkeit ganz erſchöpft, und im Schweiße gebadet waren. Sie holten dann einen Augenblick Athem, und fingen von neuem wieder an, entweder das Wort Allah auszuſprechen, oder einen bloßen Laut, wie Heh oder

Hul, auszuſtoßen, der tief aus der Bruſt hervorzukommen ſchien. Die kurzen Pauſen zwiſchen dieſem Gebrüll wurden durch den Geſang der beyden im Kreiſe ſitzenden, ausgefüllt. Bey den Oberhäuptern bemerkten wir mehr Zurückhaltung, mehr Ruhe, weniger Ausgelaſſenheit, und Fanatismus; diejenigen unter ihnen, die ſich von Zeit zu Zeit unter die Heulenden miſchten, ſchonten ihre Kräfte und ſtrengten ihren Leib weniger an.

Wir verließen den Saal mit Kopfſchmerzen, und einem allgemeinen Mißbehagen, den Folgen des abſcheulichen Geſchreys, und des widrigen Schauſpiels. Wir empfanden die Nothwendigkeit, uns zu zerſtreuen und friſche Luft zu ſchöpfen; wir lenkten demnach unſre Schritte nach Kavac-ſerai welches an der Seeküſte, eine halbe Meile ſüdwärts von Scutari liegt. Dieſer iſt ein kaiſerlicher Pallaſt den Amurath der vierte erbaute, der aber jetzt verlaſſen iſt, ob er gleich eine angenehme Lage, ſchöne Gärten, und die Ausſicht über den Propontis, Conſtantinopel, und die Küſte von Aſien und Europa hat. Dem ungeachtet haben die letzten Fürſten ihrem Pallaſt am Canal den Vorzug gegeben, weil der Luftzug, welcher regelmäßig alle Tage vom ſchwarzen Meere kommt, ihnen eine Kühle verſchafft, die man zu Kavac-Serai vermißt: übrigens mögte auch die Nähe der Begräbnißplätze von Scutari vielmehr zu ernſthaften Betrachtungen als zum Vergnügen ſtimmen.

Wir brachten den übrigen Theil des Tages bey einer Quelle in dem kühlen Schatten einiger Platanen zu.

Dort hatte uns unſere Caique ſchon lange erwartet. Ein gewandter Grieche hatte für unſre Janitſcharen und Bootsleute ein reichliches Pillau und einige Leckereyen bereitet; und für uns eine Mahlzeit, die durch regen Appetit, unſre Bemerkungen, und den Anblick der vortrefflichen Gegend gewürzt ward.

Wenn die Einwohner von Megára, als ſie am ſüdlichen Eingange des Boſphorus eine Stadt unter dem Namen Proceraſtis erbaueten, die Abſicht hatten, einen Handelsort zu gründen, ſo hat man mit gutem Grunde der Stadt den Spottnamen Chalcedon, oder die Stadt der Blinden beygelegt, weil ſich zehen Schritte davon ein weitläuftiger und ſicherer Hafen zeigte; hatten ſie aber ihr Augenmerk blos auf den Ackerbau gerichtet, ſo beſaß Chalcedon alle Vortheile eines weitläuftigen Gebiets, und einer angenehmen Lage: auf einer Landſpitze am Propontis, gegen die Nordwinde geſchützt, in geringer Entfernung von den Prinzeninſeln, vereinigt ſie alle Vortheile, und es darf uns nicht befremden, daß ſie mächtig wurde und ſogar mit dem bald nachher geſtifteten Byzanz um den Vorrang buhlte. Uebrigens hatte Chalcedon zwey kleine Häfen, deren Dämme man noch erkennt, und die ihren Bedürfniſſen und dem Handel angemeſſen waren.

Mit unſerm Tagewerke ſehr zufrieden, begaben wir uns noch vor Sonnenuntergang in unſer Fahrzeug um in die Stadt zurückzukehren. Die ganze Küſte, welche ſich einige Klafter über die Oberfläche des Waſſers

erhob, war jetzt mit mehrern Gewächſen und verſchiedenen blühenden Pflanzen bedeckt, welche die vortrefflichſte Wirkung hervorbrachten, und das Gemälde, welches uns die Cypreſſen von Scutari und die erſten Hügel von Aſien darboten, lieblich zierten. Das Meer iſt hier nie in ſolcher Bewegung um die Küſte weit hinauf zu beſpülen, und einen etwas beträchtlichen Strand zu bilden, und wenn der Boden es erlaubt, wachſen die Pflanzen bis an den Rand des Waſſers.

Siebenter Abſchnitt.

Beſchreibung der Gegenden um Conſtantinopel. Spazierritte des Sultans. Gründung von Levens-ſchiflit. Pulverfabrik von St. Stephano. Gebräuche der Morgenländer.

Als der Bürger Descorches zu Conſtantinopel ankam, war ihm, wie er ſagte, unſre Sendung ganz unbekannt. Er hatte bey ſeiner Abreiſe keinen uns betreffenden Auftrag erhalten, auch keine Briefe oder Nachrichten über unſre Reiſe, vorgefunden. Es befremdete uns eben nicht, daß man uns bey der allgemeinen Gährung in der ſich damals Frankreich befand, vergeſſen hatte. Ueberdem waren die Miniſter, welche uns nach der Levante

geſchickt hatten, nicht mehr am Ruder, oder auch nicht mehr am Leben.

Bey den durchaus veränderten Umſtänden, war der Zweck unſrer Reiſe nicht mehr der nemliche geblieben, und es war uns unbekannt, ob die gegenwärtigen Gewalthaber unſre Reiſe noch für eben ſo nützlich, als die vorhergehenden halten, und uns die verſprochene Unterſtützung, welche wir nicht entbehren konnten, ferner gewähren würden. Wir beſchloſſen daher, entweder in unſer Vaterland zurückzukehren, oder dem Rath des Bürgers Descorches gemäß, die Entſcheidung unſers Schickſals, durch den Miniſter der auswärtigen Affairen in Conſtantinopel abzuwarten. Um aber auf alle Fälle den größten Vortheil von unſrer Reiſe zu ziehen, eilten wir, alle Kenntniſſe zu ſammeln, die ein Aufenthalt von einigen Monaten uns geſtatten würde; wir durchſtrichen ſorgfältig die Stadt und ihre umliegenden Gegenden, und richteten unſre Schritte überall hin, wo wir hoffen konnten eine intereſſante Entdeckung zu machen.

Obgleich der Boden in der Gegend um Conſtantinopel dem Wein und Getreidebau, und allen Baumfrüchten unſers Himmelsſtriches ſehr angemeſſen iſt, bemerkt man doch beynahe keine Cultur, außer in der Nähe des Canals. Weſtwärts von der Stadt iſt der Boden ziemlich eben, und bildet eine weitläuftige Ebene, auf dem ein betriebſames, dem Ackerbau ergebnes Volk einen reichlichen und mannigfaltigen Unterhalt finden

würde; an der Nordſeite iſt der Boden ungleich und beſteht aus Anhöhen und Thälern, von dem Hafen bis an das ſchwarze Meer. Beynahe dieſer ganze Strich beſteht aus Thonſchiefer, aber die mehr oder minder tiefe Erdlage, welche ihn bedeckt, iſt von fruchtbarer Beſchaffenheit, hauptſächlich in den Thälern; es ſey aber nun daß der böſe Genius des Deſpotismus alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt verſtopft, oder daß die Türken dem Ackerbau abgeneigt ſind, und wie ihre Vorfahren den Waffen, dem Rauben und Plündern, oder dem Handel den Vorzug geben, ſo iſt es doch gewiß, daß überall die fruchtbarſten Länder unbenutzt liegen; und nur die Griechen, Armenier und Araber, beſchäftigen ſich mit dem Ackerbau, wenn ſie von den Agenten der Regierung nicht zu ſehr gedrückt, oder nicht von räuberiſchen, verwüſtenden Horden, welche die Paſchas entweder abſichtlich dulden, oder nicht unterdrücken können, geängſtigt werden.

Wenn man die hohe Vorſtadt Pera verläßt, kommt man in eine ungleiche, wenig angebaute Gegend; linker Hand liegt ein ſchmales, tiefes und ſehr fruchtbares Thal, in dem man einige Küchengewächſe baut. Jenſeits dieſes Thals erblickt man auf einem hohen Strich Landes das Dorf St. Dimitri, welches man noch als eine Vorſtadt von Conſtantinopel betrachten kann. In der Nachbarſchaft deſſelben ſieht man einige Weinberge und Gärten. Iſt man durch ein zweytes Thal gewandert, kommt man auf eine weitläuftige wüſte Ebene welche Okmeidan heißt, und die der Sultan zuweilen

im Sommer beſucht, von ſeinen Hofbedienten und Pagen begleitet. Hier bringt er den Tag in einem ſchönen Kiosk oder einem prächtigen Zelte zu, und beluſtigt ſich einige Pfeile abzudrücken.

Die Schmeicheley, welche ſich in der Nähe der Großen immer geſchäftig erweiſt, hat nicht ermangelt zu bemerken, daß alle Pfeile, die aus der Hand des Fürſten flogen, eine ungeheure Weite erreichten, und um das Andenken zu verewigen, iſt jedesmal daß der Sultan ſich auf dieſe Art beluſtigte, eine marmorne Säule aufgerichtet, welcher eine lange Inſchrift eingegraben iſt.

Die Pagen die ſich mit ihm üben, hüten ſich ſorgfältig ihre Kräfte und Geſchicklichkeit aufzubieten, ſondern ſind im voraus überzeugt, daß das Ziel, welches der Sultan erreicht, für ihre Bemühungen viel zu weit entfernt iſt.

Nachher halten die Pagen zu Pferde Spiegelgefechte mit Lanzen, die im ganzen Orient ſehr üblich ſind; die Kunſt beſteht darin, daß man mit aufgehobnem Arm, im vollen Rennen, dieſe Waffen mit der größten Kraft fortwirft, und ſeinen Gegner, aus einer beträchtlichen Entfernung mit der Spitze erreicht. Nachher aber muß der Krieger, er mag ſeinen Feind getroffen oder verfehlt haben, um nicht unbewaffnet zu bleiben, im vollen Lauf, ohne abzuſitzen, ſein Gewehr wieder aufnehmen. In den Spiegelgefechten aber bedient man

ſich eines Stockes, welcher Djerid genannt wird, und aus leichtem Holze, Weiden oder Dattelholz, gedrechſelt iſt; ohne dieſe Vorſicht könnten ſich leicht üble Zufälle ereignen, wenn der Djerid von härterm oder ſchwerem Holze wäre.

Wir ſind mehrere Male Zeugen der Geſchicklichkeit der Morgenländer in dieſen Uebungen, in allen Theilen des türkiſchen Reichs geweſen, und haben bemerkt, mit welcher Gewandtheit ſie, zuweilen bey dem erſten Verſuch ihren Djerid wieder auffaſſen. Dieſes Gefecht iſt unter den Arabern häufiger als unter den Türken und Perſern, und kann nur unter einer kleinen Anzahl von Streitenden Statt finden.

Auf dem Wege nach den Dörfern Belgrad und Bujuk Déré kommt man nach einem anderthalbſtündigen Marſche zu einer Art von Meierey, welche Levens-Schiflit genannt wird, und mit reizenden Gärten, und weitläuftigen und ſchönen Gebäuden geziert iſt. Haſſan dem es der Sultan Abdul Hamid als Lehen verliehen hatte, bildete es zu einem Luſtorte, und ſetzte eine Wache von Levens oder Seeſoldaten hin, um die Räubereyen und Diebſtähle zu vermindern, welche auf dieſer Straße, bis unter den Mauern der Hauptſtadt, verübt wurden.

Die meiſte Aufmerkſamkeit erregt gegenwärtig in Levens-Schiflit eine Fabrik von europäiſchen Schießgewehren und Bajonetten, die ein ſpaniſcher Ingenieur,

zu Anfange der Regierung Selims, hier anlegte: ſie wurde bald nach ihrer Errichtung vernachläſſigt und beynahe aufgegeben, iſt aber wieder in Gang gekommen, ſeitdem Selim, der Capudan-Paſcha und einige Mitglieder des Staatsraths, die Ueberlegenheit unſrer Gewehre, und die Vorzüge unſrer Taktik eingeſehen, und beſchloſſen haben, ſie allmählig bey der türkiſchen Armee einzuführen.

Gegenwärtig wird ein Theil der Gebäude von einem Corps Infanterie, von zwölfhundert Boſtangis, auf europäiſche Art exercirt und beſoldet, bewohnt. Viertauſend Canonier, Bombardierer und Feuerwerker nehmen einen andern Theil ein, wie auch eine Compagnie reitender Artillerie. Auch ſchien es, daß man die Abſicht hatte, hier Cavallerie in Caſernen zu legen, nach dem Umfange der Ställe und der Beſchaffenheit der Gebäude zu urtheilen, die man zu eben der Zeit errichtete, als der Sultan und die mehreſten Mitglieder des Divans daran arbeiteten, eine ſtehende Armee, nach Art der Europäiſchen, zu organiſiren.

Selim hätte ohne Zweifel, aller Hinderniſſe ungeachtet, welche ihm der Empörungsgeiſt der Janitſcharen, und die Abneigung der ganzen Nation gegen alle Neuerungen entgegenſtellten, ſeine Plane durchgeſetzt, wenn nicht Paſwan Oglu, ein eben ſo unternehmender als außerordentlicher Mann, durch ſeinen Muth, und die Unterſtützung derer, welche ſich vor dem Gelingen der Projekte des Capudans fürchteten, Mittel gefun-

mit europäiſchen Pulver, weil die Türken demſelben wegen ſeines feinern Korns zu ihren Piſtolen und Karabinern den Vorzug geben, und die Europäer, welche ſich mit der Jagd beluſtigen, es gar nicht entbehren können.

Die Gegenden um St. Stephano ſind von der Mitte des Septembers bis zum Ende des Octobers vortrefflich zur Wachteljagd. Auch ſchießt man wilde Enten, während des Winters an den Ufern des Sees der unter dem italieniſchen Namen Ponto piccolo (türkiſch Kutchuktchesmé) bekannt iſt. Dieſer See iſt ſehr fiſchreich; ich habe zu Conſtantinopel oft ungeheure Karpen geſehen, die man in demſelben gefangen hatte, die 50 bis 80 Pfund wogen, und drey bis vier Fuß lang waren.

Der Weg nach St. Stephano, den wir zu Fuß zurücklegten, gieng durch Felder die mit Diſteln, Gräſern und allerley Pflanzen bedeckt waren, die uns im Gehen ſehr läſtig fielen, und ſehr aufhielten. Wir hatten gehofft denſelben Tag zu Waſſer zurückzukommen, um die Küſte zu beobachten, aber da es ſchon ſpät war, als wir die Fabrik verließen, konnten wir kein Fahrzeug bekommen, und mußten uns daher, unſrer Müdigkeit zu gefallen, entſchließen, bey einem griechiſchen Popen eine ſehr frugale Abendmahlzeit einzunehmen, und die Nacht auf einem Sofa zuzubringen, den Angriffen der Wanzen und Flöhe ausgeſetzt, die im ganzen Orient ſehr häufig ſind.

Die Morgenländer ſind in ihrem Amöblement weit einfacher, als wir, wiſſen alſo nichts von Betten; ſie haben bloß in ihren Häuſern eine gewiſſe Anzahl ſehr leichter Matratzen von Wolle oder Baumwolle, die man zur Zeit des Schlafengehens, auf der Erde oder auf dem Sofa ausbreitet und auf denen ſie die Nacht zubringen. Die Weiber legen ihren Schmuck und Putz ab, und die Männer ziehen ihre Oberkleider aus, wechſeln den Turban, und legen ſich wie die Weiber, bekleidet zur Ruhe. Sie decken ſich mit durchgenäheten Decken, an welche die Reichern ein baumwollen oder leinen Tuch befeſtigen, welches gewöhnlich nur alsdann gegen ein andres vertauſcht wird, wenn es ſehr ſchmutzig oder zerriſſen iſt.

Den andern Morgen nimmt man die Matratzen und Decken weg, und hebt ſie in Schränken auf, und das Schlafzimmer wird wieder zum Geſellſchaftszimmer oder zum Speiſeſaal. Bey den Griechen, Armeniern und bey den armen Juden ſchläft die ganze Familie in einem Zimmer, aber bey den Türken iſt das Zimmer der Männer immer abgeſondert von dem der Weiber.

Da der Gebrauch der Tiſche und Stühle den Morgenländern ebenfalls unbekannt iſt, ſind ihre Sofas ihre vornehmſten und beynahe einzigen Möbel: gewöhnlich nehmen ſie drey Seiten des Zimmers, unter den Fenſtern und die Seiten daneben ein; ſie liegen entweder unmittelbar auf dem Fußboden, oder einige Zoll, auch einen Fuß erhöht auf einer Eſtrade von Brettern.

Man überzieht ſie mit ſchönen Zitzen, ſeidnen Zeugen, Sammt oder Tuch, mit baumwollnen, ſeidnen, ſilbernen oder goldnen Frangen beſetzt. Große Küſſen von der Länge des Sofas dienen zu Rückenlehnen, und ſind wie dieſe überzogen und beſetzt; mitten in der Stube legt man Teppiche oder Matten. Gegen über der Eingangsthüre bleibt ein Theil des Fußbodens unbedeckt. Dieſer iſt fünf bis ſechs Zoll niedriger, als das übrige Zimmer und dient zum Gange, um in die Seitengemächer zu kommen.

Der Sofa dient als Sitz bey Tage und als Bette bey Nacht: auf ihm bringen die Morgenländer einen großen Theil ihres Lebens mit untergeſchlagnen Beinen ſitzend zu. Zuweilen um ihn zu ſchonen, ſitzen ſie auf dem Teppich, und des Nachts ziehen ſie die Ueberzüge ab.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß bey dieſer Art, auf dem Fußboden zu leben, auf Matten oder Teppichen, die man nicht abfegt, und eben ſo wenig ausklopft oder ſchüttelt, in hölzernen Häuſern, unter einem heißen Himmelsſtriche, bey einem Volke, dem der Gebrauch der Wäſche beynahe unbekannt iſt, welches die Kleider des Nachts anbehält, und ſie gewöhnlich nur wechſelt wenn ſie abgenutzt ſind. Flöhe und Wanzen und allerley Ungeziefer im Ueberfluß ſeyn müſſen: dieſes war auf unſrer Reiſe auch unſre größte Plage, weil es unmöglich iſt ſich ihrer zu erwehren, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben.

Die Wanzen und Flöhe aber hinderten uns nicht allein am Schlafen; es leuchtete uns noch eine Lampe, die vor dem Bilde der Jungfrau Maria brannte, wie ſolches Tag und Nacht in allen griechiſchen Häuſern üblich iſt. Wir wagten es nicht ſie auszulöſchen, weil wir den guten Geiſtlichen, der uns mit der größten Freundlichkeit aufgenommen hatte, dadurch zu ſehr gekränkt haben würden.

Auf dem Wege nach St. Stephano hatten wir den doppelten Graben und die doppelte Mauer in Augenſchein genommen, welche Conſtantinopel nach der Landſeite zu ſchützt, und die unerachtet der mannigfaltigen Angriffe, welche dieſe Stadt erfahren hat, noch ſehr gut erhalten iſt. Auf dem Rückwege nahmen wir uns vor, die Mauer, welche ſie ehedem von einem Ende bis zum andern an der Seeſeite beſchützte, und die ſich längs dem Hafen bis in die Gegend von Ejup erſtreckte, zu unterſuchen. Wir ſchifften uns am andern Morgen auf einer Caique ein, und in anderthalb Stunden befanden wir uns vor der kleinen runden Feſtung, welche unter dem Namen der ſieben Thürme bekannt iſt, und am ſüdlichſten Ende der Stadt liegt. Gegenwärtig iſt es nur noch ein Staatsgefängniß, in welches man die Geſandten und Agenten fremder Mächte einſperrt, wenn die Pforte mit ihnen in Krieg verwickelt iſt.

Die Mauern, welche man nachher ſieht, ſind zum Theil zerſtört. Man bemerkt an derſelben verſchiedne Inſchriften, welche den Zeitpunkt beſtimmen, wo die

griechiſchen Kaiſer daran haben arbeiten laſſen. Auch ſieht man Trümmer von Säulen, deren ſich die Türken bedient haben, um die Breſchen auszufüllen, die während der Belagerung entſtanden, ehe ſie Meiſter von der Stadt wurden.

Hierauf erreichten wir das Thor von Daud-pacha, neben welchem ſich der alte Hafen des Theodoſius oder der von Eleuthera befindet. Weiter hin verweilten wir bey Catirga-Limani oder dem Galeeren-Hafen, den Julian anlegen und Mahomet der Zweyte wieder herſtellen ließ: gegenwärtig aber iſt er ausgefüllt, und größtentheils wie der andre in Gemüſegärten, verwandelt.

Dieſe beyden Häfen, welche zwar für das Seeweſen unbrauchbar ſind, würde eine aufgeklärtere Nation als die Türken, dennoch ausgraben und unterhalten, weil man dadurch den Transport der Lebensmittel und Waaren, nach allen Gegenden dieſer großen Stadt erleichtern könnte, indem der ungleiche und bergigte Boden, auf dem ſie ſteht, den Gebrauch der Wagen nicht begünſtigt.

Wir fuhren mehr als eine Stunde längs den Mauern der Stadt, ehe wir nach dem Serail gelangten. Hier erhoben ſich Cypreſſen, Fichten und Platanen über die äußere Mauer; weiterhin bemerkt man verſchiedne irreguläre Gebäude, Kuppeln und Minarets, in dem ungeheuren Bezirk, welcher ehedem das alte Byzantium

ausmachte: längs der See ſind verſchiedne Kiosks zu ſehen, wo der Sultan zuweilen hinkommt, um ſich des Anblicks des Propontis zu erfreuen, und um die Kühlung einzuathmen, welche im Sommer täglich von dem ſchwarzen Meer herüber weht.

Endlich als wir die Spitze des Serails erreicht hatten, ließen wir den Hafen links, Scutari rechts, und landeten bey Top-hana, oſtwärts von Galata.

Achter Abſchnitt.

Beſchreibung des Boſphorus und der umliegenden Gegenden. Ankunft zu Bujuk-Déré. Von den Platanen daſelbſt. Spuren eines Vulkans an dem Einfluß des ſchwarzen Meeres.

Den 25ſten Prairial beſchloſſen wir uns zu Bujuk-Déré niederzulaſſen, einem Dorfe in Europa, fünf Meilen von Conſtantinopel, nach der Mündung des Canals zu: von hier aus hofften wir, mit mehr Bequemlichkeit, Streifzüge bis auf eine gewiſſe Entfernung von der Stadt, durch die Felder von Europa und Aſien, und nach den Küſten des ſchwarzen Meeres machen zu können, und die taugliche Jahreszeit zum Beobachten und Einſammeln naturhiſtoriſcher Gegenſtände vortheilhafter

zu benutzen. Die Frühlingsgewächſe waren ſchon verblüht, und boten uns nur noch ihre Saamen dar, die Sommerpflanzen aber ſtanden in der Blüte und verſprachen eine reichliche Erndte. Bey unſerer Zurückkunft aus Egypten im Auguſt und September des dritten Jahres der Republik haben wir einige ſpäte Gewächſe und viele Saamen eingeſammelt, und als wir im ſechſten Jahre aus Perſien kamen, verließen wir Conſtantinopel nicht, ohne die Frühlingspflanzen mitzunehmen.

Wir ſchifften uns wieder zu Top-hana auf einer Calque mit drey Paar Rudern ein: um dahin zu gelangen, mußten wir bey einer Menge böſer, beißiger Hunde vorbey, welche die Europäer mit ihrem Klaffen ermüden, und vor denen man ſich ſehr hüten muß, weil ſie ſich zuweilen unverſehens für die Stockſchläge rächen, die ihnen die Matroſen austheilen. Der Ort, wo man einſteigt, iſt groß, unregelmäßig, mit einigen ſchönen Platanusbäumen bepflanzt, und mit einem Springbrunnen geziert, den ein Capudan-Pacha vor einigen Jahren hier anlegen ließ. Ueber demſelben iſt ein großes Gebäude von Holz errichtet, mit Vergoldungen, Schnitzwerk und Inſchriften überladen. Man erbaute damals eben in dem Artilleriepark, der an dieſen Platz ſtößt, eine dreyfache Caſernenreihe, die ſich als ein Amphitheater darſtellt, und eine gute Wirkung hervorbringt. Auf dem Platze ſelbſt lagen Haufen von Getreide und Früchten aufgeſchüttet, auf denen eine Menge Turteltauben und Sperlinge ſich ſehr gütlich thaten,

ohne die Vorübergehenden oder den Eigenthümer zu ſcheuen.

Die Türken beweiſen in dieſem Stück die größte Toleranz: ſie erlauben ſich weder die Vögel zu tödten, noch ſie zu verſcheuchen, und einige halten ſich ſogar für ſehr glücklich für ihre Bedürfniſſe ſorgen zu können. „Müſſen dieſe unſchuldigen Geſchöpfe, ſagen ſie, nicht „ihren Unterhalt haben; wenn es Gott gefällt, werden „wir übers Jahr eine reichere Erndte haben.“ Einige verfertigen an verſchiednen Theilen ihrer Häuſer zierliche Neſter, und hüten ſich ſorgfältig, die Liebeshändel dieſer Vögel zu ſtören, noch vielmehr ihre Jungen zu beſchädigen. Dieſe liebevollen Geſinnungen machen einen ſeltſamen Abſtich mit ihrem ungerechten und harten Betragen gegen die Chriſten die unter ihnen wohnen, die ſie ohne Barmherzigkeit ausplündern; welches auch beſſer mit ihrem habſüchtigen Charakter übereinſtimmt, von dem ich in der Folge mehr zu ſagen haben werde.

Wenn man ſich vom Ufer entfernt ſieht man mit Vergnügen die Vorſtädte, und die vielen Dörfer liegen, die nur ein ununterbrochnes Ganze auszumachen ſcheinen, und wo man zuweilen ſehr ſchöne Häuſer, ganz von Holz erblickt, und mit bunten Farben angeſtrichen. Die türkiſchen Häuſer ſind weiß oder roth; die griechiſchen, jüdiſchen und armeniſchen aber ſchwarzbraun. Dieſen iſt nicht erlaubt ſich der Farben der Muſelmänner zu bedienen, denn in der Türkey muß alles, die

Farbe des Kleides wie des Hauſes, den Herrn von dem Knecht unterſcheiden.

Der Boden beſteht, längs dem Canal aus einer ſehr fruchtbaren Bergkette von Schiefer, die mit Cypreſſen, Eichen, Linden, Caſtanien, Erdbeerbäumen, (Arbouſier) Myrten, Eſparto und Weinſtöcken bedeckt ſind, und einen ſehr reitzenden Anblick bilden. Dieſe Hügel ſind durch einige äußerſt fruchtbare Thäler getrennt, welche das Gemälde noch mannigfaltiger und lockender machen. Mehr oder minder weitläuftige Gärten, mit Blumen und Kiosken geſchmückt, die ſo geſtellt ſind, daß ſie den Luftzug auffangen, und den Canal überſehen, machen die Wohnungen dieſer Gegend zu den lieblichſten Luſtörtern. Die mehreſten reichen Einwohner von Conſtantinopel bringen hier im Sommer den ganzen Tag zu; auf ihrem Sofa ruhend, mit der Pfeife im Munde, ſchlürfen ſie ihren Caffee, betrachten die Vorübergehenden, und laſſen einen Roſenkranz von Seekorallen, Achat oder Edelſteinen, durch die Finger gleiten.

Nahe bey dem europäiſchen Caſtell ſtiegen wir an's Land, um einige blühende Gewächſe zu unterſuchen, die uns aufgefallen waren; nachdem wir einige Stunden am Lande zugebracht hatten, ſchifften wir uns wieder ein, und kamen Rumili-Hiſſar vorbey, welches auf einem abhängigen Boden liegt. Dieſes feſte Schloß, welches unter Conſtantin Paläologus, dem letzten morgenländiſchen Kaiſer, von Mahomet dem zweyten er

baut wurde, als er die Eroberung von Conſtantinopel im Sinn hatte, iſt gegenwärtig nicht im Stande ein einziges Kriegsſchiff aufzuhalten. Eine einzige Fregatte wäre in der That hinreichend, um die Lavetten der Kanonen, die ganz unbedeckt am Ufer ſtehen, zu zerſchmettern, und das Geſchütz unbrauchbar zu machen, wie auch die Kanoniere zu verjagen, die gar keinen Schutz haben. Eben die Bewandtniß hat es mit dem aſiatiſchen Fort, an der andern Seite des Canals, welches eben ſo wenig die Zugänge zur Hauptſtadt beſchützen kann.

Wir hielten uns an der europäiſchen Küſte, weil die Gewäſſer, die aus dem ſchwarzen Meere kommen, in der Mitte des Canals und an der aſiatiſchen Seite eine ſtärkere Strömung machen. Die Caiquen, welche hinauf fahren, nehmen alle dieſen Weg, dahingegen pflegen die Schiffer, wenn ſie nach Conſtantinopel zurückkehren, die Mitte des Canals zu wählen und ſich ſogar etwas ſeitwärts nach Aſien zu halten, wodurch die Fahrt beſchleunigt wird, zumal wenn ein leichter Nordwind ihnen erlaubt die Segel aufzuſpannen.

Wenn man überlegt welch eine Menge Waſſer das ſchwarze Meer aus der Donau, dem Dnieſter, dem Dnieper und Don, wie auch aus allen Flüſſen und Strömen empfängt, die von den Caukaſiſchen Gebirgen, Mingrelien, Georgien, Armenien und Natolien herabfließen, ſo ſieht man wohl ein, daß dieſe ganze Waſſermaſſe einen größern Raum bedurfte, um gehörig aus-

zudünſten, und ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen, hätte ſie nicht durch den Boſphorus und den Canal der Dardanellen einen Ausfluß gefunden. Auf dieſem Wege ergießt ſich das Uebermaaß des Waſſers unabläſſig ins mittelländiſche Meer, und dieſes dient zugleich zur Erklärung, warum das Waſſer des ſchwarzen Meers und des Meeres von Marmora weniger ſalzigt iſt, als im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere.

Die Strömung iſt ſo ſtark in dem Canal, daß er an einigen Stellen weit mehr einem Fluß als einem Arm des Meeres gleicht: und wenn der Südwind nur ſchwach weht widerſetzt er ſich ordentlich der Fahrt der Schiffe. Die Richtung der Küſten zwingt das Waſſer ſich mehr nach Aſien hin zu ziehen, und an dieſer Seite eine ſchnellere Strömung zu veranlaſſen; demungeachtet muß man bey der Spitze von Arnaud-kiöi ſich ziehen laſſen, weil das Waſſer hier eine ſolche Schnelligkeit hat, daß man ſich unmöglich der Ruder bedienen kann, ohne ſich vom Lande zu entfernen: ſobald aber dieſe Schwierigkeit überwunden iſt, bemerkt man die Strömung wenig mehr, und die Richtung der Vorgebirge und Landſpitzen macht zuweilen das Waſſer wie in den Flüſſen aufwärts ſteigen, welches den Lauf der Fahrzeuge ſehr erleichtert.

Wir hatten ſchon lange ganze Schaaren Vögel bemerkt, die unaufhörlich nach der Mitte des Canals hin und herflogen, indem ſie mit der größten Schnelligkeit die Oberfläche des Waſſers ſtreiften. Die Matroſen

belegen ſie mit dem Namen verdammte Seelen, weil ſie in ihnen raſtloſe Weſen zu ſehen glauben, die unabläſſig von dem Verlangen ſich aus dem ſchwarzen Meer ins mittelländiſche, und aus dem mittelländiſchen ins ſchwarze, zu begeben, gemartert werden. Sobald wir das erſte Fort vorbey geſchifft waren, befahlen wir unſern Schiffern, die Küſte zu verlaſſen und ſich der Mitte des Canals zu nähern. Unſre Abſicht war, auf dieſe Vögel zu ſchießen, um ſie kennen zu lernen und einige aufzubewahren. Wir erreichten ſie bald; ſie kamen unſrer Caique ſo nahe, daß wir bey jedem Schuß einige erlegten. Unſre Schiffer waren Türken, und ruderten anfänglich ohne Widerwillen auf die Vögel zu, die wir getroffen hatten; weil wir aber nicht zugeben wollten, daß ſie ihnen den Kopf abſchnitten, indem dadurch das Gefieder zu ſehr gelitten hätte, konnte man ſie nur mit der äußerſten Mühe bewegen, nach denen hinzurudern, die ein zweyter Schuß getödtet hatte. Wir theilten übrigens auch ihr Mitleiden und erſtickten die Vögel, von denen wir nur vier nahmen, ſo geſchwind als möglich, worauf wir ſie in ein Tuch hüllten, um ſie den Blicken unſrer Schiffer zu entziehen und die Federn zu erhalten.

Die Muſelmänner pflegen aus Weichherzigkeit oder Religioſität allen Thieren, die ſie durch einen Schuß erlegen, den Kopf abzuſchneiden, wenn ſie auch ſchon todt ſind. Dieſer Gebrauch iſt in allen Gegenden hier ſo allgemein, und wird ſo gewiſſenhaft beobachtet, daß wir ſelbſt mit Geld nichts ausrichten konnten. Daß man

den Vögeln, die man uns brachte, nicht den Kopf abſchnitt; ſogar wenn wir zugegen waren hielt es äuſſerſt ſchwer, ſolches zu verhüten.

Der Vogel, den wir geſchoſſen hatten, iſt eine Abart des Petrells Procellaria puffinus und unterſcheidet ſich nur durch ſeine geringere Größe, und einen ganz ſchwarzen Schnabel. Er baut ſein Neſt an den Küſten des ſchwarzen Meeres, und nährt ſich bloß von Fiſchen. Zum Eſſen taugt das Fleiſch nicht.

Wir erreichten Bujukdere bey guter Zeit: es war eben ein Feyertag. Gegen Abend wünſchten wir noch einen Spaziergang nach der Wieſe zu machen, und den berühmten Platanus zu ſehen, von dem wir ſo viel gehört hatten, und von dem einige Reiſende eine Beſchreibung gegeben haben. Sieben bis acht Bäume von ungeheurer Größe, und an den Wurzeln zuſammenhängend, ſteigen in einem Kreiſe empor, und laſſen in der Mitte einen ziemlich groſſen, freyen Raum. Viele Griechen und Armenier ſaßen im Schatten der Bäume auf dem Raſen umher, und rauchten ihr Pfeifchen: verſchiedne Gruppen türkiſcher und armeniſcher Weiber, in Schleyer gehüllt, von ihren Kindern umgeben, ſaßen etwas abwärts, und einige reichgekleidete, mehr oder minder junge Griechinnen, zogen die Augen einiger Europäer auf ſich, welche der Zuſammenfluß von Menſchen herbeygelockt hatte. Einige Türken ſaßen im innern Raum der Bäume, rauchten Taback und tranken Caffee, den man ihnen dicht dabey bereitet hatte.

Der Zeitpunkt war den Unterſuchungen, die wir anſtellen wollten, eben nicht günſtig; demungeachtet näherten wir uns dem Baum, und als wir uns dicht bey den Türken befanden, luden ſie uns ein, uns zu ihnen zu ſetzen: ſie boten uns Pfeifen und Caffee an, welches wir annahmen, und mit Hülfe eines franzöſiſchen Dollmetſchers, eine unbedeutende Unterredung mit ihnen führten. In der Folge haben wir Gelegenheit gehabt, zwey dieſer Türken in unſerm Gaſthofe bey uns zu ſehen, und ſie mit einem vortrefflichen Mittagseſſen, und dem beſten Wein von Conſtantinopel zu bewirthen.

Der Platanus hat oft an ſeinem Fuß einen beträchtlichen Umfang, der zwey bis dreymal größer iſt, als der obere Stamm, und zuweilen über dreyßig Fuß beträgt; daher geſchieht es oft wenn der Baum vor Alter abſtirbt, daß er rings um den Stamm junge Schößlinge hervortreibt, die eben ſoviel neue Bäume werden: und dieſes iſt ohne Zweifel der Fall mit dem Platanus von Bujukdéré geweſen. Auch bemerkten wir in der That, daß die ſieben bis acht Bäume, aus denen er beſteht, einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, und an der Wurzel verbunden ſind.

Der Platanus wächſt wild im ganzen Orient: man findet ihn häufig an den Ufern der Bäche in Griechenland, in den Inſeln des Archipelagus, auf der Küſte von Klein-Aſien, in Syrien und Perſien. Das Holz deſſelben giebt keinem andern in Europa zu Tiſchlerarbei-

theils um die Küſte zu unterſuchen, theils um die Gewächſe und andren Naturprodukte zu beobachten.

Sobald wir bey dem Dorfe vorbey waren, fielen uns an beyden Ufern Merkmale eines Vulkans auf, die wir einige Meilen weit verfolgten. Wir erblickten überall Felſen, die mehr oder weniger zerſtückelt und verſchoben waren; überall deutete die Unordnung und die aufeinander gehäuften Maſſen auf die Wirkungen unterirdiſcher Feuer: man bemerkt Jaſpiſſe von verſchiednen Farben, Carneole, Achate und Chalcedon in Schichten. Zwiſchen mehr oder minder zerſtörten Porphyren; einen beynahe aufgelöſeten, lockern Bruch, aus Trümmern von Trap mit Kalkſpath verbunden; einen hübſchen Porphyr mit einem Felsgrund von grünlichtem Trap, mit Kupfer gefärbt: endlich ſieht man in einem ganzen Strich von einer halben Meile ein feſtes Geſtein von grünblauem Trap, ebenfalls mit Kupfer gefärbt.

Ohne Zweifel hat dieſes letztere die Alten veranlaßt, einigen kleinen Eilanden an der Mündung des Canals an der europäiſchen Küſte, den Namen der Cyäneninſeln beyzulegen. Gegenwärtig ſind es nur noch ſehr kleine Felſen, woraus ſich ſchließen läßt, daß ihre Maſſe durch die beſtändige Wirkung des Waſſers ſich allmählig vermindert hat. Man nannte dieſe Felſen auch Simplegaden, weil ſie, aus einem gewiſſen Geſichtspunkte geſehen, vereinigt ſchienen. Da ſie, je nachdem der Nord- oder Südwind in dieſer Gegend das Waſſer

ſteigen oder fallen macht, mehr oder minder ſichtbar ſind, ſo haben die Griechen, die immer Wohlgefallen am Wunderbaren hatten, vermuthet, dieſe Eilande wären ſchwimmend, und den Seefahrern unendlich gefährlich.

Die Römer errichteten auf einem dieſer Felſen dem Apollo einen Altar, den man zu Conſtantinopel irrigerweiſe die Säule des Pompejus nennt. Verſchiedene Reiſende haben ſich bemüht die lateiniſche Inſchrift zu leſen, die Buchſtaben ſind aber ſo verloſchen, daß es wohl unmöglich ſeyn möchte.

Wir hatten nicht Zeit zu unterſuchen ob ſich die Spuren des Vulkans weit nach Aſien hin erſtrecken, denn zwiſchen zehen und eilf Uhr fing der Wind an aus Norden zu wehen, und machte das Meer ſehr unruhig, ſo daß es unvorſichtig geweſen wäre, auf einem ſchwachen Fahrzeuge von der Spitze von Europa, wo wir uns befanden, bis nach der von Aſien hinüberzuſchiffen. Wir begnügten uns demnach längs der Europäiſchen Küſte hinzufahren, und uns zu verſichern daß die Vulkaniſchen Spuren ſich hier mehr als eine Meile weit erſtreckten.

Die Breite des Canals beträgt an ſeiner Mündung mehr als 1800 bis 1900 Klaftern. Den Eingang in denſelben beſchützen einige Feſtungswerke die an jeder Seite von dem Baron Tott errichtet wurden, und einige Franzöſiſche Ingenieurs ſeit kurzem vermehrt ha-

dan-Paſcha. Dieſer gab dem Dollmetſcher der ihm den Antrag machte, die Antwort: wir befahren dieſes Meer ſchon ſeit ſo langer Zeit, wir brauchen es nicht beſſer zu kennen, und alle eure Beobachtungen würden nur dazu dienen, es unſern Feinden genauer bekannt zu machen.

Endlich nach langen Bitten erhielt Beauchamp die Erlaubniß als Naturforſcher zu reiſen, und als ſolcher hat er die Küſten bis Trebiſonde aufgenommen. Das Reſultat ſeiner Beobachtungen iſt, daß ſich die Küſte an einigen Stellen ungefähr um einen Grad mehr nach Norden zieht, daß die Vorgebirge Kerenpé und Judjé beynahe im zwey und vierzigſten Grad liegen, daß der Meerbuſen von Sannſon weit weniger tief iſt als auf den Charten angegeben wird, und daß Trebiſonde vier bis fünf Seemeilen weiter weſtwärts liegt. Die öſtliche Küſte zu ſehen und die Fehler der Charten an dieſer zu berichtigen, hat es ihm an Gelegenheit gefehlt.

Gegenüber Bujuk-Déré bemerkt man in Aſien einen mäßigen Berg, der etwas höher als die übrigen am Canal belegen iſt: er iſt unter dem Namen des Rieſenbergs bekannt, der ſich auf unzählige Fabeln und auf die Vermuthung gründet, daß dort die Grabſtätte eines Rieſen ſey. Dieſer Berg iſt ſchieferartig, und zeichnet ſich durch nichts als die Fruchtbarkeit des Bodens aus. Das Gras wächſt auf demſelben im Ueberfluß, die Vegetation iſt überhaupt kräftig, und die

Menge ſeltner und ſchöner Pflanzen zieht die Aufmerkſamkeit des Botanikers nach dieſem Ort. Auf einem Theil des Berges hatte man Getreide gebaut, auf dem andern weidete täglich eine zahlreiche Herde Schafe.

Von dem Gipfel des Berges bewundert man die reizendſten und mannigfaltigſten Ausſichten: auf einer Seite ſieht man das ſchwarze Meer, auf der andern das Meer von Marmora: der Blick irrt mit Vergnügen auf dem fruchtbaren, wilden und gebirgigten Boden von Europa und Aſien umher, und man verfolgt mit Entzücken die unzähligen Krümmungen des Canals.

Wir erſtiegen nachher verſchiedne Berge mit Pfriemenkraut, Erdbeerbäumen und Heidekraut bedeckt: wir fanden den berühmten Helleborus des Hippocrates, die Daphne pontica ſehr häufig, eine ſchöne Gattung Bupleurum und einen Laſer, welcher, indem wir ihn zum Aufbewahren bereiteten, ein harziges, ſehr wohlriechendes Gummi, dem Gummi ammoniacum ſehr ähnlich, lieferte. Wir ſahen auch eine Menge Griechen welche beſchäftigt waren die Stämme des Erdbeerbaums auszureißen, um Kohlen daraus zu brennen, wie man es in dem Vardepartement häufig mit den Stämmen des Heidekrauts macht.

Den 18ten Junius, um eilf Uhr Vormittags, ſpürten wir einen leichten Stoß von Erdbeben: das Wetter

war damals vollkommen windſtill, der Himmel ein wenig trübe, und die Hitze ziemlich groß. Es iſt bekannt, daß dieſe Gegenden zu allen Zeiten gewaltſamen Erſchütterungen unterworfen waren, Conſtantinopel hat deren mehrere erfahren: aber Bithynien, die ganze ſüdliche Küſte des ſchwarzen Meers, beynahe ganz Kleinaſien, und beſonders Syrien ſind ihnen noch mehr unterworfen. Smirna iſt verſchiedne Male bis auf den Grund zerſtört worden. Pouſa, Nicäa und Nicomedien haben das nemliche Schickſal gehabt. Wir werden weiterhin noch mehr von dem Erdbeben in Syrien, bey Gelegenheit desjenigen ſagen, welches während unſers Aufenthalts in Perſien, einen großen Theil der Häuſer von Latichia umſtürzte.

Einige Tage nachher beſuchten wir das Thal von Buiuk-Déré; wir gingen durch einen Wald von Kaſtanien und Eichen; nachher unter den erſten Waſſerleitungen durch, und nach einem zweyſtündigen Marſch erreichten wir Belgrad, ein kleines Dorf, wo die Geſandten ehedem den Sommer zubrachten, welches ſie aber nach und nach verlaſſen haben, weil die Luft dort ungeſund geworden iſt, ſeitdem man verabſäumt hat, einen kleinen See zu reinigen, der ſich bey dem Dorfe befindet. Dieſer See iſt in einem Thal, vermittelſt einer ſtarken Mauer entſtanden, die den Regen und die Gewäſſer einiger kleinen Bäche aufhält, welche ſich in dieſer Gegend ergießen. Der See liefert einen Theil des Waſſers, welches man nach Conſtantinopel führt.

Wir haben in verſchiednen Theilen von Perſien dergleichen Mauern gefunden, um das Land zu wäſſern. Dieſes Mittel iſt ſo einfach, daß es uns befremdete, wie man ſich deſſen in den Ländern wo das Waſſer mangelt und wo die Produkte ſo unendlich beträchtlicher und koſtbarer ſind, wenn man während des Sommers den Boden gehörig tränken kann, nicht allgemein bedient. In allen gebirgigten Gegenden, in Schluchten, in allen Orten wo ſich eine Vertiefung befindet, könnte man ein Mauerwerk von Backſteinen aufführen und es außerhalb mit aufgeworfner Erde befeſtigen. Im Winter und Frühling, den Jahreszeiten wo es gewöhnlich am häufigſten regnet, würde ſich hier nach Beſchaffenheit des Bodens und der Benutzung deſſelben ein mehr oder minder beträchtlicher See bilden. Dieſes Waſſer könnte man in der Folge nach Belieben vertheilen, entweder um den Bedürfniſſen einer Stadt abzuhelfen, oder um den Acker zu wäſſern wie in Perſien.

In der Gegend um Belgrad bemerkt man in geringer Entfernung von einander mehrere kleine Dörfer, die beynahe alle von Griechen bewohnt ſind. Die Felder ſind hier auch einigermaßen angebaut, und man bemerkt Weinberge und Gemüſegärten. Ueberall ſieht man hier vortreffliche Eichen mit traubenförmigen Früchten; (Quercus racemosa) das Holz derſelben iſt außerordentlich hart und ſehr tauglich zum Schiffbau. Man bewundert hier auch verſchiedne ſchöne Waſſerleitungen, welche die griechiſchen Kaiſer auf-

führen ließen, um Conſtantinopel mit Waſſer zu verſehen.

Die Gegenden um Belgrad ſind vortrefflich zur Jagd: man findet dort Faſanen, Becaſſinen, rothe Rebhühner, verſchiedne Gattungen Enten, Haſen, Rehe und bisweilen Hirſche. Wachteln ſind daſelbſt im Herbſt ſehr häufig: es giebt auch Staare, Droſſeln, Amſeln, Turteltauben, Kuckucks und beynahe alle Vögel von Europa.

Seit einigen Tagen bemerkten wir gegen Abend und des Nachts kleine phosphorescirende Körper die die Luft in allen Richtungen durchkreuzten. Wir erkannten bald daß es die kleinen leuchtenden Würmchen von Italien (Lampyris italica) waren, von denen beydes Männchen und Weibchen mit Flügeln verſehen ſind und im Dunkeln leuchten.

Wir hatten ſchon ſeit langer Zeit gehört, daß es an der Küſte des ſchwarzen Meeres eine Steinkohlengrube gäbe, wie auch eine andre in der Gegend von Rodoſto; bisher aber hatten wir noch keinen Schritt gethan um ſie zu ſehen. Einige Armenier die ſeit kurzem von dem Capudan Pacha die Erlaubniß erhalten hatten, die erſtere für die Bedürfniſſe des Arſenals zu bearbeiten, waren froh, ſich mit uns über dieſen Gegenſtand unterreden zu können: ihre Abſicht war von uns zu erfahren, wie man zu Werk gehen müſſe um dieſe Grube zu bearbeiten, weil ſie bisher nur Koh-

len von ſchlechter Beſchaffenheit gewonnen hatten. Wir wünſchten zur Stelle zu ſeyn, welches ihnen ſehr willkommen war, und in der Mitte des Auguſts verließen wir Bujuk-Déré und machten uns auf den Weg. Der Boden war ſehr ungleich, etwas gebirgigt, anfänglich vulkaniſch, nachher ſchieferartig; dabey unangebaut und mit Ciſtus, Erdbeerbäumen und Spartum bedeckt; wir kamen bey drey oder vier kleinen Dörfern vorbey, und erreichten die Küſte des ſchwarzen Meeres, nachdem wir eine halbe Stunde auf einem flachen ſandigen Boden, auf dem eine niedliche Winde mit länglichten, wolligten Blättern (Convolvulus persica) häufig wuchs, gegangen waren.

Die Küſte die mehr als zwanzig Klaftern hoch, und in einem beträchtlichen Strich wie mit dem Beil abgehauen war, zeigte eine Miſchung von Thon und graublauer Kalkerde, in der man hin und wieder, mehr oder minder ſtarke Schichten von vegetabiliſcher Materie bemerkte, hauptſächlich ſehr kenntliche Stücken Holz die noch nicht ganz verkohlt waren. Das Waſſer des Meeres tritt wenn es von einem etwas ſtarken Nord- oder Oſtwind bewegt wird, bis an den Fuß der ſteilen Küſte, bey ſtiller Witterung aber ſieht man einen ziemlich breiten Strand, mit Kieſeln bedeckt.

Die Armenier bearbeiteten dieſe kohlenartige Subſtanz bloß, indem ſie den ganzen Strich mit der Hacke umgruben, welches ihnen ſehr beträchtliche und ganz vergebliche Koſten machte, weil ſie noch keine brauch-

bare Kohlen gewannen. Wir hatten Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß ſie Gänge oder Stollen anlegen und in das Bergwerk hinein arbeiten müßten. Da wir aber vermutheten, daß die Grube wenig tauge, oder daß die Kohlen tiefer lägen, riethen wir ihnen den Boden bis zu jenen Schichten die ſie tiefer unten finden würden, aufzuräumen. Wir ſetzten hinzu: wenn eure erſten Verſuche alsdenn nicht beſſere Kohlen liefern, ſo gebt das ganze Unternehmen auf.

Das Steinkohlenwerk welches ſich in der Gegend von Rodoſto am Propontis befindet, ſcheint von beſſerer Beſchaffenheit zu ſeyn, um nach einigen Stücken zu urtheilen die man auf der Oberfläche gefunden hat; denn obgleich ſich dieſes auch in geringer Entfernung von der Küſte befindet, iſt es noch nicht bearbeitet worden. Man hat uns verſichert, die Mine erſtreckte ſich ſehr weit, und man fände ſie in der Gegend von Erecli wieder.

Fiſche ſind zu allen Jahreszeiten ſehr häufig im Propontis, im Bosphorus und im ſchwarzen Meer; da aber die Türken dieſe Speiſe ſelten genießen, und man ſie nur auf den Tafeln der Europäer, Griechen und reichen Armenier ſieht, ſo wird im ganzen Orient wenig gefiſcht, und ſelbſt in Conſtantinopel beſchäftigen ſich nur wenige mit dieſem Gewerbe.

Es iſt hier nicht die Rede von den geſalznen Fiſchen die in großer Menge aus dem ſchwarzen Meere und aus einigen Gegenden von Griechenland kommen: dieſe ſind ſehr wohlfeil, und werden von den Griechen, Armeniern und den ärmern Juden in großer Menge gegeſſen.

Die gewöhnlichſte Art zu fiſchen in der Gegend um die Hauptſtadt herum, iſt, daß man an den Orten die am häufigſten von den Fiſchen beſucht werden, ein Gerüſte in Geſtalt eines Andreas Kreuzes aufrichtet, auf dem ſich oben ein Menſch ſtellt, um den Augenblick wahrzunehmen, wo das unten angebrachte Netz voll Fiſche iſt: auf ein Zeichen was er ſodann macht, wird das Netz zugezogen, und die Fiſche ſind gefangen.

Die Anchovies, die einige Naturforſcher irrigerweiſe für junge Thunfiſche halten, ſind hier ſehr häufig, vorzüglich gegen Ende des Sommers und im Herbſte. Rothfedern, Goldfiſche, höckerichte Steinbutten, Makrelen, Zungen und Schollen ſind die häufigſten und beliebteſten Fiſche dieſer Meere.

Außer dieſen fängt man in der Gegend um Conſtantinopel mancherley mehr oder minder geſchätzte Schaalenthiere. Auſtern ſind häufig und von ſehr gutem Geſchmack vorhanden; die Muſcheln ſind von ungewöhnlicher Größe. Hummer und Seekrebſe kann

man in Menge haben, und letztere ſind hier eben ſo gut wie im ſüdlichen Frankreich.

Zehnter Abſchnitt.

Reiſe nach den Prinzeninſeln. Zeitvertreibe daſelbſt. Beſchreibung dieſer Inſeln, ihrer Cultur und Produkte. Vortheilhafte Lage zu Errichtung eines Lazareths.

Wir hatten die Prinzeninſeln ſchon zweymal beſucht, einmal im Julius, und das andre im Auguſt, und wir beſchloſſen jetzt gegen Ende des Septembers zum dritten Male hin zu reiſen, um ſie ganz zu durchſtreifen, und alle ihre Produkte kennen zu lernen. Verſchiedne unſrer Freunde begleiteten uns, theils um ſich von ihren Geſchäften zu erhohlen, theils um Wachteln zu ſchießen, die in dieſer Jahreszeit dort ſehr häufig ſind. Ein Kaufmann war ſo gütig uns in ſein Landhaus aufzunehmen, und die Rechnung über alle Ausgaben zu führen.

Wir nahmen zwey groſse Caïquen an, und in zwey Stunden waren wir mit Hülfe eines leichten Nordnordoſtwindes in dem Hafen von Prinkipos, der zwölf Meilen von Galata entlegen iſt. Das Meer war ſo ruhig daß niemand ſeekrank wurde, und wir ganz gemächlich

die verſchiednen ſchönen Anſichten der Küſte von Aſien genieſſen konnten. Wir waren bald Chalcedon vorbey, wie auch den tiefen Meerbuſen nebſt der darauf folgenden, mit Cypreſſen bepflanzten Landſpitze, auf welcher die Türken einen Leuchtthurm errichtet haben. In der Ferne, rechts, lieſſen wir Prota und Antigona liegen; dann näherten wir uns Chalkis, und erreichten Prinkipos vor Sonnenuntergang.

Die Stadt liegt an dem öſtlichen Theil der Inſel, längs dem Meer: ſie iſt mehrentheils von Griechen bewohnt, die entweder Schiffahrt oder Ackerbau treiben. Die Volksmenge kann auf zwey bis drey tauſend Einwohner ſteigen. Da die Küſte von Aſien nur zwey Seemeilen entfernt iſt, können die Schiffe zu allen Jahrszeiten mit völliger Sicherheit an dieſen Inſeln ankern; die Caiquen legen längs dem Ufer an einer Art von Bollwerk an.

Die Schwierigkeit, bey ſchlechtem Wetter oder ſtarkem Winde nach Conſtantinopel zu kommen, veranlaßt, daß die fremden Geſandten und Agenten dem Aufenthalt zu Belgrad, Tarapia und Bujuk-Déré den Vorzug einräumen, ungeachtet die Luft dort weniger geſund und rein iſt, und die Peſt ſich dort häufiger zeigt, als auf dieſen Inſeln.

Wir kamen hier gerade in der günſtigſten Jahreszeit an, in welcher der Zuſammenfluß von Menſchen am ſtärkſten iſt. Alle Abende hatten wir in einem Caffee-

hauſe, welches allen Liebhabern offen ſtand, ein bey den Türken ſehr beliebtes Schauſpiel, welches ſelbſt die ſittſamſten Weiber beſuchten, obgleich es mehrentheils Scenen vorſtellte, welche die ſchaamloſeſte Europäerin nicht würde angeſehen haben. Zwar kamen die Weiber nicht in das Caffeehaus hinein, ſondern blieben nur in der Straße, wo ſie jedoch alles ſehen konnten.

Dieſes Schauſpiel wird Karagenze genannt und iſt eine Gattung chineſiſcher Schattenbilder, die in der Hauptſtadt ſehr beliebt ſind. Die Scene, welche die Zuſchauer am meiſten beluſtigte, war die, wo ein Eſel ſich mit einem Juden erluſtigte. Das erſtemal das wir dieſem Schauſpiel zuſahen, wunderten wir uns nicht wenig, daß die ernſthaften Türken in das ungezähmteſte Gelächter, bey dem Anblick dieſer Zoten, ausbrachen. Und noch jetzt muß man über den Widerſpruch erſtaunen, daß dieſe Nation, welche die Ausſchweifungen mit ſolcher Strenge, ſogar ſo barbariſch ahndet, welche keine Freudenmädchen dulden will, öffentlich ſolche Unanſtändigkeiten begünſtigt.

Die Inſeln, welche unter dem Namen der Prinzeninſeln bekannt ſind, beſtehen aus vier großen und fünf kleinen. Die erſte heißt Proka, die zweyte Antigona, die dritte Chalkis, die vierte Prinkipos; ſüdwärts von dieſer iſt die kleine Caunincheninſel: weſtwärts ſind noch zwey kleine Eilande die unter dem Namen Oxya und Plata bekannt ſind, die beyden letzten aber ſind nur Felſen die keinen Namen haben.

Prinkipos iſt die anſehnlichſte und fruchtbarſte von allen: uns ſchien ſie ganz vulkaniſch zu ſeyn, und aus aufgelöſetem Quarz, Granit u. ſ. w. zu beſtehen. Der Boden iſt ungleich und bergigt, auf den Höhen iſt er trocken und unfruchtbar, in den niedrigern Gegenden aber röthlich und ziemlich fruchtbar, vorzüglich ſüdwärts von der Stadt. Die Produkte ſind: die Fichte von Aleppo, die im mittäglichen Frankreich unter dem Namen der weißen Fichte bekannt iſt; eine Art Wachholderſtrauch; die Phillyrea mit großen Blättern; der Erdbeerbaum; die ſtachelichte Pimpernell; Lavendel mit blaſſen Blüten; Geniſte oder Pfriemenkraut; Spargel mit ſpitzen Blättern; der Ciſtus von Creta; der Terpentinbaum; eine Gattung von Saturey, die Altheenförmige Winde und andre mehr.

Auf allen Bergen findet man häufig wilde Olivenbäume. Eben ſo wie in den Inſeln des Archipelagus, auf den Hügeln am Hellespont, und auf denen von Klein-Aſien, in der Nähe des Meers. Sie ſind klein und verkrüpelt, wenn ſie ohne alle Pflege bleiben, und von dem Vieh benagt werden. Ob ſie überall, wo wir ſie geſehen haben, wirklich wild wachſen, oder nur Ueberreſte ehemaliger Cultur ſind, wage ich nicht zu entſcheiden.

Dieſer Baum wächſt nicht an den Ufern des Bosphorus, noch in der Gegend um Conſtantinopel, weil die Kälte dort, wegen der Nähe des ſchwarzen Meeres, empfindlicher iſt, als auf den Prinzeninſeln. Doch fin-

det man ihn ſtark und kräftig in den mittäglichen Gegenden des Propontis, und an den Ufern des Hellesponts.

Die Feldfrüchte die man um Prinkipos baut, ſind Weizen, Gerſte, Wicken, Bohnen und Vitsbohnen. Der Weinbau iſt nicht häufig; man pflanzt hier den Weinſtock und beſchneidet ihn wie in Frankreich: er liefert zwey bis drey Sorten ſehr guter Trauben, aus denen man ſelten Wein keltert. Man findet es einträglicher, die Trauben nach Conſtantinopel zu führen, und auf den dortigen Märkten zu verkaufen.

In der Nähe der Stadt ſind einige Gärten, in denen man auf ziemlich ungeſchickte Art Küchengewächſe und Früchte zieht; unter dieſen letztern zeichnet ſich eine Art Feigen aus, die äußerlich grün und inwendig roth, und von vortrefflichem Geſchmack ſind.

Die Jagd verſchaffte uns täglich eine Menge Wachteln, wir hatten vortreffliche Spürhunde, die ſie in der Nähe auftrieben. Gewöhnlich niſten ſie unter dem Ciſtus, der ſtachelichten Pimpernelle und dergleichen Sträuchern; und da es hier keine Thyme giebt, ſind ſie leicht zu treffen. Sie ſind ausnehmend fett, und von ſehr ſchönem Geſchmack; im Frühlinge findet man ſie ſeltner und von ſchlechterm Geſchmack. Wir ſahen hier noch verſchiedne andre Zugvögel, als Turteltauben, Droſſeln, und vornehmlich Falken und Sperber.

Haſen ſind auf Prinkipos ſehr ſelten, und Caninchen giebt es gar nicht; in deſto gröſſerer Menge aber findet man dieſe letztern auf der kleinen unbewohnten Inſel, die davon den Namen führt. Wir machten uns zuweilen das Vergnügen dorthin auf die Jagd zu gehen und brachten immer Wildprett mit. Man muß aber ſehr früh Morgens ankommen ehe ſie wieder in ihre Löcher gekrochen ſind.

Die Fiſcherey gab uns noch eine reichere Ausbeute als die Jagd: wir hatten alle Tage Auſtern, Muſcheln, Makrelen, Steinbutten, Sardellen und Rothfedern auf dem Tiſch. In dem Magen dieſer letztern fanden wir häufig eine ganz kleine Gattung Meerigel, die wir aufbewahrt haben, und unter andren Gegenſtänden der Naturgeſchichte bekannt machen werden.

Die Ueberfahrt von Prinkipos bis Chalkis beträgt beynahe eine Seemeile, und man findet immer Caiquen bereit liegen, um Paſſagiere einzunehmen. Wir hatten den Pater Superior des Dreyfaltigkeits-Kloſters auf jener Inſel benachrichtigt, wenn wir ſein Kloſter beſuchen, und uns bey ihm ein Mittagseſſen ausbitten würden, um ihn nicht unvorbereitet zu finden. Denn die griechiſchen Mönche ſind ſehr mäßig, und führen einen ſehr magern Tiſch, ſo daß man ſich glücklich ſchätzen muß Honig, Eyer und Früchte vorzufinden. Um die Höflichkeiten, die ſie den Fremden erzeigen, zu vergelten, ermangeln dieſe nie, ſich die Kirche zeigen zu laſ-

ſen, und laſſen dort in einem Becken ein Geſchenke zurück.

Dieſes Kloſter, welches auf einem Hügel, beynahe in der Mitte der Inſel liegt, genießt einer äußerſt reizenden Ausſicht. Die Luft iſt daſelbſt ſehr rein, und es iſt nichts ſeltnes, dort eine zahlreiche Geſellſchaft beyſammen zu finden, indem viele Europäer, und ſelbſt Griechen, oft dort einen Theil des Sommers zubringen, von dem Geräuſch und der Zerſtreuung der Hauptſtadt entfernt. Wir verweilten eine geraume Zeit an der Thüre der Kirche, um Abbildungen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieſes zu betrachten, obgleich ſie ſehr ſchlecht gemalt waren. Die Hölle war mit Türken, Biſchöfen, Erzbiſchöfen und reichgekleideten Griechen angefüllt; das Fegefeuer aber und das Paradies bevölkerten nur Mönche, Popen oder Prieſter und einfach gekleidete Griechen. Wir befragten die Mönche, die uns begleiteten, ob ihnen nicht vor Händeln mit den Türken bange wäre, weil ſie dieſe ſo ohne Umſtände in die Hölle ſchickten. Sie erwiederten aber, es wäre ihnen nur einmal begegnet, daß ſie deßhalb Verdruß gehabt hätten, der ganze Handel aber durch Geld beygelegt worden. Sie ſetzten hinzu, ihr Gemälde hätte einen großen Werth für ſie, und ſie würden es zu erhalten ſuchen, ſo lange es ohne zu große Gefahr geſchehen könnte.

Im ſüdöſtlichen Theil der Inſel findet man noch ein Kloſter, welches wegen verſchiedner ſchönen Alleen

von Cypreſſenbäumen, eines Fichtenwaldes, eines weitläuftigen Gebäudes und der Anzahl der Mönche, merkwürdig iſt. Dieſes hat zwar auch eine angenehme Lage, aber keine ſo ſchöne Ausſicht als das erſtere.

Zu Prinkipos ſind ebenfalls zwey Klöſter in den höchſten und einſamſten Gegenden der Inſel. Die Mönche beſchäftigen ſich mit der Bearbeitung der Felder, die zu ihren Klöſtern gehören, oder mit irgend einem für das Ganze nützlichem Geſchäft. Ihre Bedürfniſſe ſind ſehr eingeſchränkt, weil ſie dem Luxus den Zugang verſperrt haben: wenige Arbeit, Ruhe der Seele und Mäßigkeit erhalten ihnen ihre Geſundheit bis ins ſpäteſte Alter, und ihr größtes Glück iſt, daß die Türken ſich um ſie nicht bekümmern, und ſie ihre Ruhe ungeſtört genießen können.

Chalkis iſt weniger beträchtlich als Prinkipos, und auch das Dorf iſt von geringerm Umfange; die Produkte ſind mehrentheils die nemlichen, und der Boden zeigt überall Spuren von vulkaniſcher Beſchaffenheit. Auf der Anhöhe zunächſt am Dorfe findet man einen harten, brüchigen, eiſenhaltigen Stein; und gegen das ſüdöſtliche Ende der Inſel eine Kupferader, die man ehedem bearbeitet hat: wahrſcheinlich rührt daher der Name Chalkis, von dem griechiſchen Worte, welches Kupfer bedeutet. Wir haben aber nichts bemerkt, was die Goldader andeutete, von der Ariſtoteles und Stephan von Byzanz ſprechen.

Wenn die Türken im Stande wären einzuſehen, daß ſie ſich vermittelſt der Maasregeln, die man in Europa nimmt, ebenfalls gegen die Peſt ſchützen könnten, ſo wäre die Lage der Prinzeninſeln zur Erreichung dieſes Zwecks, und um die Hauptſtadt zu bewahren, unſchätzbar: man könnte auf Prota oder Antigona ein Lazareth anlegen, weil dieſe Inſeln wenig bevölkert ſind, und Schiffe dort in aller Sicherheit vor Anker liegen könnten. Man findet noch auf der erſtern dieſer beyden Inſeln, die Ruinen von einem Dorfe und von zwey Klöſtern, welche beweiſen, daß ſie des Anbaues fähig iſt.

Eilfter Abſchnitt.

Beſuch in einem Harem. Heirathen der Türken. Vielweiberey; Folgen derſelben. Einfluß der Weiber in alle Geſchäfte.

Zwey Tage nach unſrer Zurückkunft von den Prinzeninſeln, erhielten wir von einem Kapidgi-Baſcha eine Einladung, uns an den Boſphorus, zu ſeiner ſeit geraumer Zeit kranken Mutter zu begeben, um ihrem griechiſchen Arzt unſern Rath zu ertheilen, und die Art, wie ſie behandelt werden ſollte vorzuſchreiben. Der

Geſandte der Republik, bey dem wir uns eben befanden, ſetzte uns ſehr ernſtlich zu, einem Manne, der in großem Anſehen bey dem Sultan ſtand und daher den Franzoſen in der Levante ſehr nützlich ſeyn konnte, dieſen Dienſt zu erweiſen. Wir willigten um ſo leichter ein, da wir außer dem Vortheil, uns einen mächtigen Mann zu verbinden, noch Gelegenheit hatten, unſre Neugierde zu befriedigen. In der That hatte ich ſchon ſeit langer Zeit gewünſcht, das Innere einer türkiſchen Haushaltung zu ſehen, und mit dem Blick eines Beobachters bis in die Harems zu dringen, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, und die dort eingeführten Gebräuche zu bemerken. Die Arzneykunde hat mir während unſrer Reiſe öfters dieſe Gelegenheiten verſchafft, und mich in den Stand geſetzt, wahrzunehmen, daß die Weiber, trotz ihrer Riegel und Hüter, noch immer Mittel fanden, ſich wegen der Tyranney der Männer zu rächen.

Die Zuſammenkunft ward auf den folgenden Vormittag feſtgeſetzt. Wir machten uns früh auf den Weg, von einem Dollmetſcher und einem Janitſcharen der Geſandtſchaft begleitet, und langten bey dem Capidgi zu gleicher Zeit mit dem griechiſchen Arzt an. Man empfing uns in einem ſchönen Kiosk, einem an den Seiten offnen Saal, mit Mahlereyen, Vergoldungen und arabiſchen Sprüchen aus dem Koran geziert. In der Mitte befand ſich ein Springbrunnen, und ein Becken von weißem Marmor: auf der einen Seite hatte man die Ausſicht auf den Boſphorus, und auf der andern nach einem ſchönen Garten, und einem Theil der

andre war, konnte ſich ungeachtet der Strenge der Patientin, die ſie verſchiedentlich zur Sittſamkeit ermahnte, nicht enthalten unſre Kleidung zu befühlen, die ſie ſehr ſonderbar, vielleicht gar unanſtändig fand, indem alle Theile des Körpers dadurch genauer bezeichnet werden, als ſie bey den weiten Kleidern ihrer Männer zu ſehen gewohnt ſind.

Wir verordneten der Kranken ein beruhigendes Opiat und andre Arzeneyen. Der Capidgi drang ſehr in uns, ſie noch einmal zu beſuchen, welches auch nach einigen Tagen geſchah.

Als wir hinaus waren, erzählte uns der griechiſche Arzt, daß der Harem dieſes Mannes aus einigen dreyßig Georgiſchen und Cirkaſſiſchen Sklavinnen beſtände, die ſeiner Gemahlin, einer jungen Prinzeſſin, der er ſein Anſehen und ſein Vermögen verdankte, zur Aufwartung dienten. Seit dieſer Heirath hatte ihm der Arzt jene reizenden Mittel verordnet, und beſuchte ihn ziemlich fleißig, um ſich nach ihrem Erfolg zu erkundigen.

Er unterrichtete uns gleichfalls von den türkiſchen Geſetzen die Ehe betreffend, und theilte uns verſchiedne intereſſante Bemerkungen mit, die er als Arzt zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Wir haben in dem Verlauf unſrer Reiſen nicht minder mehrere Bemerkungen über die türkiſchen Weiber gemacht, und ihre Sitten bey den Griechinnen, und denen im Morgenlande gebornen

Franzöſinnen ſtudirt. Vielleicht verdanken uns dieſe Leſer die Mühe die wir uns deßhalb gegeben haben.

Das Geſetz erlaubt in der Türkey den Männern auf dreyerley Art den Weibern beyzuwohnen. Tournefort hat ganz richtig bemerkt, daß man die erſten heirathet, die zweyten miethet, und die dritten kauft.

Die türkiſchen Weiber leben bekanntermaßen ſehr eingezogen, und zeigen ſich nie öffentlich ohne einen Schleyer und eine Kleidung, welche ihre ganze Geſtalt verhüllt: nur der Mann und die nächſten Blutsverwandten, als der Vater, die Brüder und Onkels haben den Zutritt in dem Harem, und ſehen eine Mahomedanerin mit bloßem Geſichte. Ein Mann der ſich verheirathen will, kann die Reitze der Geſtalt und des Geiſtes ſeiner künftigen Gattin nur aus den Nachrichten irgend einer Verwandtin, Freundin oder bejahrten Unterhändlerin kennen. Gewöhnlicherweiſe meldet eine ſolche alle erforderlichen Umſtände, bekämpft alle Schwierigkeiten, die ſich erheben könnten, und leitet alles gehörig ein. Sind die Verwandten einig, ſo beſtimmt man die Summe, welche der Mann ſeiner Gattin zum Geſchenk geben ſoll, als den Preis ihres Bluts. Man verfertigt ein Inventarium alles deſſen, was dieſer letztern an Möbeln, Kleidern, Geld oder anderm Eigenthum zugehört, weil es ihr im Fall der Scheidung oder Verſtoßung wieder zurück gegeben werden muß. Stirbt ſie ohne Kinder, ſo erhält der Mann

einen Theil des Empfangnen, und liefert das andre wieder ihren Verwandten aus, nach der Beſtimmung der Geſetze.

Wenn alle vorläufigen Einrichtungen getroffen ſind, geht der künftige Ehemann, und der Vater, oder irgend ein naher Verwandter des jungen Frauenzimmers, nebſt zwey Zeugen zu dem Cadi, um die Heirathsartikel unterzeichnen zu laſſen, und eine ſchriftliche Erlaubniß zu erhalten.

Die Hochzeit kann nur an dem Abend vor dem Freytag ſtatt finden, welcher Tag bey ihnen dem Sonntag der Chriſten, und dem Sabbath der Juden entſpricht. Ein Paar Tage zuvor wird das junge Frauenzimmer in das Bad geführt, und zum erſten Male der Haare auf dem ganzen Leibe entledigt. Den Hochzeittag ſchmückt ſie ſich mit den reichſten Stoffen die zu haben ſind, und bedeckt ſich mit Perlen, Juwelen und Goldmünzen, welche die Anverwandten oft zu dieſem Endzweck miethen. Man bemüht ſich, die Geſtalt der Braut zu verſchönern, indem man ſie roth, weiß und blau ſchminkt; man ſchwärzt die Augenbraunen und Wimpern und färbt ſie ſchwarz. In einigen Provinzen färbt man ſogar die Hände und Arme ſchwarz, die Nägel gelb, und die Füße Pomeranzenfarbig: alsdann befeſtigt man mit Kunſt auf dem Haarwuchs, oder zwiſchen den Flechten die hinten herab hängen, Blumen, Perlen, Edelſteine oder Goldſtücke. In Egypten

und Syrien ſind dieſe Flechten ſehr zahlreich und an jeder hängt eine oder mehrere Zechinen.

So aufgeſchmückt wird ſie auf einen Sitz höher als der Sofa geſetzt, wo ſie mit ernſthafter Miene und mit niedergeſchlagnen oder geſchloſſnen Augen bleiben muß, indeß daß eine Menge zum Feſte eingeladner Frauen ſich der Freude überlaſſen: man führt Tänze auf, man ſingt, man ſpielt auf allerley Inſtrumenten.

Wenn es Nacht wird kommen die Anverwandtinnen des Bräutigams, und von ihnen dazu geladne Weiber, mit Fackeln und einer rauſchenden Muſik, zu dem Hauſe der Braut, um ſie zu dem des neuen Gatten abzuholen. Sie geht von ihren Verwandtinnen und Freundinnen begleitet, hinaus: die Männer folgen ihr nicht, ſondern bleiben zurück, um ſich luſtig zu machen.

Sobald ſie in der neuen Wohnung ankommt, wird ſie parfumirt, und muß auf einem erhabnen für ſie eingerichteten Sitz Platz nehmen. Einen Augenblick nachher begeben ſich alle fremden Weiber hinweg, und es bleiben nur die Verwandten beyder Eheleute bey ihr.

Mittlerweile iſt der Mann in einem andern Zimmer, wo ſeine Verwandten und die jungen Leute die er eingeladen hat, ihn parfumiren, mit ſeinen ſchön-

ſten Kleidern ſchmücken, und Lieder ſingen, welche auf das Feſt Bezug haben.

Bald nachher begeben ſich alle Männer von ihrer Muſik begleitet nach der Moſchee; hier beten ſie ſehr andächtig, und kehren dann bis an die Thür des Hauſes zurück, wo aber nur der Bräutigam von ſeinen Verwandten begleitet hineingeht. Während der Bräutigam in der Moſchee iſt, führt man die Braut in das ihr beſtimmte Zimmer. Nach der Zurückkunft aus der Moſchee führt der Vater des jungen Mannes oder der älteſte Verwandte ihn bey der Hand zu ſeiner Braut, ſtellt ihn ihr vor, und begiebt ſich hinweg. Es bleibt nur die Wehmutter oder eine alte Verwandte zurück, die dem Manne das Abendeſſen reicht, indeß die junge Frau in einer demüthigen Stellung vor ihm ſteht. Nach dem Abendeſſen überreicht dieſe ihrem Manne eine Schüſſel mit Waſſer und ein Handtuch, um ſich zu waſchen und abzutrocknen: alsdenn giebt ſie ihm die Pfeife und den Caffee, worauf ſie ſelbſt zu Abend ſpeiſet. Die alte Frau geht fort, und die beyden Verlobten bleiben allein.

Den andern Morgen begiebt ſich der Mann in ein andres Zimmer, und ſobald er hinaus iſt, kommt eine von ſeinen Verwandtinnen und breitet auf der Thür des Zimmers die Unterkleider der jungen Frau aus, die ſie des Nachts anbehalten hat.

Alle Weiber des gaſtigen Tages kommen reicher gekleidet, um ihren Glückwunſch abzuſtatten, und ſich der Freude zu überlaſſen. Sie müſſen die Zeichen der Jungfrauſchaft der jungen Frau ſehen: die Wehmutter muß ihnen die mit Blut befleckten Unterkleider zeigen, worauf ſie ſolche zuſammenlegt, ſorgfältig aufbewahrt, und dann der Mutter oder der nächſten Verwandtin übergiebt.

Die junge Frau muß dieſen Tag über in einer ſittſamen Stellung bleiben: ganz ſtill ſchweigen, die Augen niederſchlagen, und ruhig auf dem Sofa ſitzen bleiben, indeß alle Weiber um ſie her ausgelaſſen fröhlich ſind.

Die zweyte Art ſich mit einer oder mehrern Weibern zu verbinden, die man Capin nennt, beſteht darin, daß man ſich bey dem Cadi meldet, und ſich verbindlich macht, bis zu einer gewiſſen Zeit, eine Perſon die man ihm bezeichnet, und deren Einwilligung man erhalten haben muß, zu ernähren und zu unterhalten; welches ſein Vater oder ſein nächſter Anverwandter, nebſt zwey Zeugen beſtätigen müſſen: er verpflichtet ſich, die Kinder die ſie gebären könnte, zu verſorgen, und ihr außerdem bey der Verſtoßung oder nach Verlauf der genannten Zeit, eine Summe Geldes oder Kleider, Effekten oder irgend ein Eigenthum, welches feſtgeſetzt wird, zu übergeben.

Die Kinder die aus dieſen Heirathen entſtehen, genieſſen eben die Rechte, wie die andern, und der Vater muß ſie behalten, wenn er auch die Frau verſtößt.

Die Mahomedaner verheirathen ſich nur ſelten auf dieſe Art, weil keine Weiber von einem gewiſſen Stande ſich gefallen laſſen würden, ſich einem Manne unter ſolchen Bedingungen zu ergeben, und weil dieſe letztern ſich lieber Sklavinnen kaufen, als ſich mit den Töchtern armer Türken auf jene Art verbinden.

Der Sklavenhandel iſt den Juden und Chriſten ausdrücklich verboten, und nur den rechtgläubigen Muſelmännern erlaubt. Das Geſetz berechtigt dieſe, ſo viel Sklavinnen zu halten als ihnen beliebt, und unterwirft ſie keiner einzigen Formalität. Die Kinder welche dieſe zur Welt bringen, ſind frey, und nehmen Theil nach ihrem Tode, an der Erbſchaft.

Das Geſetz verbietet den Muſelmännern nicht, eine Perſon von einer andern Religion zu heirathen, wenn ſich nur beyde Ehegatten verbinden, die Kinder in dem Glauben des Vaters auferziehen zu laſſen. Es verbietet aber den Weibern eine ſolche Heirath ausdrücklich, wenn der Mann nicht vorher zur mahomedaniſchen Religion übergetreten iſt. Es beſtraft mit dem Tode einen Juden oder Chriſten der mit einer Mahomedanerin auf eine Art, oder an einem Ort überfallen

wird, der auf einen vertrauten Umgang ſchließen läßt: Er kann nur ſein Leben retten, wenn er die mahomedaniſche Religion annimmt, und dieſe Perſon heirathet, wenn ſich nämlich dieſe dazu verſteht, und beyde unverheirathet ſind. Im entgegengeſetzten Fall wird der Mann zum Tode geführt, und die Frau kann ſich nur von einer minder harten Strafe befreyen, wenn ſie erklärt: ſie wäre gezwungen oder überraſcht worden, oder leugnet, daß etwas unſchickliches zwiſchen ihnen vorgefallen ſey.

Iſt die Frau verheirathet, ſo hängt ihr Schickſal vom Manne ab, der ſeine Rache bis zum Tode treiben kann. Doch hält ihn zuweilen die Furcht vor ihren Verwandten von ſolchen Ausbrüchen der Eiferſucht zurück, und er begnügt ſich ſie zu verſtoßen.

Die Vielweiberey hat ſo unzählige und ſo auffallende Nachtheile, daß man erſtaunt, daß Geſetzgeber ſie je geduldet haben. Die weſentlichſten ſind, daß ſie der Bevölkerung ſchadet, daß ſie unnatürliche Ausſchweifungen begünſtigt, und daß Eiferſucht, Haß und Zänkereyen allen Frieden, und jede wahre häusliche Glückſeligkeit aus den Harems verbannen.

Auf den erſten Blick ſcheint es zwar als ob die Vielweiberey die Bevölkerung begünſtigte, da aber die Anzahl der Weiber und Männer ziemlich gleich iſt, ſo kann der eine vielleicht vier Weiber haben, indem drey andere keine erlangen; und man kann leicht abnehmen,

daß vier in einem Harem eingeſchloßne Weiber, die vielleicht einen ſchwachen und alten Mann haben, nicht ſoviel Kinder gebären können, als wenn jede ihren Mann für ſich allein hätte.

Die Harems ſind zwar mehrentheils mit Georgiſchen, Cirkaſſiſchen und Ethiopiſchen Sklavinnen angefüllt, die jährlich durch den Handel ins Land kommen; auf eben dieſem Wege kommen aber auch eben ſoviel männliche Sklaven hinein; woraus ſich ſchließen läßt, daß die Zahl der Männer in der Türkey wenigſtens eben ſo groß iſt als die der Weiber. Den beſten Beweis für die Schädlichkeit der Vielweiberey aber kann man aus dem Umſtande ziehen, daß das türkiſche Reich, ungeachtet der vielen Sklaven die alle Jahr aus Europa, Aſien und Afrika dort hin kommen, ſich dennoch zuſehens entvölkert, obgleich man kein Beyſpiel von Auswanderungen von Seiten der Türken hat, und die Kriege ſeit vielen Jahren ſelten, und wenig verderblich ſind. Die Griechen, Juden und Armenier hingegen erhalten ſich immer gleich zahlreich, ungeachtet ihrer Auswanderungen und der Tyranney der Türken. Aber dieſe haben durchgängig nur eine Frau, und es iſt ihnen ausdrücklich verboten, ſich Sklavinnen zu halten; daher heirathen ſie gemeiniglich früh, und wenige bleiben ehelos.

Das Unvermögen in welchem ſich ein Mann befindet, den Begierden einer großen Anzahl Weiber Genüge zu leiſten, hat die Riegel, die Harems und jene

Unglücklichen eingeführt, die unfähig ſind ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Die oft ausſchweifende Eiferſucht hat den Ehebruch mit dem Tode belegt; und das ſtrenge Auge der Regierung hat geglaubt den Ausſchweifungen Einhalt zu thun, indem es die Geſchlechter trennte, und die Liebeshändel der Weiber und Mädchen nachdrücklich ahndete. Aber dieſe Strenge in Abſicht auf die Sitten, dieſe Trennung der Geſchlechter und hauptſächlich der Umſtand, daß eine Menge Männer der Weiber gänzlich entbehren müſſen, hat im Morgenlande den Gebrauch der Knaben eingeführt; den der Philoſoph verdammt, der Geſetzgeber verabſcheut, und der weit unmoraliſcher iſt, als der geſetzwidrige Umgang beyder Geſchlechter, und woraus übrigens kein Vortheil für die Geſellſchaft erwächſt.

Durch einen auffallenden Widerſpruch, duldet das Geſetz, welches das Vergehen eines Mannes, der der Stimme der Natur folgt, und eine gebieteriſche Foderung befriedigt, mit dem Tode beſtraft, dagegen ein Laſter, welches die gänzliche Verderbniß der Sitten ankündigt. Die Muſelmänner die übrigens ſehr ſtrenge ſind, überlaſſen ſich hier ohne Scheu der Neigung, welche ſie fortreißt, und zu der ſie die Gewohnheit ſchon in der frühen Jugend angenommen haben. Weit entfernt, ſich dieſes Laſters zu ſchämen, prahlen ſie damit, und zeigen mit Stolz den Gegenſtand ihrer Zuneigung. Dieſe Leidenſchaft iſt bey ihnen ſo ſtark geworden, daß ſie dieſe auf alle Art zu befriedigen ſuchen, und dabey ſogar Gewalt brauchen.

So hat man in Smirna erlebt, daß drey Janitſcharen einen mehr als ſechzigjährigen, europäiſchen Matroſen tödteten und mißbrauchten, ohne daß man deshalb ihre gerechte Beſtrafung erlangen konnte.

Die öffentlichen Mädchen werden nicht geduldet: die Regierung verfährt zuweilen gegen diejenigen, welche Mahomedanerinnen ſind, mit außerordentlicher Strenge. Es iſt nichts ſeltnes, daß man einige in der Nacht auffängt, und ſie, nachdem man ſie in einen Sack mit Steinen geſteckt hat, von der Spitze des Serails lebendig ins Meer wirft. Und dennoch ſieht man auf den Straßen von Conſtantinopel junge Griechinnen auf eine weibiſche Art gekleidet, die durch ihr Betragen andeuten, daß ſie bereit ſind, ſich jedem Preis zu geben, der ſie bezahlen kann.

Wider die Sitte des Landes behalten dieſe jungen Leute ihre Haare, und wenden die größte Sorgfalt auf ihre Friſur; ſie waſchen es alle Tage, reiben es mit Muskus, Ambra oder Roſeneſſenz ein, und ſchmücken es mit den Blumen der Jahreszeit. Ein künſtliches Roth färbt ihre Wangen; ihre Augenbraunen und Wimpern ſind von der Schwärze des Ebenholzes, um ihren Augen Glanz zu geben, und die blendende Weiße ihrer Haut zu erhöhen. Mit allen natürlichen Reizen des Körpers vereinigen ſie gewöhnlich die Annehmlichkeiten des Geiſtes, und oft beſitzen ſie noch die bezaubernden Künſte der Muſik und des Tanzes.

Obgleich das Geſetz den Mahomedanern vier Weiber erlaubt, ſo haben doch wenige mehr als eine, weil es eine koſtbare Sache iſt, und weil dieſe Weiber in einem Harem zuſammen geſperrt, den Mann mit ihren Klagen beunruhigen oder mit ihren Forderungen beläſtigen. Uebrigens machen die meiſten Frauen bey der Heirathsſtiftung es dem Manne zur Bedingung, daß er bey ihren Lebzeiten, oder ſo lange er ſie nicht verſtoßen hat, keine andre Frau nehmen will. Sie können aber nicht verhindern, daß er ſo viele weiße und ſchwarze Sklavinnen kauft, als ihm beliebt; und wenn er nur nach dem Geſetz, welches Mahomed jedem jungen und rüſtigen Muſelmann auferlegt, alle Woche eine Nacht bey ſeiner Frau zubringt, und ihr ſoviel giebt, daß ſie ſich ihrem Stande gemäß kleiden und nähren, und nach dem Bade gehen kann ſo oft ſie ſich verunreinigt hat, kann ſie nicht auf die Scheidung dringen. Auch darf ſie nicht darüber klagen, wenn er ihr ſeine Gunſtbezeigungen nur kärglich zumißt, um ſie an irgend eine junge Georgierin oder Cirkaſſierin zu verſchwenden.

Sollte er aber von ſeiner Frau dieſelben Gefälligkeiten fordern, die er gewohnt wäre von ſeinen männlichen Sklaven zu erhalten, ſo iſt ſie berechtigt, ſich vor dem Cadi zu ſtellen, um die Beſtrafung des Mannes und ſelbſt die Scheidung zu fordern; dieſe gewährt auch der Richter, wenn ihre Verwandten ſie bey ihrer Klage unterſtützen, und wenn übrigens der Ruf des Mannes ſo beſchaffen iſt, daß die Klage dadurch beſtätigt wird;

um auch der Frau die Beſchämung zu erſparen, vor einem Gerichte ihre Beſchwerden in Worte einzukleiden, kann ſie zu einem conventionellen Zeichen ihre Zuflucht nehmen, und bloß ihre Pantoffeln umkehren.

Der Mann kann in keinem Fall Forderungen an die Sklavinnen machen, die ſeiner Frau zugehören: ſeine Rechte erſtrecken ſich nur auf diejenigen, die er ſelbſt gekauft hat. Es iſt ſelten, daß ein Mann gegen dieſes Geſetz verſtößt, und die Frau würde alsdenn nicht ermangeln zu klagen, und ſeine Beſtrafung auszuwirken.

Wünſcht der Mann, daß Friede und Glückſeligkeit in ſeinem Harem herrſchen möge, ſo ſchränkt er ſich lediglich auf ſeine Frau ein; oder wenn er ſich einige Freyheiten in Abſicht auf die Sklavinnen erlaubt, die er zu ihrem Dienſt gekauft hat, ſo empfiehlt er dieſen in Abſicht auf die Frau, die größte Ehrfurcht und den unbedingteſten Gehorſam. Er ſucht ſie zu überreden, daß ſeine Neigung für ſie, ihr ein Geheimniß iſt, und die Frau ihrer Seits um den Frieden zu erhalten, ſtellt ſich unwiſſend, in Abſicht auf ſeine Untreue, und läßt ſich dieſelbe um ſo eher gefallen, da ſie doch die Herrſchaft über ihre Sklavinnen uneingeſchränkt ausübt.

Hat aber ein Türke mehrere Weiber, welche alle die nämlichen Rechte und Anſprüche haben, ſo entſtehen beynahe unausbleiblich Zänkereyen. So gerecht er auch

immer in Vertheilung ſeiner Gunſtbezeigungen unter ſie ſeyn mag, ſo entgeht er doch nie dem Vorwurf der Partheylichkeit, jede glaubt, ihre Nebenbuhlerin ſey glücklicher als ſie, und der Mann gebe ſich mehr Mühe ihr zu gefallen.

Noch weit ſchlimmer iſt es, wenn der Ueberdruß ihn von ſeinen Frauen entfernt, und ihn ganz zu den Sklavinnen hinzieht; und wenn dieſe im Vertrauen auf die Schwachheit ihres Herrn übermüthig werden, und die Achtung gegen die Frauen aus den Augen ſetzen; alsdenn kann nur die Entfernung dieſer unbeſonnenen Sklavinnen, und die aufrichtige Wiederkehr des Mannes zu ſeinen Frauen, die Ruhe wieder herſtellen.

Aus der Einrichtung der türkiſchen Haushaltungen ſieht man, daß die Frau die Sklavinnen bewacht, weil es ihr lieb ſeyn würde, ſie auf unrechten Wegen zu ertappen, um den Mann gegen ſie einzunehmen; und die Sklavin wiederum, die die Gunſt des Herrn beſitzt, iſt der gefährlichſte Argus für die Frau: dieſe geht nie aus, ohne von jener begleitet zu werden, und dieſes macht die Untreue der Weiber ziemlich ſelten.

Einige Weiber aus den geringern Ständen, überlaſſen ſich aber doch, trotz der Strenge der Regierung, mit ziemlicher Leichtigkeit den Männern. Unter den

Angeſehenern kennt man, wie in Europa, die verliebten Intriguen: aber freylich verſteht ſich, daß ſie in einem Lande, wo die Frau ſelten ausgeht, wo ſie von den Verwandten des Mannes und Sklavinnen umgeben iſt, die ein eignes Intereſſe zu Aufpaſſerinnen macht, ſeltner, und mit mehr Schwierigkeiten verbunden ſind. Beynahe jedesmal thut die Frau die erſten Schritte; wenn ſie einen wohlgeſtalteten Mann erblickt, der ihr gefällt, ſo ſchickt ſie eine dienſtfertige Matrone aus, die ſich nach allem was ſie intereſſirt, erkundigen muß. Iſt ſie nun ſicher, daß der Mann ihrer Liebe begegnet, ſo wird eine Zuſammenkunft veranſtaltet; ſie geht mit ihrer gewöhnlichen Begleitung aus, und begiebt ſich zu einer Verwandtin, Freundin oder freygelaßnen und verheiratheten Sklavin: von dort begiebt ſie ſich unter irgend einem Vorwande zu einer andern Sklavin oder Jüdin, oder auch noch zu einer dritten Perſon, entweder allein oder von einer Vertrauten begleitet. Hier iſt der Liebhaber mittlerweile eingeführt worden, zuweilen aber als Weib verkleidet. Die Zuſammenkünfte werden um ſo öfter wiederholt als die Umſtände es erlauben, ohne ſich zu großer Gefahr auszuſetzen. Man benutzt eine Abweſenheit des Mannes, oder den Augenblick des Gebets in der Moſchee. Wenn ſich die Frau auf ihre Sklavinnen verlaſſen kann, welches aber ſelten der Fall iſt, ſo wird der Günſtling auch wohl in den Harem eingeführt; doch wehe ihnen, wenn er entdeckt würde, der Tod iſt beynahe unfehlbar ihr Loos!

Das Bad iſt auch ein Ort wo ein Rendez-vous ſtatt haben kann, wenn man ſich der Leute mit Gelde verſichern kann, welche die Aufſicht darüber haben.

In Conſtantinopel und den groſſen Städten giebt es Jüdinnen und Armenierinnen, welche reiche Zeuge, Juwelen, Parfums, Tändeleyen und Bonbons zum Verkauf in die Harems bringen. Dieſe ſind gewöhnlich ſehr gewandte Matronen, und durch ihre Hände gehen die meiſten Liebeshändel. Man weiß wie erfinderiſch der Zwang die Liebe macht, da man nun in der Türkey ſelten Zuſammenkünfte haben kann, ohne Verdacht zu erregen, und die Weiber ſelten ſchreiben können, ſo unterhalten dieſe Matronen die Correſpondenzen durch die Anordnung der Blumen eines Bouquets, die Wahl der Farben, und andre verabredete Zeichen.

Vorzüglich in Syrien und Egypten iſt die Kunſt, ſich durch Blumen verſtändlich zu machen, zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daß zwey Liebende das thätigſte Einverſtändniß mit einander haben können, ohne die Aufmerkſamkeit eines eiferſüchtigen Gatten zu reizen, oder ſich den ſpähenden Blicken ihrer Wächter zu verrathen.

Die türkiſchen Weiber haben einen weit beträchtlichern Einfluß in die öffentlichen Geſchäfte, in die Ernennung der Regierungsbeamten, und die Ertheilung der Strafen und Gnadenbezeigungen, als man aus

ihrer eingezognen Art zu leben, ſchlieſſen ſollte. Die Harems ſind den Männern unzugängliche Verſammlungsorte, wo der Reihe nach alle intereſſante Stadt- und Land-Anekdoten verhandelt werden, alle Neuigkeiten cirkuliren, und alle Ränke und Plane ausgeſonnen werden. Dorthin kommen Weiber von jedem Alter und Stande, um Gnadenbezeigungen für ihre Männer und Verwandten auszumitteln: oder ſie gehen auch hin, um ſich Schutz gegen einen eiferſüchtigen oder zu ſtrengen Ehemann, oder irgend eine mächtige Perſon zu verſchaffen. Eine Sache geht zuweilen durch den Canal mehrerer Weiber, ehe ſie zu ihrer Beſtimmung gelangt, und eine freygelaſſne Sklavin, eine Perſon aus den niedrigſten Volksklaſſen erhält durch ihre Patronie einen ſolchen Einfluß, daß man ſich von allen Seiten um ihre Protektion bewirbt.

Die Mahomedanerinnen unterſtützen ſich treulich unter einander, und ſind immer bereit, gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sie ſind unverſöhnlich in ihrem Haß, und verſäumen beynahe nie, ſich für jede etwas bedeutende Beleidigung nachdrücklich zu rächen. Ihr Einfluß wird durch die Gewalt noch verſtärkt, welche gewöhnlich eine Lieblingsſklavin oder die Sultanin Validé über den Sultan ausübt.

Zwölfter Abſchnitt.

Von den Georgierinnen und Cirkaſſierinnen. Von dem Sklavenſtande. Beſuch des weiblichen Sklavenmarktes. Gebräuche der Weiber bey dem Säugen und der Unfruchtbarkeit. Von den Harems und Bädern.

Man rühmt im ganzen Morgenlande die Schönheit der Weiber aus Cirkaſſien und Georgien, die in der frühſten Jugend nach Conſtantinopel gebracht, verkauft, und von dort in alle Theile des Reichs zerſtreut werden, um in den Harems zu dienen, oder ihren Herren Kinder zu gebären. Dieſe Weiber haben nach den Berichten der Chriſtinnen die mit ihnen umgehen, und nach den wenigen, deren Anblick uns die Arzneykunde verſchafte, zu urtheilen, eine ganz europäiſche Geſichtsbildung. Beynahe alle haben ſchwarzes Haar und Augen bey einer weißen Haut, einige wenige ſind blond oder braun; alle ſind in der Jugend ſchön geformt, aber durch das viele Sitzen, durch das Wohlleben und den häufigen Gebrauch der Bäder bekommen ſie gewöhnlich eine Fleiſchigkeit, die höchſt reizend für die Türken iſt, obgleich ſie bey weitem das Maaß der ſchönen Verhältniſſe überſchreitet.

Die Türken haben beynahe die nämlichen Begriffe von weiblicher Schönheit, als die Europäer, nur daß ſie im Ganzen die Schwarzhaarigten den Blonden und

Braunen; und die übermäßige Fettigkeit der Magerkeit vorziehen.

Man darf ſich nicht wundern, daß dieſe Weiber mehrentheils ſchön gebaut ſind, da die Auswahl alles Schönen von den Eltern ſelbſt, an die türkiſchen Kaufleute abgeliefert wird. Aber nie kann man genug erſtaunen, daß der Geldgeiz alle religiöſen Vorurtheile überwindet; daß ein Vater und eine Mutter bey dem Anblick des Goldes ihr Herz den ſtärkſten Regungen der Natur verſchließen, daß ſie ohne Gewiſſensbiſſe ihre Kinder hingeben, um in einer fremden Religion erzogen zu werden, und zu den Vergnügungen eines jeden der ſie kaufen will, zu dienen. Und auch die chriſtlichen Prieſter dieſes Landes dulden dieſen ſchändlichen Handel, vermittelſt einiger Gebete und Almoſen, und beweiſen dadurch die Wahrheit ihres Grundſatzes, daß ſich mit dem Himmel handeln läßt.

Der Preis dieſer Sklavinnen auf den Märkten von Conſtantinopel iſt verſchieden, wie einer jeden andern Waare, und hängt von ihrer Anzahl und der jedesmaligen Käufer ab. Gewöhnlich gelten ſie 500 bis 1000 Piaſter, welches 1000 bis 2000 Franken beträgt. Aber eine Sklavin von außerordentlicher Schönheit ſteigt zu einem ungeheuern Preiſe, ohne daß man nöthig hätte ſie zum Verkauf auszuſtellen, weil die meiſten Reichen immer bereit ſind, ſie um jeden Preis zu erlangen. Die Ehrgeizigen und Staatsbeamten wetteifern, wer ſie kaufen ſoll, um damit entweder dem

Sultan oder irgend einem mächtigen Beſchützer zu huldigen, und ſich eine Fürſprecherin auszumitteln, die für ihr Intereſſe ſorgt.

Auf jedem Fall wird eine Sklavin demjenigen der ſie kaufen will, nie nackend gezeigt: dieſes ſtreitet mit der Anſtändigkeit und den morgenländiſchen Sitten, aber wenn ſie mannbar iſt, ſchickt der Käufer oft eine Matrone ab, welche unterſuchen muß, ob ſie noch Jungfrau iſt.

Man würde ſich einen ſehr unrichtigen Begriff von dem Sklavenſtande in der Türkey und in Perſien machen, wenn man ihn nach dem beurtheilen wollte, wie die Europäer ihn in ihren Colonien eingeführt haben: oder nach den Erzählungen der unglücklichen Gefangnen auf der Küſte der Barbarey, die auf tauſendfache Art gemartert werden, um die mahomedaniſche Religion anzunehmen. In der Türkey und in Perſien werden die Sklaven beyderley Geſchlechts, die man gewöhnlich vor oder um die Zeit der Mannbarkeit kauft, im mahomedaniſchen Glauben erzogen, und beynahe mit eben der Güte und Sorgfalt als die Kinder des Hauſes gehalten. Selten verkauft ein Türke einen Sklaven mit dem er unzufrieden iſt; er begnügt ſich damit, ihn zu bedrohen, oder auch ihn zu beſtrafen, wie er einen Sohn ſtrafen würde. Nach einer kürzern oder längern Dienſtbarkeit, je nachdem ein Türke ein mehr oder minder ſtrenger Beobachter der Vorſchriften Mahomeds iſt, der die Sklaverey auf neun Jahre feſtſetzt, ſpricht er

ihn frey und verheirathet ihn. Beynahe immer werden bey ſeinem Tode ſeine Sklaven frey, dies hat er entweder in ſeinem Teſtament beſtimmt, oder die Erben machen es ſich zur Pflicht, ſeinen Willen zu erfüllen.

Wenn ein Patron mächtig iſt, und zu einigen ſeiner Sklaven eine Zuneigung faßt, verabſäumt er nichts an ihrer Erziehung und ihr Fortkommen zu befördern. Er wendet dazu ſeinen Einfluß und ſein Vermögen an, wie er es für ſeinen eignen Sohn thun würde; und man muß geſtehen, daß im Allgemeinen die Sklaven ihren Herren mehr anhängen, und ihnen treuer dienen, es ſey im Hauſe oder im Gefecht, als bloße Domeſtiken thun würden.

Jedermann weiß in der Türkey, daß die Kunſt ſeinem Herrn zu gefallen, Klugheit, Muth und hauptſächlich Geld zu allem führen, und ſchnell zu den erſten Aemtern gelangen laſſen. Die mehrſten Paſchas und Großen des Reichs, die durch Glück und Cabale von dem Stande des Sklaven oder des bloßen Privatmannes zu ihrem nachmaligen Range gelangten, ſind für jeden Türken ein thätiger Sporn, der ſie aufmuntert und antreibt. In allen Civil- und Militairſtellen rechnet man Talente für nichts; ſie ſind beynahe immer unnütz, und zuweilen ſogar gefährlich.

Da im Morgenlande die europäiſchen Vorurtheile, in Abſicht auf Geburt, ganz fremd ſind, heirathen die

meiſten Türken ohne Bedenken ihre Sklavinnen, oder laſſen ihre Söhne ſie heirathen. Eben ſo geben ſie ohne Widerwillen ihre Töchter den männlichen Sklaven, mit denen ſie zufrieden ſind, zu Gattinnen; ſie laſſen ſie frey, verſchaffen ihnen Bedienungen, oder geben ihnen Geld, einen Handel oder ſonſt ein Gewerbe damit anzufangen.

Die Gefangnen, welche im Kriege den Türken in die Hände fallen, und nicht ſogleich nach der Schlacht ausgewechſelt, welches aber ſelten geſchieht, oder niedergehauen werden, welches ſich häufiger ereignet, ſind Sklaven, und gehören demjenigen zu, der ſie gefangen genommen hat. Dieſe werden zuweilen weggeführt und weit vom Schauplatz des Krieges verkauft, damit ſie nicht entfliehen oder ausgewechſelt werden mögen. Dieſe Sklaven, welche oft ſchon über die erſte Jugendzeit hinaus ſind, weigern ſich häufig, ihrer Religion zu entſagen; und alsdann genießen ſie nicht die Annehmlichkeiten, die den mahomedaniſchen Sklaven zu Theil werden, man behandelt ſie auch mit weniger Schonung. Man gebraucht ſie zu den härteſten, niedrigſten Arbeiten, und ſie haben keine Hoffnung, ihre Freyheit zu erlangen, wenn ſie ſich nicht loskaufen können; welches ihnen beynahe immer unmöglich iſt, da ſie ſelten Mittel haben, ihren Verwandten Nachricht von ihrer Lage zu geben. Wären ſie auch arbeitſam genug um etwas Geld zu erwerben, und ſparſam genug um es zuſammen zu halten, ſo würden ſie doch unfehlbar von ihrem Herrn oder ihren Mitſklaven ausgeplündert werden,

weil ein Türke ſich allemal für berechtigt hält, gegen einen Chriſten oder Juden die Geſetze der Gerechtigkeit und Redlichkeit bey Seite zu ſetzen, die er gegen einen Glaubensgenoſſen zu verletzen, erröthen würde.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß Juden und Chriſten in der Türkey der Handel mit Sklaven unterſagt iſt. Man erlaubt nur denjenigen Mahomedanern, welche zum Kaufen hinkommen, den Zutritt zu dem Baſar, wo die Weiber zum Kauf ausgeſtellt werden. Die Europäer können nur durch einen ausdrücklichen Firman des Sultans dort eingelaſſen werden, und dieſen fertigt man nur für die Geſandten und Agenten der fremden Mächte aus, wenn ſie im Begriff ſind, die Türkey zu verlaſſen. Wir benutzten mit Freuden, wenige Tage vor unſrer Abreiſe, einen Firman zu Gunſten des Bürgers Carra, Saint Cyr ꝛc., um unſre Neugierde in dieſem Stück zu befriedigen. Wir beſahen in ſeiner Geſellſchaft, die Monumente, welche der Barbarey, der Zeit und den Feuersbrünſten entgangen ſind, die vornehmſten Moſcheen, das Irrenhaus, die Menagerie und den weiblichen Sklavenmarkt. Aber entweder hatten die Kaufleute unſre Ankunft erfahren, und die Sklavinnen fortgeſchickt, oder es war nicht die Jahreszeit, wo ſie am häufigſten ſind, denn wir fanden nur wenige in dem Baſar, und unter dieſen waren die meiſten verſchleyert und in ihren Kammern verſchloſſen, ſo daß wir ſie nur einen Augenblick durch ein Fenſter neben der Thür ſehen konnten.

Wir blieben ſtehen um vorzüglich drey zu betrachten, die uns durch ihre Schönheit, und die Thränen die ſie vergoſſen beſonders auffielen. Sie waren alle groß, wohlgebaut und kaum funfzehn Jahr alt; eine von ihnen, welche ſich mit dem Kopf und dem linken Arm an die Wand lehnte, ſtieß Seufzer aus, die uns das Herz zerriſſen: nichts konnte ihren tiefen Schmerz zerſtreuen. Die beyden andren hielten ſich bey der Hand, indem wir ſie betrachteten; ſie warfen Blicke auf uns, die ohne Zweifel den Kummer über ihre verlorne Freyheit und über die Trennung von ihren Eltern und Geliebten ausdrückten, denen das Schickſal ſie auf ewig entriſſen hatte.

Die Kaufleute fürchten aus einem lächerlichen Vorurtheil, den böſen Einfluß der Blicke eines Chriſten oder Europäers; ein Weib kann nicht von ihnen geſehen werden, ohne von ihrem Werth zu verlieren, ohne Gefahr zu laufen, unter ihrem bösartigen Einfluß zu leiden. Uebrigens beſorgen ſie, daß dieſe Sklavinnen, die noch Chriſtinnen ſind, ſich plötzlich in einen ihrer Glaubensgenoſſen verlieben und entfliehen möchten, oder daß die übermäßige Betrübniß, die durch den Anblick eines Menſchen erregt wird, der ſie an ihre ehemaligen, theuren Verhältniſſe erinnert, eine Krankheit veranlaſſen möchte, die ihrer Schönheit nachtheilig ſeyn könnte.

Das Gebäude hat nichts auszeichnendes, und kommt an Schönheit den Caravanſerais nicht gleich,

denen es übrigens an Geſtalt und Bauart gleicht. Auch übertreffen es die andern Baſars bey weitem. Man findet hier eine Reihe von kleinen, kahlen Zimmern, die das Licht durch die Thür, und durch ein kleines, mit Gittern verſehenes Fenſter neben derſelben empfängt. In jeder von dieſen Kammern ſind die Weiber die einem Kaufmann angehören zuſammengedrängt; dort erwartet jede ihr Schickſal, welches ſie in die Hände eines alten oder jungen Mannes führen kann, eines geſunden oder ſchwachen, ſanften oder rohen, guten oder böſen, um ſeine Gattin, Beyſchläferin oder Aufwärterin in ſeinem Harem zu ſeyn.

Die Negreſſen, welche der Handel jährlich aus Ethiopien oder Nubien einführt, werden eben wie die weiſſen Sklavinnen in der mahomedaniſchen Religion erzogen, und mit eben der Güte wie die andern behandelt; da ſie aber eigentlich zum Dienſt des Harems beſtimmt ſind, gelangen ſie ſelten zur Ehre das Lager des Herrn zu theilen. Nach einigen Jahren der Dienſtbarkeit, werden ſie gewöhnlich an weiſſe Sklaven verheirathet. Beyde werden freygelaſſen, und man giebt dem Manne eine Summe um einen Handel, oder ſonſt ein Gewerbe anzufangen. Zuweilen behält man ſie auch im Hauſe ohne ſie freyzulaſſen; die Frau dient im Nothfall den Kindern ihrer Frau als Amme, und behält ihre Geſchäfte im Harem bey: der Mann bleibt bey ſeinem Herrn und verrichtet die nämlichen Dienſte als zuvor; er begleitet ihn auf ſeinen Handels-Reiſen oder andern Zügen.

Was die Neger anbetrifft, ſo ſind dieſe vielleicht noch unglücklicher, als in den amerikaniſchen Colonien; frühzeitig werden ſie verſtümmelt, und werden beynahe alle gebraucht, die Weiber des Sultans oder die Harems der Groſſen zu bewachen. Zuweilen gelangen einige zu einem ausgezeichneten Anſehen und groſen Reichthümern, aber kann ſie dieſes für alles, was ſie entbehren müſſen, ſchadlos halten? *)

Die Weiber im Morgenlande haben glücklicherweiſe noch nicht gelernt, daß, ſich ihren heiligſten Pflichten zu entziehen, und die koſtbaren Pfänder ihrer ehelichen Liebe lohnſüchtigen Miethlingen anzuvertrauen, ein Mittel wäre, ihre Reize länger zu erhalten, und die zauberiſchen Vergnügungen der Geſelligkeit ungeſtört zu genießen. Sie finden das Lächeln eines Kindes, welches ſie mit ihrer Milch tränken, weit ſüßer, weit belohnender, als den Beyfall einer verderbten und treuloſen Welt. Wenn daher auch ihre Lebensweiſe einfacher und weniger tumultuariſch iſt, wenn auch ihre Vergnügungen weniger lebhaft, weniger reizend ſind, ſo werden ſie dafür doch reichlich durch die Ruhe der Sinne, den Frieden der Seele, und die dauerhafte Geſundheit entſchädigt, die ſie ſelbſt genießen, und ihren Kindern mittheilen. Im Morgenlande ſind alle jene Krankheiten, die aus zurückgetriebner Milch und

*) Buſinello verſichert, S. 73. den Verſchnittenen wäre die Ehe erlaubt, und zu ſeiner Zeit hätten einige mehrere Weiber gehabt.

Milchverſetzungen entſtehen, und ſo viele Europäerinnen in der Blüte des Lebens wegraffen, beynahe unbekannt.

Wenn durch irgend eine ungewöhnliche Veranlaſſung eine Frau ihre Milch verliert, und ſich genöthigt ſieht eine fremde Amme anzunehmen, ſo nimmt ſie dieſe in ihr Haus, und läßt ſie mit eben der Achtung und Aufmerkſamkeit behandeln, die man ihr ſelbſt erzeigt. Sie ſey Mahomedanerin oder Chriſtin, ſo hängt es von dieſer zweyten Mutter ab, von nun an immer bey ihrem Säugling zu bleiben, ihre mütterliche Sorgfalt für ihn fortzuſetzen, und zeitlebens von ihm und ſeinen Verwandten die lebhafteſten Beweiſe der Dankbarkeit zu empfangen.

Durch einen für die Aermern vortheilhaften Luxus, aus dem übrigens keine üblen Folgen entſtehen, halten die meiſten reichen Mütter, um nicht ihre wohlbeleibte Geſtalt zu verlieren, und des Nachts ruhiger zu ſchlafen, und ihren Kindern eine reichlichere Nahrung zu verſchaffen, ihm noch eine zweyte Amme, welche das mühſamere Geſchäft übernehmen muß, ſie des Nachts zu ſäugen, und bey Tage zu beluſtigen und zu zerſtreuen: nichtsdeſtoweniger ſorgt auch die Mutter für die Geſundheit ihres Kindes, ſäugt es mit ihrer Milch, hilft allen ſeinen kleinen Bedürfniſſen ab, und trägt alle Sorgfalt für daſſelbe, welche ſein zartes Alter nothwendig macht.

Die Unfruchtbarkeit der Weiber wird im ganzen Morgenlande, als eines der größten Uebel betrachtet, welches ſie treffen kann: denn ungerechnet daß eine unfruchtbare Frau nicht das Anſehen genießt, welches ihr als Familien-Mutter zukommen würde, wird ſie gewöhnlich von ihrem Manne vernachläſſigt; ſie ſieht ihn in die Arme einer andern Frau übergehen, ſie iſt genöthigt, die Scheidung, die er verlangt, zu unterſchreiben, und um ihr Unglück zu vollenden, erlangt ſie in dieſem Fall höchſt ſelten einen zweyten Gemahl. Auch betrachtet man die Unfruchtbarkeit als die Folge einer fehlerhaften Organiſation, welche für ſolche ſehr demüthigend iſt, die ſich in dieſem Fall befinden.

Sobald die Symptomen der Schwangerſchaft ſich nicht einige Monate nach der Hochzeit einſtellen, ermangelt die Frau in ihrer Ungeduld nie, ſich an alte Weiber und Aerzte zu wenden, um von ihnen irgend einen Trank, oder eine andere Arzeney zu erhalten, die den Augenblick der Empfängniß beſchleunigt und erleichtert. Dieſe bereiten ihr Mutterzäpfchen (des Peſſaires), in welche ſie die hitzigſten und reizendſten Ingredienzien, als Muskus, Ambra, Bezoar, Aloe, Cardamum, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Nelken und dergleichen miſchen. Auch müſſen die meiſten dieſe Dinge, als Opiate oder mit den Speiſen einnehmen, und erregen dadurch nicht ſelten irgend ein inflammatoriſches oder andres Uebel.

Wenn die Frau noch jung iſt, und nach einem oder mehrern Wochenbetten nicht ſogleich wieder ſchwanger wird, ſo bedient ſie ſich ſobald als möglich der nämlichen Mittel, es ſey denn daß der Mann ſchon viele Kinder hätte, oder ſein Vermögen in ſehr zerrütteten Umſtänden wäre. Die Griechinnen, die weniger fromm, aber abergläubiſcher als die Mahomedanerinnen ſind, bringen außerdem der heiligen Jungfrau Opfer, ſchicken Kerzen in die Kirche, laſſen Meſſen leſen, und flehen alle Heiligen des Paradieſes um Beyſtand an.

Die Häuſer der Türken ſind dergeſtalt angelegt, daß die Wohnung der Weiber allemal von der männlichen abgeſondert iſt: die erſtere heißt Harem, oder der heilige Ort, und die zweyte Selamlik oder die Wohnung der Männer. Bey den Vornehmen ſind dieſes zwey Hauptgebäude, die durch Zwiſchen-Zimmer, von denen der Herr allein den Schlüſſel hat, zuſammen hängen. Der Zutritt zu dem Harem iſt den Mannsperſonen ſtreng verboten; die Domeſtiken und die männlichen Sklaven kommen nie hinein, und ſelbſt die Verwandten dürfen ſich dort nicht ſehen laſſen, es ſey denn an den beyden großen jährlichen Feſten, und bey Gelegenheit einer Hochzeit, eines Wochenbettes, und bey der Beſchneidung.

Gemeinhin haben die Harems keine Fenſter nach der Straße zu, oder wenn es dergleichen giebt, ſo ſind ſie ſo hoch angebracht, und ſo mit Gittern verſehen, daß man von außen nichts ſehen kann, was inwendig

vorgeht. In denjenigen Ländern, wo jedes Haus ſeine eigne Terraſſe hat, ſind dieſe mit ſehr hohen Mauern umgeben, die alle Verbindung nach außen zu unmöglich machen.

Wir haben auf unſern Reiſen oft Verdrießlichkeiten gehabt, wenn wir hohe Orte erſteigen wollten, um von dort die Lage einer Stadt und ihren Umfang zu überſehen, weil man beſorgte, wir hätten die Abſicht, die Weiber zu belauſchen, die in ihren Gärten ſpatzieren gingen, oder auf ihren Terraſſen friſche Luft ſchöpften. Bey dieſen Gelegenheiten ſoll es ſich oft ereignet haben, daß die Türken nach den Europäern ſchoſſen, deren Abſichten ihnen verdächtig ſchienen.

Eine junge Mahomedanerin von einem gewiſſen Stande geht ſelten aus ihrem Hauſe, weil es nicht zum guten Ton gehört, ſich, wenn gleich in ihren Schleyer verhüllt, auf den Straßen ſehen zu laſſen; das Geſetz befreyet ſie von der Verbindlichkeit, die Moſchee zu beſuchen, ſie hat Bäder in ihrem eignen Hauſe, deren ſie ſich nach Belieben bedient, und wird von Sklavinnen, die ſie bewachen, und von Verwandtinnen, die ſie einſchränken, umringt. Ihrem Manne gefallen, ihn, ſo viel ſeine Geſchäfte es erlauben, in dem Harem feſthalten, für ihre Kinder ſorgen, ſich ſehr viel mit ihrem Putz und ſo wenig als möglich mit der Wirthſchaft beſchäftigen, zu den vorgeſchriebnen Stunden ihre Gebete verrichten, einen Theil des Tages mit Nichtsthun zubringen, und einen andern Theil mit Rauchen, Caffee-

trinken, und Beſuche annehmen von ihren Freundinnen, Verwandtinnen und Clientinnen, dieß ſind die einzigen Pflichten und Vergnügungen einer Mahomedanerin. Sehr ſelten kann ſie leſen, und ſchreiben beynahe niemals; ſie hat nur Nähen und Sticken gelernt, Confituren und Leckereyen bereiten, und einen Sorbet zuſammen zu ſetzen; aber angenehmer als alles dieſes findet ſie das Nichtsthun, ruhig auf ihrem Sofa zu ſitzen, und einen Roſenkranz von Korallen oder Agat durch die Finger ſchlüpfen zu laſſen. Sie hält es für den reizendſten Genuß, von Zeit zu Zeit eine Taſſe Caffee in der einen Hand, und eine Pfeife Taback in der andern zu halten, und bald den wohlriechenden Dampf des einen einzuziehen bald das feine Oel des andern hinein zu ſchlürfen: außer dieſem iſt es ihre höchſte Freude, vor den Augen der Frauen, die ſie beſuchen, ihre koſtbaren Juwelen und reichen Gewänder ſchimmern zu laſſen.

Ein Türke muß ſehr dürftig ſeyn, wenn er nicht wenigſtens einige Sklaven für ſeine Frau halten kann, und dieſe muß wenig Geſchicklichkeit beſitzen, wenn ſie nicht in kurzer Zeit den größten Theil des Vermögens ihres Mannes in Kleider und Juwelen verwandelt. Dieſes ſeltſame, und für eine Familien-Mutter ſo unſchickliche Betragen, ſcheint mir in den Geſetzen und Gebräuchen der Türken gegründet zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß der Monarch das Recht hat, zum Vortheil des kaiſerlichen Schatzes, den Nachlaß ſeiner Officianten zu confiſciren, und daß in dieſem Fall das Eigen-

thum der Frau allemal verſchont bleibt. Ferner wenn eine Scheidung ſtatt findet, behält die Frau ihre Juwelen und ihre Garderobe, außer denen im Heirathskontrakt feſtgeſetzten Effekten.

Die Frau hält ihre Mahlzeiten entweder allein, oder mit der Mutter und den weiblichen Verwandten ihres Mannes, die ſie im Harem vorfindet. Der Mann hingegen ſpeißt mit ſeinem Vater oder den Verwandten die bey ihm wohnen; aber auch wenn er allein iſt, und ſich im Harem bedienen läßt, ißt die Frau nicht mit ihm; ſie bedient ihn entweder ſelbſt, oder ſorgt dafür daß die Sklavinnen ihm aufmerkſam aufwarten. Wenn die Mahlzeit vorbey iſt, und Hände und Mund gewaſchen ſind, reicht ſie ihm ſelbſt Pfeife und Caffee.

Hat ein Mann mehrere Frauen, ſo hat jede ihre Wirthſchaft, ihren Tiſch, ihre Zimmer und ihre Sklavinnen, obgleich in dem nämlichen Gebäude. Nur ſehr ſelten hat eine zweyte Frau oder Conkubine ein andres Haus: dieß iſt nur bey den Oberhäuptern der Caravanen der Fall, welche die Hälfte des Jahres in einer Stadt, und die andre Hälfte in einer andern zubringen, und in jeder eine Frau haben wollen.

Unter keiner Religion, und unter keinem Volke, wird irgend eine Religionsvorſchrift ſo gewiſſenhaft beobachtet, als bey den Türken das vorgeſchriebene Waſchen und Reinigen. Der Muſelmann muß ſich vor den

fünf täglichen Gebeten, vor und nach den Mahlzeiten, nach jeder Ausleerung, jedesmal daß er einen unreinen Körper berührt hat, zum Theil waſchen; und ganz und gar, wenn er bey einer Frau geſchlafen oder ſonſt eine Befleckung erfahren hat: die Frau iſt außer dieſem auch nach jedem Wochenbette und nach jener periodiſchen Unpäßlichkeit dazu verpflichtet. Daher entſtehen dieſe beynahe unaufhörlichen Bäder, denen ſich jedermann unterzieht, die für alle zum Bedürfniß geworden ſind, und in denen beyde Geſchlechter einen ſo angenehmen Genuß finden.

Der vornehmſte Grund, warum die Weiber die Bäder ſo leidenſchaftlich lieben, iſt, weil ſie ſich dort für den Zwang entſchädigen, den ihnen die Geſetze und die Sitten auferlegen. In den Bädern treffen ſie ihre Bekannten, oder verabreden Zuſammenkünfte mit ihnen; dort unterhalten ſie ſich ohne alle Zurückhaltung, und überlaſſen ſich ganz der ſüßeſten Wolluſt. Dort können die Reichen mit dem ausgeſuchteſten Putz, dem glänzendſten Schmuck prahlen. Sie laſſen ſich mit reinem Moka-Caffee bedienen, laben ſich an den köſtlichſten Herzſtärkungen, verſchwenden wohlriechende Waſſer und Salben; und das Feſt wird oft mit Muſik, Tänzerinnen, und den ſogenannten chineſiſchen Schattenbildern beſchloſſen: alsdenn aber bleibt das Bad dem übrigen Publikum den ganzen Tag über verſchloſſen.

Die Armen finden hier auch, beynahe ohne alle Koſten, Vergnügungen, die zwar weniger rauſchend

ſind, aber vielleicht eben ſo lebhaft empfunden werden. Gewöhnlicher Caffee und Sorbet, Taback anſtatt alles Parfums, Leckereyen, die ſie ſelbſt mitbringen, und einige Früchte der Jahreszeit, reichen hin, den Leib zu erquicken, und die Sinne zu vergnügen. Dabey wird ihre Eitelkeit befriedigt, wenn ſie ein feines Hemde, ſaubere Unterkleider, anſtändige Gewänder, Halsbänder, Ketten und dergleichen von Zechinen, zeigen können. Endlich bleibt ihnen nichts zu wünſchen übrig, wenn ſie am ganzen Leibe von allen Haaren befreyt, die Hauptbaare aber gut geordnet, und in Zöpfe geflochten, die Augenbraunen und Wimpern ſchwarz gemahlt, und die Nägel an Händen und Füßen Orange mit Henna gefärbt, ſind.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Spaziergang an den ſüßen Gewäſſern. Revüe einer türkiſchen Armee. Urſprung von Paſwan Oglu's Empörung. Hiſtoriſcher Ueberblick der Ereigniſſe derſelben bis auf dieſen Tag.

Zwey Meilen von Conſtantinopel, wenn man längs dem kleinen Fluß hinauf geht, der ſich am obern Ende des Hafens in denſelben ergießt, findet man einen angenehmen und einſamen Spazierort, den einzigen, den die Kunſt hier einigermaßen verſchönert hat. Dorthin begiebt ſich zuweilen der Sultan, um mit einem zahlreichen Gefolge den Tag zuzubringen: auch machen oft Europäer kleine Luſtparthien dahin, wobey ſie doch die Vorſicht beobachten, alles was ſie brauchen mitzunehmen, weil die Türken, welche weder gewohnt ſind zu ſpazieren, noch dieſen Ort zu beſuchen, nicht einmal ein Caffeehaus dort angelegt haben.

Wenn man ſich vom Hafen entfernt, läßt man Conſtantinopel hinter ſich zurück: links erblickt man das Dorf Eyub, wo die Sultanin Mutter eben eine Moſchee und eine Todtenkapelle, in der ſie nach ihrem Tode ruhen will, hat errichten laſſen: rechts ſieht man ein türkiſches Caffeehaus, vor welchem ein mit ſchönen Bäumen beſchatteter Platz iſt, unter welchen zuweilen türkiſche und armeniſche Weiber Caffee trinken und Taback

rauchen. Man kommt von hier in ein fruchtbares Thal, welches zwey kahle öde Schieferberge einſchließen; der Fluß, der in der Mitte deſſelben fließt, iſt an ſeiner Mündung breit, tief und ſtill; weiterhin verengt er ſich allmählig. Das ganze Thal beſteht aus natürlichen Wieſen, in denen das ganze Jahr hindurch zahlreiche Herden von Rindern weiden.

Bald befindet man ſich vor dem Klosk des Großſtallmeiſters Buyuk-Imbrohor, welches an der linken Seite des Fluſſes liegt: man geht unter einer hölzernen Brücke weg, welche hier wegen der Communikation angebracht iſt, und man gelangt zum Pallaſt des Großſultans. Jenſeits deſſelben, welcher zierlich genug gebaut iſt, nimmt ein groſſer Canal den Fluß auf, und aus dieſem ſtürzt er in einen Waſſerfall über weiß marmorne Stufen, bildet mehrere ſchöne Flächen, und ergießt ſich dann wieder in ſein Bette. Schöne Bäume, werth in den herrlichſten europäiſchen Gärten zu prangen, beſchatten dieſe Gegend. Man bedauert nur, daß die beyden Hügel, die das Thal einſchließen, nicht angebaut, und mit Landhäuſern, Weingärten und Obſtbäumen geziert ſind, deren Anblick dieſen lieblichen Ort noch mehr verſchönern würde.

Den 10ten April im Jahr 6. gingen wir mit der franzöſiſchen Legation und verſchiednen Bürgern hinaus, um in dieſem Thal den Reſt der Armee vorbeymarſchiren zu ſehen, die Sultan Selim gegen Paſwan

Oglu von Widdin, ausſandte, der ſeit langer Zeit ſich gegen die Pforte aufgelehnt hatte.

Schon waren funfzehn bis zwanzig tauſend Mann aſiatiſcher Truppen nach Adrianopel, dem Sammelplatz der Armee, gezogen. Jetzt ſollten noch fünf bis ſechs tauſend Mann, die zu Ok-Meidan kampirten, die Muſterung vor dem Sultan paſſiren. Der Capudan-Pacha, der zum Seraskier oder General der Armee ernannt war, ſollte die Gnade haben, ſeinem Herrn die Füße zu küſſen, und von ihm den Ehrenpelz empfangen. Dieſe Ceremonie mit anzuſehen, und zu gleicher Zeit die Ordnung und Einrichtung einer türkiſchen Armee kennen zu lernen, waren wir ſehr neugierig.

Um acht Uhr des Morgens ſchifften wir uns zu Tophana ein, und brachten beynahe eine Stunde zu, ehe wir bis an das Ende des Hafens gelangten, wo ſich der Fluß in denſelben ergießt. Wir verließen unſre Fahrzeuge vor dem Kiosk des Großſtallmeiſters. Die Hügel waren ſchon mit Zuſchauern beſetzt, ein Theil des Hofſtaats ſchon angekommen, und die Pagen übten ſich auf der Wieſe, den Dſerid zu werfen. Die Armee war bis an den Abhang des Hügels vorgerückt und erwartete nur die Ordre zum Aufbruch. Alle Fahnen flogen, und die kriegeriſche Muſik erſchallte von Zeit zu Zeit.

Um zehen Uhr kam Sultan Selim in einer prächtigen Caique an, und nahm ſeinen Platz im Kiosk ſeines

Stallmeiſters: wir befanden uns zwanzig Schritte von ihm, unter dem Schatten einer Eſche, am andern Ufer des Fluſſes. Einen Augenblick darauf ward die Ordre gegeben, und die Truppen zogen vorbey. Sie zogen von dem Hügel an der linken Seite des Fluſſes hinunter, gingen über die hölzerne Brücke, in der Nähe des Kiosks, nahmen einen Weg der unten am Fuße des Hügels hinführte, und campirten drey Tage lang, zwey Meilen davon, in der Gegend einer Meierey, die den Namen Daut-pacha führt.

Wir ſahen allmählig Cavallerie vorbeyziehen, die aus Delis, Zaïms, Timariots, Seliktars und Spahis beſtand, mit einer Flinte, Piſtolen und einem Säbel bewaffnet. Nach dieſen kamen Reuter mit Lanzen: dieſe hatten, wie die vorhergehenden, Piſtolen und Säbel. Vor jeder Schwadron zogen eine oder zwey Fahnen her, und eine große Anzahl Sacas oder Waſſerträger folgten. Jeder dieſer Sacas hatte auf ſeinem Pferde zwey große Schläuche von Rindshäuten mit Waſſer angefüllt.

Eine üble Wirkung machte es für das Auge, daß unter dieſem erleſenen Corps die Flinten von ſo verſchiednem Caliber, und die Reuter nicht übereinſtimmend gekleidet waren: viele waren ſogar zerlumpt und ſchlecht beritten, indeß daß andre beſſer gekleidet, beſſer beritten und bewaffnet waren. Die Hauptleute zeichneten ſich durch ihr reiches Sattelzeng, ihre ſchönen

Pferde, und die Bedienten aus, welche zu Fuß vor ihnen her gingen.

Weit militäriſcher erſchien die leichte Artillerie, gleichförmig gekleidet, gut beritten, und von vierzig Stück Kanonen begleitet: ſie beſtand aus jungen und robuſten Leuten, und ihr Anſehen und ihre Bewegungen gereichten den franzöſiſchen Officieren zur Ehre, die ſie gebildet hatten.

Nach dieſem ſahen wir noch einige Haufen Reuter vorbey ziehen, und darauf vierzig Fahnen von verſchiednen Farben. Es war noch die ganze Haushaltung des Generals, zwey europäiſche Equipagen und zwey Sänften zurück, als wir den Huſſein-Pacha zu Pferde, von zwey Boſtangis und einem Tschocadar zu Fuß begleitet, ankommen ſahen: er ritt über die Wieſe hin und ſtieg in einiger Entfernung von dem Kiosk ab: bald umringten ihn hier die Pagen des Sultans, und führten ihn nach dem Audienzſaal; hier näherte er ſich dem Sultan, küßte den Saum ſeines Kleides, und ſetzte ſich ein wenig davon auf den Ferſen hockend nieder, die Hände auf den Lenden ruhend, die von den großen Aermeln ſeines Kleides bedeckt waren. Die Pagen verließen hierauf ſämmtlich das Zimmer, und es blieben nur drey Stumme zur Bedienung. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde, da Huſſein von neuem dem Sultan den Rock küßte, und nun von einigen Pagen die zu dieſem Ende herein traten, mit einem prächtigen Pelz bekleidet wurde. Huſſein verließ nun

mehr den Kiosk, ſtieg wieder zu Pferde, kam noch- mals, nachdem er in einem halben Kreiſe herumgeritten war, zurück, und präſentirte ſich dem Sultan, ver- beugte ſich bis auf den Steigbügel des rechten Fußes, und ritt ſodann in Begleitung der drey Perſonen, die mit ihm gekommen waren, davon.

Die Truppen hatten während der Conferenz Halt gemacht, die Muſik aber die aus Trompeten, Zymbeln, Pauken und Trommeln (die von den europäiſchen verſchieden waren) beſtand, ertönte die ganze Zeit über.

Die Haushaltung des Pacha zog in ſchönſter Ord- nung vorbey: ſie zeichnete ſich durch Schönheit der Pferde, Pracht der Geſchirre, und den Schmuck der Reuter aus: wir ſahen hierauf ſeine Tchiauſſen, ſeine Tchoçadars, ſeine Secretaire und Schreiber, eine Truppe von Galiondgis, und ſeine Equipagen und Sänften vorbeypaſſiren; drey Cavaliere trugen auf einer Art Piken, unter den Fahnen die drey Roßſchweife, welche ſeinen Rang bezeichneten.

Bey allen verſchiedenen Truppen bemerkten wir einige Leute, die ziemlich wohl beritten waren, und Mützen von komiſcher Form, mit Blech und Schellen geziert, trugen. Dieſe hatten, wie man uns ſagte, das Amt, in den Reihen herumzureiten, die Linien zu formiren, die Soldaten zum Kampf aufzumuntern, und die Flüchtlinge anzuhalten.

Es haben ſich in Europa über Paſwan Oglu ſoviel verſchiedne Gerüchte verbreitet, und der Urſprung ſeiner Empörung iſt ſo wenig bekannt, daß man hier nicht ungern leſen wird, was wir zur Stelle von dieſer Sache erfahren haben.

Oglu bedeutet auf türkiſch, Sohn, Paſwan Oglu heißt demnach, Sohn des Paſwan. Der Vater war Ayam, Notable oder einer der Vornehmſten von Widdin; er war reich, und unter ſeinen Mitbürgern in großem Anſehen. In dem letzten Kriege der Türken gegen die Deutſchen und Ruſſen, commandirte er eine Anzahl Freywilliger. Man glaubt, ſein Anſehen, und vorzüglich ſeine Reichthümer hätten den damaligen Großvezier gereizt, ihn feſtzuſetzen, und ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen.

Paſwan Oglu wurde mit ſeinem Vater eingezogen, und blieb einige Zeit in der Haft, in der Folge aber erhielt er ſeine Freyheit, und einen unbedeutenden Theil ſeines ehemaligen Vermögens wieder. Er zog ſich nach Widdin zurück, und brütete über den Plan, ſowohl den Tod ſeines Vaters, als die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit auf eine auffallende Art zu rächen. Die Gelegenheit fand ſich bald dazu, und mit eben ſoviel Geſchicklichkeit als Eifer hat er die Unruhen im türkiſchen Reiche zu ſeinem Vortheil zu benutzen gewußt.

Unter den Regierungen Muſtapha des Dritten und Abdul Hamets, hatte man zu Conſtantinopel einige

Compagnien Kanonier und Bombardier formirt: einige Batterien am Eingange des Hellesponts und des Boſphorus errichtet; und bey dem Arſenal eine Schiffahrtsſchule angelegt; man beſchäftigte ſich mit den Verbeſſerungen der Seetruppen, und war überhaupt darauf bedacht, den Verluſt zu erſetzen, den man durch die wiederholten Niederlagen im ruſſiſch-öſterreichiſchen Kriege erlitten hatte, aber man war noch weit entfernt, dieſe Abſicht erreicht zu haben, als Selim der Dritte den Thron beſtieg. Tief gerührt über den Verluſt der Krimm, der Kornkammer von Conſtantinopel; und ergrimmt, ſich im Schooß ſeiner Hauptſtadt ſelbſt bedroht zu ſehen, war Selims erſtes Beſtreben, allen jenen Anlagen neues Leben mitzutheilen. Seine erſten Blicke waren auf die Seemacht gerichtet, und ſeine feurigſten Wünſche gingen auf die Organiſirung einer ſtehenden Armee, dergleichen ſeine ihm furchtbar gewordenen Nachbaren längſt auf den Beinen hatten. Weniger eiferſüchtig auf ſeine Alleinherrſchaft, und mehr auf das Wohl des Staats bedacht, als ſeine Vorgänger, errichtete er einen Rath von zwölf Perſonen, die ſeine wohlthätigen Abſichten mit ihm befördern ſollten.

Einige Türken welche angeborne Fähigkeit und erlangte Kenntniſſe über die gemeinen Vorurtheile erhoben hatten, waren von dem Vorzug der europäiſchen Waffen und dem unſchätzbaren Vortheil den die Taktik gewährt, auf das lebhafteſte überzeugt; wie viel gehörte aber dazu, um das Geſchrey aller derer zu ſtillen,

die bey dieſer beabſichtigten Veränderung verloren; ein unwiſſendes Volk zu beruhigen, welches alle Neuerungen, die von den ſogenannten Ungläubigen herrühren, für verderblich hielt, und mehr als alles, um den ſchädlichen Wirkungen des fremden Goldes, auf die erſten Perſonen im Staate, zu widerſtehen.

Die Janitſcharen hatten viel von jener urſprünglichen Kraft verloren, welche ſie ſo lange furchtbar gemacht hatte: man ſahe unter ihnen nicht mehr dieſe Boſtangis die gegen alle Witterungen und Beſchwerden abgehärtet waren; dieſe Sklaven, dieſe Fremdlinge, die weder Vaterland noch Eltern kannten, und mit Enthuſiasmus und Feuereifer einer Religion dienten, die ſie angenommen hatten, und einem Fürſten der ſie beſoldete. Jetzt aber waren ſie aufrühriſch und zügellos geworden, hatten Kraft und Muth verloren, und zeigten ſich mehr der Autorität des Fürſten, als den Feinden des Staates furchtbar. Der Gewinn alſo, wenn es möglich war, eine ſtehende Armee ſtatt ihrer zuſammen zu bringen, war nicht zu berechnen.

Aber ſo groß auch der Verfall der Janitſcharen war, mußte man ſie doch in der Hauptſtadt einigermaßen ſchonen. Die Klugheit erforderte, ſie beyzubehalten und zu bezahlen, bis die neuen Truppen organiſirt wären. In den Provinzen, wo ſie in den Städten und auf dem Lande zerſtreut waren, durfte man von ihnen nur einen geringen Widerſtand beſorgen; demungeachtet beſchloß man nun, weder dieſe noch jene

zu reizen, anfänglich nur die Yamags anzugreifen; ſo nannte man die neuen Ankömmlinge, oder die neuerrichteten Truppen, welche als Garniſonen in den Städten an der Grenze von Ungarn, und als Beſatzung in den Feſtungen der neueroberten Länder lagen.

Belgrad war dieſem Plan zufolge die erſte Stadt, wo man das furchtbare Corps der Janitſcharen aufzuheben verſuchte; aber die Yamags empörten ſich, griffen zu den Waffen und bedrohten das Leben des Pacha. Dieſer fand Mittel ihre Oberhäupter zu gewinnen, und es gelang ihm, ein ſchlecht organiſirtes Corps zu zerſtreuen. Dieſem Beyſpiel folgte man allmählig in allen Städten der deutſchen Grenze: überall fand man Widerſtand, aber überall ſiegte die Regierung. Zu Widdin waren die Yamags glücklicher; Paſwan Oglu, der ſeit kurzem die Würde eines Ayam bekleidete, marſchirte an ihrer Spitze gegen den Pacha, ſchlug ihn, und nöthigte ihn die Stadt zu verlaſſen. Dieſer erſte glückliche Verſuch erregte einen großen Begriff von ſeinen militäriſchen Talenten, und man betrachtete ihn als einen Mann, der dem Volk gänzlich ergeben war. Es koſtete ihm wenig Mühe, alle Einwohner von Widdin in ſein Intereſſe zu ziehen, und viele Mißvergnügte an ſich zu locken, indem er ihnen mit der Hoffnung ſchmeichelte, nicht allein die Reformen der Pforte zu hintertreiben, ſondern ſich auch der Hebung der neuen Auflage auf die Lebensmittel, die Wolle, Baumwolle u. ſ. w. zu widerſetzen, deren Ertrag Selim zur Er-

richtung der neuen Corps von Artilleriſten und anderer Truppen beſtimmt hatte.

Nothwendig mußte das Volk aufgebracht werden, daß der Pacha ſelbſt Muhaſſil oder Pächter der neuen Steuer für ſeine Provinz geworden war, und ſich an⸗heiſchig gemacht hatte, jährlich eine beträchtliche Sum⸗me nach Conſtantinopel zu ſchicken, da vor Einführung dieſer Steuer, Widdin nicht allein nichts bezahlte, ſon⸗dern man noch von Conſtantinopel aus die nöthigen Gelder zur Beſoldung der Yamags und Unterhaltung der Feſtung ſchicken mußte.

Da die Einkünfte von Widdin zur Beſoldung der Armee, die ſich täglich verſtärkte, nicht mehr hinreich⸗ten, ſchickte Paſwan Detaſchementer in die benachbarten Provinzen, bemächtigte ſich der Gelder des Fiskus, hob die Steuern und forderte die Fürſten von der Moldau und Wallachey auf, ihm Lebensmittel, Munition und eine beträchtliche Summe Geldes zu übermachen, wenn er nicht in ihre Länder einfallen ſollte. Dieſe wandten ſich an die Pforte, die nach ihrer beliebten Gewohn⸗heit zu temporiſiren, und die Umſtände abzuwarten, ihnen unter der Hand rieth, fürs erſte der Gewalt zu weichen.

Der größte Theil der Volksmenge in der europäi⸗ſchen Türkey beſteht aus Griechen: dieſe in ſein In⸗tereſſe zu ziehen, und ſich ihre Achtung und ihr Ver⸗

trauen zu erwerben, war für Paſwan ſehr wichtig. Er machte zu dem Ende die Verordnungen Solimans des Erſten geltend, welche ſeine Nachfolger abgeändert oder eingeſchränkt hatten; er verſprach ihnen eine Erleichterung ihres Schickſals, die freye Ausübung ihres Gottesdienſtes und die Aufhebung der beſchimpfenden Auszeichnung der Rayas: zugleich wählte er zur Deviſe die Worte: Freyheit und Gerechtigkeit; magiſche Töne, welche im Stande ſind, die ſtumpfeſten Menſchen zu elektriſiren, und ein Volk, welches unter der grauſamſten Tyranney ſeufzet, zur heldenmüthigſten Hingebung und zum Enthuſiasmus zu begeiſtern.

Paſwans Verfahren wirkte, wie er erwartet hatte. Im ganzen Reiche ſahen die Janitſcharen in ihm einen Mann, dem die Vertheidigung ihrer Rechte und das Beſtreben ſich den Unternehmungen des Sultans und ſeines Conſeils zu widerſetzen, die Waffen in die Hand gegeben hatte: die Griechen betrachteten ihn als ihren künftigen Befreyer, und alle thaten die feurigſten Wünſche für das Glück ſeiner Waffen. Dennoch zögerte die Pforte noch in der Wahl der Hülfsmittel. Der Divan verſammelte ſich mehrere Male, ohne einen Entſchluß faſſen zu können: einige Mitglieder, und unter dieſen der Capudan-Pacha, riethen, Paſwan eine anſehnliche Macht entgegen zu ſenden, und ein Beyſpiel der Strenge auszuüben, welches andre Ehrgeizige von ähnlichen Verſuchen abſchrecken könnte; die größte Zahl aber drang darauf, Paſwan ſeine Begnadigung und den Erſatz der confiszirten Güter ſeines Vaters anzu-

bieten, wenn er die Waffen niederlegen und ſeine Armee verabſchieden wolle.

Sobald eine Regierung ſich entſchließt, mit einem aufrühriſchen Unterthan in Unterhandlung zu treten, zeigt ſie ſelbſt ihre größere oder geringere Schwäche und Hülfloſigkeit an. Die Vorſchläge des Divans mußten Paſwans Verwegenheit noch erhöhen; er war aber zu klug, um die Pforte durch eine abſchlägige Antwort aufzubringen, und das Schickſal ſeiner Armee durch einen übereilten Schritt aufs Spiel zu ſetzen: überdem mußte er Zeit und Geld gewinnen, um das Gelingen ſeiner Projekte zu ſichern, indem er vielleicht nicht hinlänglich auf die günſtige Stimmung aller Janitſcharen im Reiche rechnete. Er begnügte ſich fürs erſte mit der Foderung, daß alles in Widdin auf den alten Fuß bleiben ſollte, daß die neuen Steuern dort nicht gehoben, und die Janitſcharen bey ihren Rechten geſchützt werden ſollten. Sultan Selim fügte ſich allen dieſen ſchimpflichen Bedingungen, und ſchickte einen Pacha, der mit einem Firman dieſes Inhalts verſehen war, nach Widdin. Der neue Pacha ward aufgenommen, und mit allen üblichen Feyerlichkeiten eingeführt, da er aber zu ſchwach war, den Kampf mit einem Manne zu wagen, der eine Armee zu ſeinem Befehl hatte, konnte er zu keinem Anſehen gelangen: Paſwan behauptete ferner ſeinen Einfluß und ſeine Gewalt, und regierte im Namen des Pachas, Stadt und Provinz.

Indeſſen kannte Paſwan die ränkevolle Politik des türkiſchen Hofes zu genau, um vollkommen ruhig zu ſeyn: er wußte daß der Divan über kurz oder lang ſeine Zuflucht zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, Gift oder Schwerdt nehmen würde, um ſich eines Mannes zu entledigen, der es gewagt hatte, ſeine Maaßregeln zu entkräften, und noch immer eine geſetzwidrige Gewalt in Widdin ausübte. Er verabſäumte nichts, um ſich Gönner und Freunde unter den Großen des Hofes zu machen: er fuhr fort, dem Volke mit der Erwartung nützlicher und ernſtlich gewünſchter Reformen zu ſchmeicheln, und um unter den jetzigen Umſtänden eine rechtskräftige Macht zu erlangen, hielt er um das Gouvernement von Widdin und die Würde eines Pacha mit drey Roßſchweifen an.

Ungeachtet der Schwäche mit welcher die Pforte einen rebelliſchen Unterthan begnadigt, und ſeinen Forderungen Genüge geleiſtet hatte, konnte ſie ſich doch nie entſchließen, ihm die verlangte Würde zu bewilligen. Sie ſuchte vielmehr Zeit zu gewinnen, um Umſtände abzuwarten, die ſie von einem ſtrafbaren und gefährlichen Manne befreyen könnten, und hielt ihn mittlerweile durch Verſprechungen hin, die ſie nie zu erfüllen geſinnt war.

Sobald ſich Paſwan überzeugt hatte, daß ihm nichts von der Pforte zu erwarten übrig bliebe, ſteckte er von neuem das Panier der Empörung auf: vertrieb

L 2

den Pacha und machte Einfälle in die benachbarten Provinzen.

Seine Generale, die beſſere Krieger als Politiker waren, ſuchten ihn zu bereden, ſich in den Beſitz der Moldau und Wallachey zu ſetzen, die vornehmſten Städte an der Donau zu befeſtigen, und von dort aus allen Bemühungen der ottomanniſchen Macht zu trotzen. Paſwan aber kannte die Höfe von Wien und Petersburg beſſer; er war überzeugt, daß ſie ſeine Unternehmungen insgeheim begünſtigen und ſelbſt unterſtützen würden, im Gegentheil aber würden ſie alles anwenden, um zu verhüten, daß er ſich jenſeits der Donau feſtſetzte, und aus jenen beyden Fürſtenthümern einen unabhängigen Staat bildete.

Ein weiteres Feld des Ruhms eröffnete ſich vor Paſwans Blicken: dies war, gerade nach Conſtantinopel zu marſchieren, eine kühne Hand nach dem Throne auszuſtrecken, ſeine Feinde dem Schatten ſeines Vaters und ſeiner eignen Sicherheit zu opfern; unter gleichen Geſetzen Völker zu vereinigen, die der Fanatismus getrennt hatte; dem Handel, dem Ackerbau, der Induſtrie neues Leben einzuhauchen, eine anſehnliche Seemacht zu gründen, und der Regierung dieſe Einheit und den feſten Zuſammenhang zu geben, die ihr mangelten.

Hätte Paſwan eben ſoviel Entſchloſſenheit als Klugheit beſeſſen, wären ſeine Talente zum Angriff ſo

groß, als zur Vertheidigung geweſen, ſo wäre ohne Zweifel der Scepter Selims Händen entwunden worden. Schon weigerten ſich die Janitſcharen zu marſchieren, die ungeheure Volksmenge von Conſtantinopel ſtreckte gegen ihm die Arme als ſeinem künftigen Befreyer aus. Die meiſten Großen waren ſeinem Intereſſe ergeben, aber immer noch wankte Paſwan, welche Parthey er nehmen ſollte, endlich aber beſchloß er, den Feind in Widdin zu erwarten, feſt überzeugt, daß die Truppen entweder zu ihm übergehen, oder in den Sümpfen, welche die Stadt umgeben, umkommen müßten.

Mittlerweile aber gab die Pforte, welche endlich die Gefahr einſehen lernte, mehreren Pachas in der europäiſchen Türkey Befehl, ihre Truppen zuſammenzuziehen, den Rebellen bis in ſeinen letzten Schutzort zu verfolgen, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ſeinen Kopf nach Conſtantinopel zu liefern. Auch Allo Pacha oder Begler-Bey von Cutayed, ein berühmter Kriegsheld, erhielt Befehl, mit allen Truppen ſeiner Provinz, gegen Paſwan zu marſchieren. Die Grenzſtädte wurden mit Lebensmitteln verſehen, und Pachas von geprüfter Treue und bekanntem Muth anvertraut.

Dieſe verſchiednen Heere, welche zuſammen vierzig bis funfzigtauſend Mann ausmachten, rückten in die Provinzen, welche Paſwans Generale beſetzt hielten; anfänglich hatten ſie über dieſe einige Vortheile, unter

andern umringten ſie eine Diviſion, welche Sereck-Chologlu kommandirte, hieben ſie in Stücken, und ſchickten die Köpfe des Befehlshabers und ſeiner Officiere nach Conſtantinopel.

Dieſe unbedeutenden Vortheile wurden bald durch die Siege der andern Generale Paſwans über die vereinigten Pachas in Vergeſſenheit gebracht. Belgrad, das Bollwerk des Reichs, wurde bedroht; Orſova, Siliſtrie, Kerſova und beynahe alle Städte an der Donau waren bald in Paſwans Händen, welcher von Widdin aus, das er beynahe nie verließ, die Märſche aller ſeiner Generale anordnete, und den Sieg beynahe ununterbrochen an ſeine Fahnen zu feſſeln wußte.

Vorzüglich kam ihm zu ſtatten, daß ſeine Armee nie durch die vielen gelieferten Schlachten geſchwächt wurde; die Anzahl der Soldaten nahm immer im Verhältniß mit dem erlittenen Abgang zu, dahingegen die Truppen der Pachas eben ſoviel Mannſchaft durch Deſertion als durch das Schwerdt des Feindes verloren. Die Janitſcharen, wie ſchon oben geſagt worden, betrachteten Paſwans Sache als ihre eigne, und ſeine beſſer genährte und regelmäßiger beſoldete Armee, die der Sieg überall begleitete, lockte täglich eine Anzahl Malkontenten herbey.

Der Fürſt von der Wallachey, welcher gezwungen war, Paſwan eine ſtarke Contribution an Gelde, nebſt Lebensmitteln und Munition für die Armee zu liefern,

fiel in Selims Ungnade. Er ward abgeſetzt und nach Conſtantinopel zurück berufen; ſeine Stelle erhielt Khangerli, Dollmetſcher des Capudan-Pacha, ein ränkevoller, ſchlauer, ehrſüchtiger Kopf, der in dem Verdacht war, heimlich die natürlichen Feinde des türkiſchen Reichs zu begünſtigen, und für ihr Gold eine ſtets offne Hand zu haben.

Die Pforte, welche ſich nie vorgeſtellt hatte, daß Paſwan im Stande ſeyn würde, den vereinigten Paſchas die Spitze zu bieten, erſtaunte nicht wenig über ſeine Fortſchritte, und zitterte wegen Belgrad, welches er einzunehmen drohete. Eben ſo ſehr beſorgte man, er möchte den Berg Hämus überſteigen, und ſich zu Adrianopel feſtſetzen, um von dort aus die Hauptſtadt zu ängſtigen. Daher beſchloß man, eine anſehnliche Macht gegen ihn zu verſammeln, und einen läſtigen Krieg ſchnell zu endigen, der den Umſturz des Reichs drohte. Im Monat Jannar, im ſechſten Jahre der franzöſiſchen Republik, berief man die Officiere der Janitſcharen von Conſtantinopel (man zählt deren an funfzigtauſend) zuſammen, um ſie über den Plan dieſes Corps gegen Paſwan marſchieren zu laſſen, auszuforſchen. Dieſe ſchienen gar nicht geneigt, die Abſichten des Sultans zu unterſtützen; ſie ſtellten vor, daß die Soldaten ſich laut äußerten, ſie würden nie gegen einen Mann zu Felde ziehen, der keine andre Abſichten hätte, als ihre Rechte zu ſchützen, und zu verhüten, daß die Gebräuche der Ungläubigen, der Feinde ihres

Gottes und ihres Propheten nicht unter den ächten Gläubigen eingeführt würden.

Man glaubte anfänglich, der Janitſcharen-Aga würde mit ſeinem Kopfe für den Ungehorſam ſeiner Soldaten büßen müſſen; Selim begnügte ſich aber ihn auf einige Tage von der Hauptſtadt zu entfernen, und nach Gallipoli zu verbannen. Nachdem man ſich aber überzeugt hatte, daß ſeine Entfernung keine Veränderung in den Geſinnungen der Janitſcharen hervorbrachte, ward er wieder in Thätigkeit geſetzt.

Zu gleicher Zeit ward ein Befehl an die Pachas und Gouverneurs der Provinzen des ganzen Reichs ausgefertigt, verſchiedne Corps Truppen aufzubringen, und auf die erſte Ordre zum Marſch in Bereitſchaft zu halten. Der Großvezier, dem das Commando der Armee zukam, war alt und ſchwach, Selim ernannte daher an ſeiner Stelle den Capudan-Pacha, als ob der Dienſteifer und der gute Wille ſeines Großadmirals in dieſem Fall den Mangel an Kenntniß und Erfahrung erſetzen könnten. Huſſein hatte nie Krieg geführt, wie konnte er daher mit Vortheil gegen einen Mann auftreten, der mit dem Muth und den kriegeriſchen Talenten der alten Generale, die man ihm entgegengeſtellt hatte, ſein Spiel trieb?

Man ſagt, die Feinde des Capudan-Pacha hätten ſeine Ernennung zum Seraskier bewirkt, theils um ihn von der Hauptſtadt zu entfernen, theils um ihm durch

das Mißlingen eines wichtigen Unternehmens Verdruß zu erregen.

Huſſein konnte das Commando der Armee nicht ablehnen, ohne den Unwillen des Sultans zu reizen, und der Bosheit des Publikums freyen Spielraum zu laſſen. Er war aber eben ſo klug, als ſeine Feinde hämiſch waren. Er warf ſich dem Sultan zu Füßen, und verſprach ihm einen willigen Gehorſam, ſelbſt mit Aufopferung ſeines Lebens; dabey aber ſtellte er ihm alle Schwierigkeiten des Unternehmens vor, und ließ ihn einſehen, daß man nur von einer ſehr anſehnlichen Macht, einer beynahe uneingeſchränkten Autorität und der freyen Diſpoſition großer Summen zur Unterhaltung der Armeen, das Gelingen erwarten könnte.

Selim bewilligte alle Forderungen Huſſeins, und gab Befehl, daß alle Truppen die man zuſammenbringen könnte, im Anfange des Frühlings in Bereitſchaft wären.

Man arbeitete von dem Augenblick an, mit großem Eifer an Verfertigung und Ausrüſtung von funfzehn Canonierſchaluppen, die vorne einen vier und zwanzig oder achtzehn Pfünder, und ein Paar kleinere Kanonen an jeder Seite führten: dieſe ſollten die Donau hinauffegeln, um den Angriff, den man zu Lande auf Widdin beabſichtete, zu Waſſer zu unterſtützen. Auch rüſtete man mehrere Transportſchiffe aus, theils zum

Fortbringen des Geſchützes, theils zu den Mundvor= räthen.

Adrianopel war der allgemeine Sammelplatz aller Truppen der ſüdlichen europäiſchen Türkey, und derer von Aſien. Ein Theil derſelben zog Conſtantinopel vor= bey, und ein andrer bey Gallipoli. Man ſchätzte die vereinigte Armee auf hunderttauſend Mann.

Huſſein der Oberbefehlshaber hatte ein Corps von zehen bis zwölf tauſend Aſiaten, und ein andres von ſieben bis acht tauſend Mann Topchis, Galiondgis und Freywilligen, in Conſtantinopel und in der benachbar= ten Gegend zuſammen gebracht.

Allo Pacha von Entayed war an der Spitze von dreyßig tauſend Aſiaten, Delis, Spahis, Janitſcharen und Freywilligen.

Ali Pacha von Yanina in Albanien befehligte zehen bis zwölf tauſend Albanier und fünf bis ſechs tauſend Janitſcharen.

Muſtapha, Pacha von Bosnien, hatte ein Corps von fünf bis ſechs tauſend Mann, theils Infanterie, theils Cavallerie.

Iſmael, Bey von Sérès in Ober=Macedonien, führte fünf bis ſechs tauſend Spahis.

Auch ließ man einige Detaſchementer marſchieren, die man in Salonich, Philipopolis, Sophia und einigen andren Städten der europäiſchen Türkey angeworben hatte.

Mit dieſen Truppen, die hingereicht hätten, ein mächtiges Reich zu unterjochen, ſetzte ſich Huſſein in Marſch, um einen Rebellen zu bekriegen, und eine empörte Stadt zu belagern.

Man erwartete nunmehr ganz natürlich, daß Paſwan nichts verabſäumen würde, um ſeine Armee zu verſtärken, und ſie auf einen gleich furchtbaren Fuß zu ſetzen; eben ſo glaubte man, er würde dem Capudan-Pacha, bis an die engen Päſſe des Berges Hämus entgegeneilen, und ihm den Durchzug durch dieſelben verſperren. Man hatte ſich aber durchaus geirrt: er beurlaubte den größten Theil ſeiner Truppen, verließ die Städte, in deren Beſitz er ſich geſetzt hatte, und ſchloß ſich mit zwölf tauſend Mann auserleſener Truppen in Widdin ein. Er hatte hinlängliche Zeit gehabt, ſich mit Mund- und Kriegsvorrath in ſolcher Menge zu verſehen, daß er allenfalls eine zwey Jahre lange Belagerung, ohne den Einwohnern ſehr wehe zu thun, aushalten konnte. Uebrigens war er im Beſitz einer kleinen Flotte, die den Lauf der Donau beherrſchte, und im Nothfall die Stadt mit Lebensmitteln verſehen konnte. Einige polniſche Ingenieure hatten die Aufſicht über ſeine Artillerie und machten den Vertheidigungsplan.

Die türkiſche Armee gelangte ohne Hinderniß vor dem Ende des Junius in der Gegend von Widdin an: die kleine Flotte und die Kanonier-Schaluppen trafen zu gleicher Zeit ein; alle Vorräthe waren im Ueberfluß vorhanden; es fehlte dem Capudan-Pacha nur an Männern, die eine Belagerung anzuordnen verſtanden, und an Soldaten die geneigter waren die Sache zu unterſtützen, für welche ſie kämpfen ſollten.

Nachdem Huſſein die umliegenden Gegenden rekognoſcirt und ſeinen Generalen ihre Poſten angewieſen hatte, ließ er Paſwan auffordern, die Waffen niederzulegen, und verſprach ihm Leben, Freyheit und Ehre, wenn er das Blut der Rechtgläubigen ſchonen wollte: zugleich machte er ihn auf ſeine hundert tauſend Mann aufmerkſam, denen im erforderlichen Fall, eben ſo viele nachfolgen könnten. Paſwan empfieng den Abgeordneten des Huſſein auf der höchſten Terraſſe ſeines Hauſes, von der er mit einem Fernrohr die Bewegungen des Feindes beobachtete, und ertheilte ihm die ſtolze Antwort: gehe und ſage deinem Herrn, daß es nur von mir abhienge, ihm hunderttauſend Mann entgegen zu ſtellen, ich bin aber zufrieden, mit zehen tauſenden zu ſiegen.

Huſſein nahm ſich nunmehr vor, die Stadt auf das nachdrücklichſte anzugreifen; er ließ einen allgemeinen Angriff machen, und verſuchte, eine Inſel in der Donau, Widdin gegenüber, wegzunehmen; er ward aber von allen Seiten mit Verluſt zurückgeſchlagen, und

ſein Verſuch auf die wohlbefeſtigte Inſel mislang eben⸗falls. Paſwans Flotte trieb auch die ſeinige zurück, von den Batterien der Stadt und der Inſel kräftig unterſtützt. Seine Schaluppen, die ſich unvorſichtiger⸗weiſe zu weit gewagt hatten, wurden beträchtlich be⸗ſchädigt, einige giengen zu Grunde, und die übrigen waren nicht mehr im Stande wirkſam zu ſeyn.

Die Stadt iſt beynahe von allen Seiten mit Süm⸗pfen umgeben, die den Angriff ſehr erſchweren; die nöthigen Arbeiten bey der Belagerung wurden ſchlecht ausgeführt, und waren noch ſchlechter entworfen. Glückliche Ausfälle zerſtörten die ſchon angelegten Werke, und hinderten die Entwürfe zu neuen Batterien. Schon waren zwey allgemeine Angriffe mislungen: viele Men⸗ſchen hatten in denſelben ihr Leben eingebüßt; Krank⸗heiten und Deſertion riſſen noch eine größere Anzahl weg. Die Jahreszeit verſtrich, die Belagerung zog ſich in die Länge, und der Capudan⸗Pacha beſchloß, noch einmal in einem neuen Verſuch alle Kräfte anzu⸗ſtrengen.

Die Armee ward in drey Corps getheilt. Alló übernahm das Commando des einen, Ali des zweyten, und das Dritte behielt ſich Huſſein ſelbſt vor. Die beyden erſtern erhielten Befehl ſich des Nachts auf ver⸗ſchiednen Wegen nach dem zum Angriff beſtimmten Orte zu begeben; aber durch ein unverantwortliches Verſehen, gab die eine Abtheilung mit Tagesanbruch auf die andre Feuer, weil ſie ſolche für ein feindliches Corps hielt;

deſſen regnet es häufig. Bey beyden Winden, weil der auf dem ſchwarzen Meere herrſchende Nordwind die Wolken aufhält und condenſirt. Dennoch hat man im Winter bey einem leichten Südwind zuweilen vierzehn Tage lang einen klaren Himmel und milde Witterung.

Der Nordweſtwind wehet gewöhnlich nach einem ſtarken Regen. So bald er regiert, iſt die Luft heiter und die Kälte mäßig. Er hält aber nicht lange an, iſt gewöhnlich der Vorläufer vom Südwind, drehet ſich aber häufig nach Norden und Nordoſten.

Bey Tage friert es in Conſtantinopel ſelten und des Nachts fällt das Thermometer nie über zwey bis drey Grad unter dem Gefrierpunkt. Es giebt zuweilen Jahre, wo viel Schnee fällt, aber gewöhnlich ſchmilzt er ſchon während des Herabfallens, und in der Nachbarſchaft dieſer Hauptſtadt bleibt er ſelten einige Tage liegen, ohne zu ſchmelzen oder ganz zu verſchwinden. Doch hat man uns erzählt, daß die Kälte zuweilen ſo heftig wird, ſo daß der Hafen zufriert, der Schnee einen Fuß hoch ſich anhäuft, und etliche Tage liegen bleibt. In ältern Zeiten fror einmal während der Regierung des Kaiſers Conſtantin Copronymus die Meerenge von Conſtantinopel ganz zu, ſo daß man zu Fuße darüber gehen konnte, und früher unter dem Kaiſer Arcadius war das ſchwarze Meer zwanzig Tage lang zugefroren, und wie das Eis

aufthauete, ſah man daſſelbe in ungeheuren Maſſen vorbey ſchwimmen. *)

Im Frühling ſind die Winde ebenfalls veränderlich, aber die Kälte iſt mäßig. Im April und ſelbſt im May regnet es ſehr viel, und die Wärme ſpürt man erſt im Julius. Gegen Ende des Februars im ſechſten Jahr der Republik entfalteten ſich die Knoſpen der Bäume, etliche Tage früher blüheten ſchon Pfirſich- und Apricoſen-Bäume, und der Mandelbaum zeigte ſchon ſeine Früchte.

Im Julius ſetzt ſich der Wind in Norden feſt, und es iſt ſelten, daß in den drey Sommermonaten der Südwind wehet. Der Himmel iſt während dieſer Jahreszeit beſtändig heiter und klar und der Regen ſelten. Die Gewächſe gedeihen alsdenn bey dem ſtarken Thau fürtrefflich, wegen der Nachbarſchaft zweyer Meere, und

*) Ums Jahr 1068 war ebenfalls das ſchwarze Meer zugefroren, wie wir aus einem noch vorhandenen Denkmal wiſſen, welches ruſſiſche Officiere 1793 in Phanagoria auf der Inſel Taman fanden. Auf dieſen Stein von weißem Marmor, iſt mit ruſſiſchen Buchſtaben eingehauen, daß der ruſſiſche Fürſt Gljeb von Tmuturakan (Matracha, Matriga) einer längſt zerſtörten Stadt auf jener Inſel, im Jahr 1068, das Meer von dieſer Stadt bis Kertſch, welches auf der Halbinſel Taurien liegt, über Eis meſſen laſſen, und die ganze Länge 8054 ruſſiſche Faden befunden habe. S. Storchs Materialien zur Kenntniß des ruſſiſchen Reichs. 1. B. S. 43 ꝛc.

weil der nicht angebauete Boden, dennoch Bäume, Sträucher und Pflanzen trägt, welche die Kühle und Feuchtigkeit der Nächte vermehren. Gegen Ende des Septembers fangen die Winde wieder an veränderlich zu werden, und alsdenn machen ſich die im Kanal der Dardanellen liegenden Schiffe fertig, um mit dem erſten Südwind, weiter nordwärts zu ſegeln.

Zuweilen im Julius und noch öfter im Anfange des Septembers, weht der Wind mehrere Tage hintereinander aus Süden, und alsdenn iſt die Hitze ſehr ſtark. So habe ich den 7ten, 8ten und 9ten September das Reaumürſche Thermometer bis auf 27 Grad ſteigen ſehen, da es ſonſt gewöhnlich bey der größten Hitze mitten im Tage nur auf 23 oder 24 zu ſtehen pflegt.

Der Herbſt iſt gemeinhin ſehr heiter: es regnet während verſchiedner Tage, und in verſchiednen Abſätzen, vor und nach dem Aequinoctium, aber nach dieſem wird der Himmel helle, und das Wetter bleibt vierzehn Tage, vier Wochen, auch länger ununterbrochen ſchön, und die Kälte fängt nur im Januar an. Tott hat bemerkt, daß der Südwind im Anfange des Herbſtes etwas kalt zu ſeyn pflegte, weil er über den Schnee des Berges Olympus weht. Auch wir haben die nämliche Bemerkung gemacht, wie auch daß dieſer Wind ſelbſt im Winter, den erſten Tag immer kälter war, als den zweyten und dritten: gewöhnlich aber geht er bald nach Südſüdweſten über, und folgt der

Richtung des Meerbuſens von Saros *) und des Helleſponts. Die neueren Griechen kennen ihn unter dem Namen Lodos; er iſt im Winter immer gelinder als der Südwind, und die Luft reiner und heiterer.

Es iſt nichts ſeltnes, daß der Wind im Bosphorus und Propontis aus Norden weht, indeß er im Archipelagus und Helleſpont aus Süden kommt. Wir haben dieſes während unſres Aufenthalts bey den Dardanellen mehrere Male ſelbſt erfahren, und als wir im Julius des Jahres 3. aus Egypten zurückkamen, trieb uns der Südweſtwind dreymal bey der Spitze von Nagara vorbey, und dreymal fanden wir jenſeits derſelben einen Nordwind, der uns hinderte weiter zu ſegeln, und uns nöthigte vor Anker zu kommen. Das drittemal erreichten wir mit vieler Mühe einen kleinen Meerbuſen, eine halbe Meile von einem Dorfe Namens Salata, wo wir drey Tage zubrachten.

In der Gegend des Helleſponts, zwiſchen der Spitze Nagara und Gallipoli, pflegen öfters der Südwind von der einen, und der Nordwind von der andern Seite, zuſammen zu treffen, und denn hier aufzuhören: auch findet man in dieſer Gegend keinen Seefahrer, der nicht dieſe Beobachtung gemacht, und im Winter öfters den

*) Dieſer Meerbuſen dehnt ſich weſtwärts der Halbinſel aus, welche den Helleſpont oder den Kanal der Dardanellen bildet. Er wird auch von einer an demſelben belegenen Stadt Golfo von Emos genannt.

Himmel von der Seite des ſchwarzen Meeres trübe und ſtürmiſch, und im Archipelagus zu gleicher Zeit heiter und klar geſehen hätte.

Am Ende Januars und während des Februars, erhebt ſich der Nordwind im Propontis und im Archipelagus zuweilen ſo plötzlich und m t ſolcher Gewalt, daß diejenigen Schiffe, die nicht bey Zeiten einen Hafen erreichen, der größten Gefahr ausgeſetzt ſind, und öfters ſcheitern. Daher pflegen vorſichtige und furchtſame Seefahrer, während der Wintermonate, und um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums nicht in See zu gehen, wenn das Wetter nicht ſehr zuverläſſig iſt, und gewöhnlich gehen ſie die Nacht, bey dem geringſten zweydeutigen Anſchein, vor Anker, welches überhaupt die türkiſchen und griechiſchen Seefahrer mehrentheils während der ſechs gefährlichſten Monate des Jahres zu thun pflegen.

Das ſchwarze Meer iſt, nach den Berichten derer die es am häufigſten befahren, im Winter noch weit ſtürmiſcher, als der Archipelagus und Propontis: der Himmel iſt dort öfters mit Wolken bedeckt und die Luft nebelicht, und die Häfen ſind weit ſeltner, als in jenen Meeren; daher pflegen die Morgenländer, welche ohne Compaß ſegeln, es drey bis vier Monate lang ganz zu vermeiden, und die Muthigſten und weniger unwiſſenden ſcheitern daſelbſt nicht ſelten. Denn da ſie die Küſte nie aus den Augen verlieren, werden ihre Fahrzeuge von den heftigſten Nord- oder Nordoſt- und Nord-

weſtwinden auf den Klippen an der ſüdlichen Küſte zertrümmert. Im Sommer hingegen iſt dieſes Meer nicht ſtürmiſcher, als das mittelländiſche, und die Witterung iſt gewöhnlich ſehr heiter.

Der Leichtigkeit unerachtet mit der man ſich zu Conſtantinopel, Steine, Backſteine, Kalk und alle erforderlichen Materialien zur Aufführung dauerhafter Gebäude verſchaffen könnte, ſind dennoch alle Häuſer, der Reichen wie der Armen von Holz. Das Zimmerwerk, welches meiſtentheils von Eichenholz verfertigt iſt, ruht auf einem flachen Fundament von Steinen: die Zwiſchenräume des Holzes werden mit bloßer Erde, mit Stroh oder gehacktem Hanf durchknetet, ausgefüllt: die Wände bedeckt man mit angeſtrichnen Brettern, die ziemlich ſchlecht zuſammen gefügt ſind; alle Fußböden ſind von Holz, und die Dächer werden mit hohlen Dachziegeln gedeckt, die man auf eben die Art auflegt, wie im ſüdlichen Frankreich. Nur die öffentlichen Gebäude, die Bäder, die Caravanſerais, und die Beſeſtem, ſind ſehr dauerhaft von Mauerſteinen aufgeführt.

Was die Moſcheen anbetrifft, ſo ſind dieſe mehrentheils nach den Modellen der alten griechiſchen Kirchen aufgeführt, und daher meiſt von guter Bauart. Die Säulen von Marmor, Alabaſter, Granit und Porphyr, ſind in denſelben mit weit mehr Geſchmack angebracht, als die Türken ſonſt zu zeigen pflegen. Die Minarets auf denſelben, deren es zuweilen zwey, vier auch ſechs

giebt, machen eine ſehr angenehme Wirkung auf das Auge.

In einem groſſen Theil des Reichs, vornehmlich in den Provinzen, wo der Regen ſelten und die Hitze groß iſt, haben alle Häuſer platte Dächer, auf denen die Einwohner im Sommer ſchlafen: in Conſtantinopel aber, wo die Hitze gemäßigt, und die Nächte friſch und feucht ſind, iſt dieſes nicht eingeführt.

Nur in den Palläſten der Geſandten und in einigen Kaufmannshäuſern findet man Schorſteine in den Wohnzimmern: alle übrigen Einwohner von Conſtantinopel wärmen ſich vermittelſt kupferner oder irdener Feuerbecken, die ſie Mangal nennen, und neben ihre Sofas ſtellen; bey einigen Muſelmännern aber, und beynahe bey allen Griechen und Armeniern ſtellt man dieſes Becken unter einen runden oder viereckigten Tiſch, mit mehrern Teppichen bedeckt, von denen einer von Zitz mit Wolle durchgenäht, an allen Seiten bis auf den Fußboden hinunter reicht, und die Hitze unter dem Tiſch zuſammenhält: man thut in dieſem Fall nur wenige glühende Kohlen hinein, und bedeckt ſie mit Aſche, um die Hitze zu mäßigen. Eine gepolſterte Bank geht rund um den Tiſch, auf der mehrere Perſonen Platz nehmen, und die Beine nach dem Mangal ausſtrecken können. Dieſer Tiſch, welcher Tandur heißt, ſcheint einen griechiſchen Urſprung zu haben, denn unter dieſen iſt es

weit allgemeiner, als bey den Türken im Gebrauch, und im Innern von Klein-Aſien, wo doch die Kälte weit ſtärker, als zu Conſtantinopel iſt, kennt man ihn gar nicht mehr.

Sobald es anfängt ein wenig kalt zu werden, verlaſſen die Weiber ihren Tandur gar nicht mehr; ſie bringen dort ihren ganzen Tag zu, arbeiten, nehmen Beſuche an, laſſen ſich auf demſelben das Eſſen reichen. Den Abend ſpielt man auf dem Tandur, Karten, Schach oder Dame; man verſammelt ſich um ihn zur Converſation, die Neuigkeiten zu erzählen, eine tragiſche Geſchichte, ein Geſpenſtermährchen, oder die Heldenthaten eines rebelliſchen Paſcha anzuhören.

Die Europäer bequemen ſich auch gern zu dieſer Sitte, weil ſie die beyden Geſchlechter einander nähert, und die wachſamen Augen einer Mutter, oder die forſchenden Blicke eines eiferſüchtigen Ehemannes, nicht alle einverſtandnen Zeichen oder kleinen Berührungen ausſpähen können, die der Tandur begünſtigt. Sollte ja in Conſtantinopel der Gebrauch der Schornſteine eingeführt werden, ſo bin ich überzeugt, daß ſich die Griechinnen dieſer Neuerung aus allen Kräften widerſetzen würden. Auch würde ihre Beredſamkeit gewiß ſehr viele gute Gründe für die ſanfte, gemäſſigte und ökonomiſche Wärme des Tandurs auffinden können.

In einer Stadt, wo die Häuſer von Holz und ſchlecht gebaut, die Fenſter in großer Menge und un dicht ſind, wo Wind und Zugluft nicht allein durch Thür und Fenſter, ſondern ſogar durch Wände und Abtheilungen dringen, ſind weder Mangal noch Tandur hinreichend, die Einwohner vor der Kälte zu ſchützen; ſie müſſen ſich warm kleiden, und dazu bietet ihnen Rußland und Pohlen die wärmſte Bedeckung an; welche bald bey allen Einwohnern der Hauptſtadt allgemein wurde, und ſich von dort in alle Provinzen verbreitete. Der Pelz iſt jetzt überall ein Gegenſtand des Luxus, eine Anzeige des Reichthums, die Belohnung der Verdienſte, und ein unentbehrliches Bedürfniß. Selbſt in den Ländern, wo die Kälte nie ſtrenge iſt, in Egypten und Arabien, in allen ſüdlichen Städten des Reichs, in Conſtantinopel, Adrianopel und Belgrad iſt das Pelzwerk allgemein im Gebrauch; nicht allein bey den Reichen und Wohlhabenden, ſondern auch bey den allerärmſten.

Der Reiche trägt im Winter zwey bis drey Pelze übereinander; er beſitzt deren für jede Jahreszeit, und ſelbſt im Sommer trägt er einen Sarge von Angora, mit Grauwerk gefüttert. Der Landmann, der ſich kein fremdes, feines Pelzwerk verſchaffen kann, nimmt das für die einheimiſchen Felle, die er an ſeinem Orte findet: Haſen, Schakals, Lämmer und Hämmel; alle ſind ihm recht; er ſchützt ſich damit gegen die Kälte, und ahmt dem Städter nach.

Die Weiber haben ebenfalls Pelze für jede Jahreszeit: den ſchwarzen Fuchs, den Marder und Zobel für den Winter, das Grauwerk für den Frühling und Herbſt, und den Hermelin für den Sommer: die mehreſten haben in ihren Schränken zehen bis zwölf verſchiedne Pelzkleider, von denen eines zuweilen funfzehen bis zwanzigtauſend Franken koſtet.

Es iſt keinesweges befremdend, daß Feuersbrünſte in Conſtantinopel häufig ſind, wenn man bedenkt, daß ſich das Feuer im Winter beſtändig auf einem hölzernen Fußboden, in der Nähe von Sofas, Matten und Teppichen befindet. Die geringſte Nachläſſigkeit, ſpielende Kinder, ein paar unbeachtete Funken ſetzen dieſe leicht feuerfangenden Dinge in Brand; trifft es ſich nun, daß die Leute dabey ſchlafen oder nicht zu Hauſe ſind, ſo theilt es ſich von den Geräthſchaften leicht dem Fußboden mit, greift immer mehr um ſich, und verzehrt zuweilen in kurzer Zeit einen anſehnlichen Theil der Stadt. Wir haben oft dergleichen Feuersbrünſte aus dem Palais des Geſandten und von andern erhabnen Gegenden von Pera, beobachtet, und geſehen, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit und Wuth es alles zerſtört.

Sobald ein Feuer ausbricht, es ſey bey Tage oder bey Nacht, werden alle Einwohner gewarnt, auf ihre Sicherheit zu denken, oder ihren Bekannten und Freunden zu Hülfe zu eilen. Die Wachen von allen Orten laufen durch die Straßen und ſtoßen ihre Stäbe mit Eiſen beſchlagen, auf das Steinpflaſter, indem ſie von

Zeit zu Zeit mit tiefen, hohlen Ton rufen: es giebt Feuer. Zwey ungeheure Trommeln, von denen eine ſich auf einem hohen Thurm, mitten in Conſtantinopel, und die andre auf dem von Galata befindet, benachrichtigen ebenfalls die Einwohner von der Gefahr. In ſolchen Fällen muß der Befehlshaber der Janitſcharen mit einer zahlreichen Wache ſich ſogleich an dem Orte, wo das Feuer iſt, einſtellen: der Großvezier muß in Perſon gegenwärtig ſeyn, und wenn das Feuer nicht ſogleich unterdrückt wird, ſo ermangelt der Sultan nie, ſelbſt zu erſcheinen, und Geld austheilen zu laſſen, um die Pumpenden, die Laſtträger, die Wachen und die Vorübergehenden aufzumuntern, kräftig zu arbeiten. Wenn aber die Flamme ſchon einigermaßen um ſich gegriffen hat, oder der Wind ſtark weht, giebt es kein ander Mittel, als die benachbarten Häuſer, die das Feuer noch nicht erreicht hat, niederzureißen, und zu dieſem wird denn auch ſobald als möglich gegriffen.

Der Schaden den das Feuer geſtiftet hat, iſt bald wieder erſetzt: wenige Tage nachher ſieht man eben ſolche Häuſer als die zerſtörten, ſich aus dem Schutt erheben: alle Mängel der ſchmalen, krummen Gaſſen werden ſorgfältig beybehalten; nichts wird in der Anordnung und Eintheilung der Zimmer abgeändert, und in kurzer Zeit zieht der Muſelmann wieder ein, um ſeine gewohnten Beſchäftigungen und Vergnügungen, ohne Rückblick auf das Vergangene, ohne vermehrte Sorgfalt für die Zukunft wieder anzufangen.

Bey dieſem unwiſſenden und rohen Volke iſt ein angelegter Brand oft ein Mittel, ſeine Unzufriedenheit über die Theurung der Lebensmittel, über den Misbrauch der Gewalt, verweigerte Gerechtigkeit, oder Neuerungen, welche die Regierung einführen will, an den Tag zu legen: die Geſchichte giebt davon mehrere Beyſpiele. Wir werden anderwärts erzählen, wie die Türken zu Smirna den Mord eines Janitſcharen rächten, indem ſie das Viertel der Europäer in Brand ſteckten. Auch der Brand von Pera im Jahr 7. wird von denen die dabey zugegen waren, dem Unwillen der Türken über die Expedition der Franzoſen nach Egypten, und noch mehr dem Misvergnügen über die ſeltſame Verbindung mit Rußland, zugeſchrieben.

Wenn man die ungeheure Menge ausgemergelter Hunde ſieht, die in allen Straßen der Hauptſtadt umherlaufen, und aus ihrem elenden Anblick auf den Hunger ſchließt, den ſie ausſtehen müſſen, ſo kann man nicht umhin, zu vermuthen, daß ſich zu der Peſt, den Feuersbrünſten und den Plünderungen der Kriegsvölker, bey dieſem ſorgloſen Volke noch die Hundswuth hinzugeſellt, um die unglücklichen Einwohner zu plagen. Man irrt ſich indeſſen gar ſehr, denn wenn man dem allgemeinen Zeugniß der Reiſenden, der Einwohner und Aerzte, Glauben beymeſſen darf, ſo iſt dieſes Uebel im Morgenlande gänzlich unbekannt. Dieſe Krankheit ſcheint jenen Ländern eben ſo fremd zu ſeyn, als die Peſt es in unſern Gegenden iſt; ich vermuthe daher auch, daß weder die eine noch die andre ſich von ſelbſt erzeu-

gen könne, wie auch immer der Zuſtand der Luft, und die Quantität und Eigenſchaften der Nahrungsmittel beſchaffen ſeyn mögen: es iſt durchaus nothwendig, daß ein Hund von einem andern mit der Wuth behafteten Hunde, oder andern Thier gebiſſen werde, um toll zu werden; ſo wie man mit Verpeſteten umgehen, oder Dinge berühren muß, denen ſie ihren Gift mitgetheilt haben, um von der Peſt angeſteckt zu werden. Die Blattern liefern noch ein auffallendes Beyſpiel einer Krankheit, die man keiner andern Urſache als der Berührung des Kranken beylegen kann. Hier iſt nicht der Ort, ausführlich von der Hundswuth zu handeln: wir merken bloß an, daß ſie in der Türkey unbekannt iſt, obgleich alle Urſachen, aus denen die Aerzte ſie herleiten, dort in weit höhern Grade als in Europa vorhanden ſind.

In der That ſind dort die Hunde auch weit zahlreicher als bey uns, und da ſie keinem angehören, ſo leiden ſie natürlicherweiſe weit mehr von Hunger und Durſt: das Clima iſt dabey weit heißer als das unſrige, die Kälte iſt auch empfindlich genug, um dieſen Thieren, die nie in die Häuſer aufgenommen werden, des Nachts beſchwerlicher zu fallen als in den nördlichen Ländern von Europa, wo man ſie gegen die Einflüſſe des Clima doch einigermaßen beſchützt.

Die Türken ſehen die Hunde als unreine Thiere an, und vermeiden ſie zu berühren, und laſſen ſie nicht in die Häuſer kommen; demungeachtet aber leiden ſie

daß ſie ſich beträchtlich vermehren, weil man ihren Koth bey der Bereitung und dem Färben des Saffians braucht: nach ihrer Meinung kann man ſogar den Abgang dieſes Materials durch nichts anders erſetzen. Außerdem hat man noch den Vortheil von den Hunden, daß ſie die Straßen von den Aeſern und dem Unrath ſäubern, die man unaufhörlich dorthin wirft.

Die Milde der Türken gegen die Hunde beſteht darin, daß ſie ihnen zuweilen das Brod und was ſonſt übrig bleibt, zuwerfen, und daß man ihnen täglich die Lungen, Lebern, Köpfe und Eingeweide der Hämmel die in den Fleiſchbänken geſchlachtet werden, austheilt: indem ihre Religion ihnen den Genuß dieſer Dinge unterſagt, und die Chriſten ſich deshalb auch nicht unterſtehen dürfen ſie zu eſſen. Täglich ſieht man auf den Straßen Männer die auf einer langen Stange eine Menge dieſer Lungen und Lebern tragen, um ſie für ein paar Pfennige den Reichen und Frommen zu verkaufen, welche die Hunde ihres Viertels damit bewirthen wollen.

Es giebt mehrere Türken, welche neben der Thür ihrer Häuſer kleine Hundehäuſer für die Hündinnen und ihre Jungen bauen laſſen; ſie mit Stroh verſehen, und ihnen täglich Brod oder Fleiſch bringen. Man ſagt ſogar, daß einige in ihrem Teſtamente Legate ausſetzen, um eine gewiſſe Anzahl dieſer Thiere zu verſorgen.

Dieſe Hunde halten untereinander auf eine ſtrenge Pollicey. In mehr oder minder zahlreichen Schaaren, je nachdem eine Gegend viel oder wenig Nahrung darbietet, durchſtreifen ſie immer die nämlichen Gaſſen, und finden ſich bey den Schlachthäuſern oder andern Orten ein, wo etwas ausgetheilt wird, und ſobald ſie einen Hund aus einem andern Viertel gewahr werden, fallen alle über ihn her, und jagen ihn fort. So ſpärlich genährt wie ſie ſind, fürchten ſie ohne Zweifel eine ohnehin magere Mahlzeit mit einem neuen Ankömmling zu theilen. Ereignet es ſich nun, daß ein Hund von ſeiner Geſellſchaft ausgeſtoßen wird, ſo muß er gewöhnlich die Stadt räumen, und in den Feldern umher irren, wenn er nicht ſtark genug iſt, um hartnäckig ein Winkelchen zu behaupten, oder geduldig genug, um lange die ſcharfen Zähne und die üble Laune derer zu ertragen, denen er ſich zuzugeſellen wünſcht.

Die Geyer und Habichte, und beynahe alle Nachtvögel vereinigen ſich mit den Hunden, um die Straßen von Unreinigkeiten zu ſäubern: die erſtern (Vultur pernopterus) finden ſich im Frühling ein, bringen den Sommer auf den Minarets, den Moſcheen und andern erhabnen Orten zu, legen und brüten dort, und kehren vor dem Winter in die ſüdlichern Länder, als: Egypten, Arabien und das Innere von Afrika zurück. Während der Hitze des Tages ſchwingen ſie ſich bis zu einer beträchtlichen Höhe, fliegen mehrere Stunden hintereinander über der Stadt herum, und des Nachts kommen

ſie in die Straßen und nehmen ihren Antheil an den Aeſern die ſie ausgeſpäht haben.

Die Habichte, Eulen und andre Raubvögel führen mit den Mäuſen und Ratten Krieg, deren es in dieſer hölzernen Stadt, bey der Sorgloſigkeit der Einwohner unzählige giebt: zumal da die Katzen ſelten ſind, weil man ſie gefährlich findet, da ſie zur Zeit ihrer Liebeshändel die Peſt aus einem Hauſe in das andre ſchleppen können.

Den Unrath aus den Straßen wegzuräumen iſt eine der geringſten Kümmerniſſe der Bewohner von Conſtantinopel. Dieſes Geſchäft überlaſſen ſie gänzlich dem Regen, der auch im Herbſt, Winter und Frühling treulich ſeine Pflicht erfüllt. Da die Straßen mehrentheils alle abſchüſſig laufen, welches dem Waſſer erlaubt, alles wegzuſchwemmen; iſt aber der Regen nicht hinreichend, ſo wird aller Unrath in den Hafen geſchüttet, woraus an verſchiednen Stellen des Ufers anſehnliche Haufen entſtehen.

Funfzehnter Abſchnitt.

Von der Peſt, und den Heilmitteln derſelben.

Wenn ſich in der Nähe einer Stadt keine Sümpfe oder andre ſchädliche Ausdünſtungen erzeugende Gegenſtände befinden; wenn die Luft ſich mit Leichtigkeit erneuern, und allen faulenden Stoff, den eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringt, wegſchaffen kann; wenn das Waſſer rein, und die Lebensmittel von guter Beſchaffenheit ſind; mit einem Wort, wenn das Clima gemäßigt iſt, ſo genießen die Einwohner dieſes Orts gemeinhin einer guten Geſundheit, und ſind nur den gewöhnlichen Uebeln der Menſchlichkeit ausgeſetzt. Alle dieſe Vortheile findet man in Conſtantinopel in einem ſolchen Grade vereinigt, daß man dieſe Stadt ohne Bedenken den geſündeſten der Welt beyzählen könnte, wenn nicht eine ſchreckliche Krankheit dort häufig herrſchte, und einen großen Theil der Einwohner wegraffte. In der That, wenn man die Peſt ausnimmt, deren Urſachen vom Clima unabhängig zu ſeyn ſcheinen, wie wir bald näher zeigen werden, ſo iſt man in Conſtantinopel keinen lokalen Krankheiten ausgeſetzt, und Fremde haben nichts von dem Einfluß eines veränderten Clima zu fürchten. Aber die Peſt allein verſchlingt mehr Einwohner als alle andere Krankheiten zuſammen, mehr als Krieg und Schiffahrt aufzehren; und wenn dieſe Stadt nicht aus allen Gegenden des Reichs ihren Ver-

luſt erſetzte, ſo müßte ſie bald eine ungeheure Wüſte ſeyn.

Die Türken ſind bey ihren Begriffen von einem blinden Verhängniß, welches alle Bemühungen der Menſchen vergebens umzuändern trachten, feſt überzeugt, daß alle Vorſichtsregeln, welche die Europäer anwenden, um die Wirkungen dieſes ſchrecklichen Uebels zu hemmen, nicht allein unnütz, ſondern ſogar ſtrafbar ſind. Daher beweiſen ſie auch, wenn der Tod von allen Seiten auf ſie eindringt, eine bewundernswürdige Ruhe, und gänzliche Reſignation. Keiner unter ihnen äußert die geringſte Abneigung, die Kranken die ihm lieb ſind, zu pflegen; oder wäre im Stande, ſie wie die Europäer mehrentheils in den Seehäfen der Levante zu thun pflegen, Miethlingen zu übergeben, die nur zu oft den Tod des Patienten beſchleunigen, um ſeine geringe Verlaſſenſchaft an ſich zu reißen.

Der Weiſe ſieht dem Tode unter jeder Geſtalt ruhig entgegen: ſelbſt dem großen Haufen iſt er nur furchtbar, wenn ihn empfindliche körperliche oder Seelenleiden begleiten; aber vielleicht würde ſelbſt der Muth des Stoikers wanken, wenn er von dieſem fürchterlichen Uebel ergriffen, ſähe wie ein paniſches Schrecken ſich aller, die mit ihm Umgang hatten, bemeiſterte: wie Freunde und Verwandten ihn verließen, und er gewiſſermaſſen genöthigt würde lebendig in das Grab hinabzuſteigen.

Funfzehnter Abſchnitt.

Von der Peſt, und den Heilmitteln derſelben.

Wenn ſich in der Nähe einer Stadt keine Sümpfe oder andre ſchädliche Ausdünſtungen erzeugende Gegenſtände befinden; wenn die Luft ſich mit Leichtigkeit erneuern, und allen faulenden Stoff, den eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringt, wegſchaffen kann; wenn das Waſſer rein, und die Lebensmittel von guter Beſchaffenheit ſind; mit einem Wort, wenn das Clima gemäßigt iſt, ſo genießen die Einwohner dieſes Orts gemeinhin einer guten Geſundheit, und ſind nur den gewöhnlichen Uebeln der Menſchlichkeit ausgeſetzt. Alle dieſe Vortheile findet man in Conſtantinopel in einem ſolchen Grade vereinigt, daß man dieſe Stadt ohne Bedenken den geſündeſten der Welt beyzählen könnte, wenn nicht eine ſchreckliche Krankheit dort häufig herſchte, und einen großen Theil der Einwohner wegraffte. In der That, wenn man die Peſt ausnimmt, deren Urſachen vom Clima unabhängig zu ſeyn ſcheinen, wie wir bald näher zeigen werden, ſo iſt man in Conſtantinopel keinen lokalen Krankheiten ausgeſetzt, und Fremde haben nichts von dem Einfluß eines veränderten Clima zu fürchten. Aber die Peſt allein verſchlingt mehr Einwohner als alle andere Krankheiten zuſammen, mehr als Krieg und Schiffahrt aufzehren; und wenn dieſe Stadt nicht aus allen Gegenden des Reichs ihren Ver-

luſt erſetzte, ſo müßte ſie bald eine ungeheure Wüſte ſeyn.

Die Türken ſind bey ihren Begriffen von einem blinden Verhängniß, welches alle Bemühungen der Menſchen vergebens umzuändern trachten, feſt überzeugt, daß alle Vorſichtsregeln, welche die Europäer anwenden, um die Wirkungen dieſes ſchrecklichen Uebels zu hemmen, nicht allein unnütz, ſondern ſogar ſtrafbar ſind. Daher beweiſen ſie auch, wenn der Tod von allen Seiten auf ſie eindringt, eine bewundernswürdige Ruhe, und gänzliche Reſignation. Keiner unter ihnen äußert die geringſte Abneigung, die Kranken die ihm lieb ſind, zu pflegen; oder wäre im Stande, ſie wie die Europäer mehrentheils in den Seehäfen der Levante zu thun pflegen, Miethlingen zu übergeben, die nur zu oft den Tod des Patienten beſchleunigen, um ſeine geringe Verlaſſenſchaft an ſich zu reißen.

Der Weiſe ſieht dem Tode unter jeder Geſtalt ruhig entgegen: ſelbſt dem großen Haufen iſt er nur furchtbar, wenn ihn empfindliche körperliche oder Seelenleiden begleiten; aber vielleicht würde ſelbſt der Muth des Stoikers wanken, wenn er von dieſem fürchterlichen Uebel ergriffen, ſähe wie ein paniſches Schrecken ſich aller, die mit ihm Umgang hatten, bemeiſterte: wie Freunde und Verwandten ihn verließen, und er gewiſſermaſſen genöthigt würde lebendig in das Grab hinabzuſteigen.

Die engſte Verbindung, die zärtlichſte Anhänglichkeit, weicht bey den Europäern beynahe immer dem Schrecken, welches dieſes Uebel einflößt: der Wunſch der Selbſterhaltung zerreißt in einem Augenblick alle Bande des Bluts und der Freundſchaft, und derjenige den man im Verdacht hat von der Peſt angeſteckt zu ſeyn, wird ſogleich nach dem Hoſpital am äußerſten Ende von Pera geſchickt, welches allein für die Kranken dieſer Art beſtimmt iſt. Hier wird einem Maroniten die Sorge für die Kranken anvertraut, und er läßt ihnen ſoviel Pflege angedeihen, als ſein ſtarker oder ſchwacher Eifer ihm eingiebt.

Man muß nothwendigerweiſe das Verdienſt desjenigen erkennen, der ſich der Pflege der Verpeſteten gänzlich widmet, der den Muth hat, unter ihnen zu wohnen, und Worte des Troſtes in ihre bekümmerten Herzen zu gießen; aber es wäre doch auch zu wünſchen, daß er mit ſeinem guten Willen die nöthigen Kenntniſſe zur Behandlung dieſer Krankheit verbände, und daß er, ohne ſich zu großer Gefahr auszuſetzen, ihnen die Dienſte leiſten könnte, die ihr Zuſtand erfordert, und die Menſchlichkeit befiehlt. Leider aber ſchränkt ſich alle Sorge dieſer armen Geiſtlichen darauf ein, daß ſie dem Kranken von ferne einige leichte Lebensmittel und unſchädliche Getränke reichen laſſen, und zuweilen an der Schwelle ſeiner Thür erſcheinen, um ihm geiſtlichen Zuſpruch zu ertheilen.

Es würde ohne Zweifel ein leichtes ſeyn, wenn man die gehörige Vorſicht beobachtete, in dieſem Hoſpital eine Heilmethode einzuführen, die man gelegentlich modificiren oder abändern könnte, bis man zu einem befriedigenden Reſultat gelangt wäre. Ich zweifle auch keinesweges, daß dieſe Krankheit, ſo ſchnell und furchtbar ſie auch iſt, dennoch unter der Behandlung einer geſchickten und geübten Hand weichen müßte; und daß man ſich eben ſo leicht vor dem Einfluß der Anſteckung bewahren könnte, wenn man nie den Kranken ſelbſt oder ſeine Kleider berührte, ohne ſogleich die Hand in Waſſer, Eſſig oder eine andre Feuchtigkeit zu tauchen; wenn man ſein Zimmer oft ausräuchern ließe, oder ihm ſogar, wenn die Witterung es erlaubte, in freyer Luft zu liegen *), verordnete, und endlich wenn man die Hände und die Theile des Körpers, die der Berührung am meiſten ausgeſetzt ſind, mit Oel, Butter oder Fett beſtriche.

*) Der Engländer Antes, der ſich von 1770 bis 1782 in Egypten aufhielt, und dort dreymal die Peſt erlebte, iſt ebenfalls dieſer Meinung. Er ſagt, S. 35. ſeiner Bemerkungen über Egypten. Weimar 1801. 8., daß es für ſolche, die in ihren Häuſern Quarantaine halten, äußerſt nützlich ſey, alle Fenſter offen zu halten, und auf den flachen Hausdächern, der ſehr erquickenden friſchen Luft zu genießen. Ueberhaupt verdient der ganze dritte Abſchnitt dieſer Bemerkungen über die Peſt in Egypten, mit Herrn Oliviers Beobachtungen über denſelben Gegenſtand verglichen zu werden.

Wenn man im Morgenlande, und vorzüglich in Conſtantinopel gelebt hat, muß man ſich überzeugen, daß ſich dieſe Krankheit in gewöhnlichen Fällen nur langſam fortpflanzt; nur wenige einzelne werden zugleich davon angegriffen, und es gehört eine genauere Verbindung, eine unmittelbarere Berührung dazu, um angeſteckt zu werden, als in ſolchen Zeiten, wo die Peſt wirklich epidemiſch iſt: im letztern Fall verbreitet ſie ſich unglaublich ſchnell, theilt ſich mit der größten Leichtigkeit mit, und nur wenige von den Angeſteckten kommen mit dem Leben davon. Das ſicherſte Mittel ſich alsdenn davor zu bewahren, iſt, ſich in ſein Haus einzuſchließen, und mit niemand umzugehen, denn es ſcheint ganz ausgemacht zu ſeyn, daß die Luft die Peſt nicht mittheilt, und daß die Berührung einer verpeſteten Perſon, oder ſolcher Dinge die ſie neuerlich berührt hat, dazu durchaus erforderlich ſey; und das Beyſpiel der Europäer, die ſich gänzlich abſondern, und alles was ſie von außen bekommen, durch Waſſer oder Eſſig ziehen, oder ausräuchern laſſen, und ſo von aller Anſteckung frey bleiben, ſetzt dieſes außer allem Zweifel.

Dieſe Bemerkung, welche die Erfahrung täglich mehr beſtätigt, beweiſt, daß man die Urſachen der Peſt nicht mehr in faulenden Ausdünſtungen von Sümpfen, ſtehenden Waſſern u. dgl. ſuchen muß, und eben ſo wenig in den periodiſchen Ueberſchwemmungen des Nils, wie einige Schriftſteller zu voreilig gethan haben. Die Lage von Conſtantinopel iſt, wie ſchon oben bemerkt worden, beſonders geſund, und von allen Ausdünſtun-

gen frey. In Egypten fängt der Nil an, gegen die Mitte des Julius zu wachſen, und iſt zu Ende des Auguſts gänzlich ausgetreten. Im October geſchieht die Ausſaat, und dieſes würde ohne Zweifel der Zeitpunkt ſeyn, wo die Peſt ſich einſtellen müßte, wenn ſie durch die faulen Ausdünſtungen hervorgebracht würde, die das ausgetretne Waſſer auf den Feldern veranlaßt, und dennoch bemerkt man in Egypten, daß dieſe Krankheit immer in den heißeſten Monaten aufhört, und daß ſie ſich ſelten im Herbſte zeigt, ſondern immer im Winter und im Frühjahr, das iſt, gerade zu der Zeit, wo die ausgetretnen Gewäſſer gänzlich verſchwunden ſind, und folglich keine ſchädlichen Ausdünſtungen entſtehen können.

Die Peſt durchſtreift die verſchiednen Gegenden des türkiſchen Reichs, wie die Blattern die europäiſchen: ſie wird in der Türkey nicht durch Luft oder Clima erzeugt, ſo wie ſie auch in Europa graſſiren würde, wenn wir uns keiner Mittel dagegen bedienten, und die Türken könnten ſie ohne Zweifel wie wir, vertilgen, wenn ſie die nämlichen Mittel wählten. Sie herrſcht mehr oder minder an einem Ort, je nachdem er mehr oder minder in Verbindung mit andern ſteht, und eben daher iſt ſie beynahe beſtändig in Conſtantinopel, weil dieſe Stadt mit allen Theilen des Reichs am meiſten Verkehr hat. Nach Conſtantinopel hat Smirna den lebhafteſten Handel, und daher iſt die Peſt auch dort am häufigſten; eben ſo treibt Egypten ſtarken Handel mit der Hauptſtadt, und ihre Fahrzeuge bringen dieſes

Uebel nach Alexandrien, aus welchem Orte ſie ſich bald nach Roſette, Damiette und Cairo, und in alle Dörfer des Landes verbreitet.

Dieſe grauſame Seuche verbreitet ſich durch egyptiſche Waaren über Syrien, auch wohl von Smirna und Conſtantinopel her. Zuweilen werden Damaſcus, Aleppo und Meſopotamien von der Peſt ebenfalls heimgeſucht, auch bringen ſie Caravanen von Conſtantinopel und Smirna, in das Innere von Klein-Aſien. Die europäiſche Türkey iſt wegen der Nähe und vielen Verbindungen mit der Hauptſtadt, dieſer Plage mehr ausgeſetzt, als die aſiatiſchen Provinzen. In Diarbekir und Moſul zeigt ſich die Peſt nur einmal in funfzehn bis zwanzig Jahren. In Bagdad und Baſſora erſcheint ſie noch ſeltener, und Perſien leidet beynahe niemals von dieſer Menſchenplage.

Davon ſcheint die Urſache zu ſeyn, daß jene Städte ſelten Waaren von Smirna und Conſtantinopel, aus der erſten Hand erhalten, und daß das Peſtgift Zeit hat, ſich auf dem langen Wege durch Klein-Aſien, Meſopotamien, und die arabiſchen Wüſten zu zerſtreuen. Uebrigens iſt es gewiß, daß eine etwas ſcharfe Kälte, wie man ſie in Klein-Aſien ſpürt, oder die große Hitze in Egypten, Syrien und Arabien, die Keime dieſer Krankheit zerſtören. Eben deswegen zeigt ſich die Peſt nicht zwey Jahre hintereinander in ganz kalten oder

ganz heißen Gegenden, Küſtenländer ausgenommen, wohin ſie durch Waaren gebracht wird.

Die Türkey ſetzt wenig Handelsartikel in Perſien um, die Peſt kann dorthin alſo nur durch Reiſende gelangen, dieſe würden aber gewiß damit vorher auf dem langen Wege dorthin befallen werden, und daran ſterben, oder völlig wieder geneſen. Auch Bagdad und Baſſora erhalten aus dem türkiſchen Reiche wenig Waaren, außer Seidenzeugen von Aleppo und Damaskus, europäiſchen Tüchern, etwas Zucker, Cochenille und Indigo, allein ſehr viel altes Kupfer, welches weiter nach Indien verſandt wird. Bekanntlich können aber Metalle das Peſtgift nicht anziehen, noch weniger alſo verbreiten. Was in der Levante die Verbreitung der Peſt am meiſten aufhält, iſt die Gewohnheit der Türken, vorzüglich europäiſche Schiffe im Zwiſchenhandel zu brauchen. Die Mannſchaft derſelben kennt die damit verbundenen Gefahren zu gut, um nicht alle Mittel dagegen anzuwenden. Ueberhaupt hören alle Handelsgeſchäfte gewöhnlich in einer Stadt auf, wenn die Peſt am heftigſten wüthet.

Die Pelze, worin ſich die Türken ſo gern kleiden, verbreiten die Peſt ungemein, weil ſich damit die nächſten Verwandten putzen, wenn gleich der Peſtkranke darin geſtorben iſt, oder ſie werden auch ſogleich den Meiſtbietenden verkauft, die von allen Ecken herbeyeilen. Ueberdem iſt es erwieſen, daß Pelzwerk das Peſtgift am meiſten einzieht und verbreitet; die meiſten

Kiſten mit Pelzwaaren aber werden vorzüglich von Conſtantinopel nach den verſchiedenen Häfen der Levante verſandt. Die Kaufleute von Alexandrien haben bemerkt, daß auf dieſe Art und kranke Türken am Bord der Schiffe, die Peſt in dieſer Stadt ausgebrochen iſt. Von Syrien kömmt ſie dorthin ſeltner, weil die europäiſchen Schiffe, welche von dieſem Hafen nach Alexandrien ſegeln, meiſt Seide und Taback an Bord haben, welche die Anſteckung weniger verbreiten. Smirna erhält die Peſt ebenfalls von Conſtantinopel oder von Alexandrien, oder Scanderone her, durch Waaren oder kranke Reiſende. Die meiſten Inſeln des Archipelagus ſchützen ſich aber gegen dieſe Plage, daß ſie Schiffen, die von verpeſteten Orten kommen, das Einlaufen verbieten. Möge ihr Beyſpiel einmal die Türken aufklären, und ihnen zeigen, daß der Menſch bis auf einen gewiſſen Grad, die ihm drohenden Gefahren, aufhalten und entfernen kann, und daß die Peſt nur unter ihnen ſo viele Verwüſtungen anrichtet, weil ſie es verſäumen, die Maaßregeln anzuwenden, die man in Europa längſt dagegen ergriffen hat.

Nach dem Pelzwerk hält man Wolle und Baumwolle für Artikel, welche die Anſteckung am meiſten verbreiten, auch hütet man ſich in der Peſtzeit Papier anzufaſſen, und daſſelbe wird mit großer Vorſicht in Empfang genommen. Ueberhaupt verbirgt ſich die Anſteckung länger in rauhen als glatten Körpern. Bey dem geringſten Verdacht verſperren die Kaufleute allen Perſonen den Zutritt, mit denen ſie ſonſt zu ſchaffen ha-

ben, und laſſen ſie nur in einem völlig ausgeräumten Zimmer vor ſich. Sie verſchlieſſen ihre Häuſer völlig, wenn die Krankheit ſehr überhand nimmt. In der Kanzley der auswärtigen Angelegenheiten errichtet man eine ordentliche Scheidewand, welche die Fremden nicht übertreten dürfen, und man nimmt nichts ſchriftliches von ihnen an, ohne das Papier in einem heißen ſtark riechenden Dampf geräuchert zu haben.

Haben ſich die Kaufleute in ihren Häuſern eingeſchloſſen, ſo bringt ihnen ein Bekannter täglich die Lebensmittel, welche ſie bedürfen, und wirft das Verlangte in ein im Eingange des Hauſes ſtehendes, mit Waſſer angefülltes Faß. Brod iſt davon allein ausgenommen, die Unentbehrlichkeit deſſelben hat ohne Zweifel die Meinung erzeugt, daß ſolches nur warm die Peſt verbreiten könne, aber kalt ohne alle Gefahr aus einer Hand in die andere gehen kann. Durch dieſe freylich ſehr unvollkommene Maaßregeln ſchützen die Franken ſich vor dieſer erſchrecklichen Krankheit. Sie müſſen aber auch die ſtrengſte Wachſamkeit gegen ihre Bedienten beobachten, damit dieſe ſich nicht heimlich aus dem Hauſe wagen, oder Fremde herein laſſen.

Ich habe während meines Aufenthalts in der Levante bemerkt, daß, wenn gleich die Fortſchritte der Krankheit ſo außerordentlich ſchnell ſind, daß die Kranken den zweyten oder dritten Tag ſterben, ſo geſchieht es doch wohl in Conſtantinopel und Smirna, wo ſie ſo zu ſagen endemiſch iſt, daß die Peſt ſich weniger heftig

äußert. Zuweilen geneſen einzelne ſich ſelbſt überlaſſene Kranke, daß bey ihnen Beulen ausbrechen, die hinlänglich eitern. In dieſem Fall iſt der Gang der Krankheit langſam und regelmäßig. Da man nun dieſe Symptome kennt, ſo wäre es leicht ſolchen Peſtkranken kräftigere Hülfe zu leiſten, ſie methodiſcher zu behandeln, und ſowohl für den Arzt als die Krankenwärter Sicherheitsmaaßregeln zu nehmen.

Man hat kürzlich das Beſtreichen des Kranken mit Baumöl, als ein ſicheres Heilmittel, und eine wichtige Entdeckung vorgeſchlagen. Unglücklicherweiſe hat die Erfahrung bewieſen, daß dieſe Cur nichts hilft, wenn der Kranke ſchon mit der Peſt wirklich behaftet iſt. Oel kann unmöglich verhindern, daß das einmal im Körper eingedrungene Gift weniger wirkſam ſeyn ſollte. Es kann aber, wie alle Fettigkeiten, als Butter oder Schmalz zum guten Vorbauungsmittel dienen, wenn es wahr iſt, wie man allgemein verſichert, daß die Butterhändler, deren Hände und Kleider mit Fett imprägnirt ſind, ſelten von der Peſt angegriffen werden.

Man hat gleichfalls bemerkt, daß die Waſſerträger, auch weniger, als andere von der Peſt befallen werden, welches auch von den Perſonen gilt, welche die Leichen waſchen. Daraus würde folgen, daß das Fett das Eindringen der Peſt in den menſchlichen Körper verhindert, und das Waſſer ſie hinweg nimmt. Viele Leute

glauben, durch Cauteriſiren ſich gegen dieſe Krankheit zu ſichern, auch haben mir viele Aerzte verſichert, daß man nicht von der Peſt angegriffen wird, wenn man in einer bekannten Krankheit die Mercurialcur braucht.

Es wäre zu wünſchen, daß man über dieſe und andere Vorbauungsmittel unbezweifelte Erfahrungen ſammelte, um ſolche Perſonen zu beruhigen, welche ſich der Krankenpflege unterziehen wollen. Denn bisher haben ſich alle europäiſche Aerzte geweigert, Peſtkranke zu beſuchen, aller Bitten und der vortheilhafteſten Bedingungen ungeachtet. Derjenige aber, welcher aus Begierde ſich zu unterrichten, oder aus Mitleiden gegen Nebenmenſchen den Gefahren trotzte, die mit dieſen Krankenbeſuchen verbunden waren, ward zu bald das Opfer ſeiner Bemühungen. Die Kranken ſind daher gezwungen ſich jüdiſchen Aerzten anzuvertrauen, welche von einem blinden Schlendrian geleitet, von falſchen Vorurtheilen beherrſcht werden, und außer Stande ſind, aus den ihnen täglich vorkommenden Fällen, Reſultate zu ziehen. Uebrigens brauchen dieſe Aerzte die Vorſicht, ſich nicht den Peſtkranken zu nähern, nichts in ihren Zimmern zu berühren, und ihnen nicht einmal die vorgeſchriebene Arzeney zu reichen.

Ob ich gleich ſelber nicht Peſtkranke beſorgt habe, ſo hatte ich doch Gelegenheit genug, in Conſtantinopel und andern Orten der Levante, mich über dieſe ſchreck-

liche Krankheit, von griechiſchen oder jüdiſchen Aerzten, von Perſonen, welche Peſtkranke ſahen und pflegten und andern belehren zu laſſen, welche die Peſt überſtanden hatten. Bey meiner dritten Anweſenheit in Conſtantinopel verordnete ich, mit Hülfe eines jüdiſchen Arztes und des Schiffbaumeiſters Brun, einige Heilmittel, die von dem glücklichſten Erfolge waren. Ich ermuntere hiermit alle, welche die Furcht vor Gefahren ablegen, und während des Laufes ihrer Beobachtungen, aller Geſellſchaft entſagen wollen, meinen über dieſe Krankheit gemachten Erfahrungen zu folgen, und die Behandlung der Kranken abzuändern oder zu verbeſſern, bis man darüber ſichere Reſultate ſammeln kann. Kein Ort iſt zu dergleichen Beobachtungen geſchickter, als das Hoſpital der Franken oder der Griechen, wo die Kranken ganz der Behandlung des Arztes überlaſſen ſind, der überdem bey ihrer Cur alle mögliche oder ihm nöthig ſcheinende Verwahrungsmittel anwenden kann.

Oben iſt bereits bemerkt worden, daß dieſe Krankheit ſich, in den Städten, wo ſie gewiſſermaßen endemiſch iſt, mit weniger heftigen Symptomen zeigt, als wenn ſie auf einmal ausbricht, oder epidemiſch wird. Erſcheint ſie aber in einer Gegend, wo ſie lange nicht geweſen iſt, ſo wüthet ſie mit außerordentlicher Heftigkeit und die damit Befallenen ſterben in wenig Tagen. Sie zeigt ſich durch Erſchöpfung und Mangel aller Kräfte, durch Erbrechen, ſtechenden Schmerz im Magen und mehr oder minder ſtarke Kopfſchmerzen. Der

Kranke klagt über unerträgliche innere Hitze, verliert bald den Verſtand, und giebt durch Zeichen und Worte die Furcht zu erkennen, welche ihn martert, der Puls iſt gepreßt und kaum fieberhaft, ſtockt hernach abwechſelnd und unregelmäßig, und der Kranke ſtirbt gewöhnlich in Convulſionen, ehe noch eine Peſtbeule zur Eiterung hat kommen, oder ſich entwickeln können.

Wenn die Krankheit ſich mit dieſem Grad von Bösartigkeit ankündigt, ſo iſt keine Hoffnung der Rettung vorhanden. Die Heilkunſt iſt in dieſen Fällen immer ohnmächtig; dagegen aber kann man ſich ſchmeicheln, etwas auszurichten, entweder gegen das Ende der Epidemie, oder in ſolchen Jahren wo die Peſt einen weniger gewaltſamen Gang nimmt, und ſich mit weniger furchtbaren Symptomen ankündigt: alsdenn iſt die Mattigkeit nicht ſo groß, das Brechen iſt nicht von ſo empfindlichen Magenſchmerzen begleitet, der Puls iſt weniger gepreßt, und das Fieber merklicher; der Patient bleibt einige Zeit bey Verſtande, oder wenn er auch phantaſirt, ſo iſt es nur abwechſelnd, und auf eine weniger tumultuariſche Art. Die Peſtbeule zeigt ſich in dieſen Fällen den erſten oder zweyten Tag, und läßt ſich ſchnell zur Eiterung an; dieſe Art der Peſt, die man in Vergleichung mit der andern gutartig nennen könnte, iſt immer noch ein ſehr gefährliches Uebel, indem kaum ein Drittel der Kranken am Leben bleibt.

Wenn die Peſtbeule in voller Eiterung iſt, nimmt das Fieber allmählig ab, der Appetit ſtellt ſich wieder

ein, und der Kranke gelangt langſam wieder zu Kräften; ſollte aber durch irgend einen Fehler der Diät, irgend eine Ausſchweifung, oder aus einer andern, oft unbekannten Urſache, die Eiterung der Beule plötzlich aufhören, oder ſich ſehr vermindern, ſo ſtirbt der Kranke den zweyten oder dritten Tag ſpätſtens, an einer andern Peſtbeule, die eben erſt ſichtbar wird.

Der Schweiß ſtellt ſich nur alsdenn ein, wenn der Puls ſich entwickelt, und die Krankheit eine günſtige Wendung nimmt; dieß iſt gewöhnlich den dritten oder vierten Tag: dadurch erhalten die Kranken eine beträchtliche Erleichterung, auch wird der Fortgang der Eiterung nicht verhindert.

Die Natur zeigt uns, daß die Peſt nicht ohne häufige Eiterung einer oder mehrerer Peſtbeulen, geheilt werden kann; alle Bemühungen des Arztes müſſen deßhalb dahin gehen, dieſe Eiterung ſobald als möglich zuwege zu bringen, entweder durch den Gebrauch ätzender Mittel oder eines Brenneiſens an der Stelle wo ſich die Beulen zeigen: dieſes Mittel iſt einem Zugpflaſter vorzuziehen, weil es ſchneller wirkt und weil man nicht die Folgen der ſpaniſchen Fliegen zu befürchten hat, welche nur die innere Hitze, über welche die Kranken ohnehin beſtändig klagen, vermehren würden. Man muß auch ſchleunig zu einem Brechmittel greifen, um den Magen zu reinigen, und um dem Fingerzeig zu folgen, den uns die Natur ſelbſt giebt. Das Brechen iſt

eines der erſten Symptome der Krankheit, es bleibt faſt nie aus, und erleichtert den Kranken immer, je ſtärker daſſelbe iſt. Aufgelöſter Brechweinſtein (Tartre ſtibié en lavage), ſchien mir das ſicherſte und tauglichſte Mittel, das Vomiren zu befördern.

Das Aderlaſſen iſt in keinem Fall zu rathen; die einheimiſchen Aerzte verordnen es niemals, und halten es ſogar für ſchädlich, indem es dem Kranken die Kräfte raubt, und die Eiterung der Beule verhindert.

Ich habe mit ziemlichen Erfolg den Tag nach dem Brechmittel, einen Aufguß von Camillen, alle zwey bis drey Stunden zu nehmen, verordnet, indem ich zu jedem halben Glaſe zwey Tropfen alcali volatile fluor oder Ammoniacum hinzu fügte, und auf den Abend ein halbes Quentchen Diaſcordium, und eben ſoviel Theriak. Anſtatt des Alkali volatile habe ich einigen Arbeitern am Arſenal, für die ſich der Bürger Brun bey mir verwendete, alle ſechs Stunden zwanzig Gran Schwefelblumen in einem Glaſe von dem obigen Aufguß verſchrieben. Wie man mir geſagt hat, verſtärkte der Arzt die Doſis den zweyten oder dritten Tag um ein anſehnliches, ſo daß ſie wie ein Brech- und Purgirmittel wirkte, und häufigen Schweiß zuwege brachte. Die Peſtbeule eiterte reichlich und die Kranken genaſen vollkommen.

Wenn ſich die Krankheit in die Länge zieht, der Patient aber dabey ſich beſſert, iſt es nöthig, von Zeit

zu Zeit ein Abführungsmittel zu geben, dabey muß er, um Kräfte zu erhalten, nährende Fleiſchbrühen, und zuweilen andre nahrhafte und leichte Speiſen genießen. In den erſten Tagen hingegen darf man ihm nur Schleim von Reis, Gerſte oder Habergrütze geben; oder eine Ptiſane von Gerſtenſchleim und Süßholz, der man erforderlichen Falls ein wenig Salpeter beyfügen kann.

Die einheimiſchen Aerzte geben ihren Peſtkranken, jedoch nicht den ſtrengen Mohomedanern, Branntwein und andre hitzige Getränke, um das Gift nach außen zu treiben, und das Heraustreten der Peſtbeulen zu befördern. Nach dieſem bekommen ſie den Urin einer geſunden Perſon, in den man den Saft einiger Citronen gedrückt hat. Man giebt auch ausgepreßten Peterſilienſaft, welches die jüdiſchen Aerzte für eines der wirkſamſten Mittel gegen die Peſt halten, imgleichen Opiate, zu denen man außer verſchiednen ſtärkenden Ingredienzien, noch Muskus, Ambra und Bezoar nimmt. Wenn die Peſtbeule hervorkommt, legen ſie auch ein Pflaſter von Eygelb und gepülvertem Grünſpan oder Alaun auf.

Die Griechen, Armenier und Juden halten Knoblauch, Zwiebeln, Eſſig und vor allen Branntwein, für kräftige Präſervative gegen die Peſt. Die meiſten von ihnen haben allezeit Labdanum (eine wohlriechende Subſtanz, die von einer Gattung des Ciſtus, in Griechen-

land, den Inſeln des Archipelagus, Creta und Cypern gewonnen wird,) in den Händen; dieſer wird durch die Hitze erweicht und duftet dann ſtärker. Dies Labdanum drehen und wenden ſie auf hundertfache Art zwiſchen den Fingern, und riechen häufig daran, zumal wenn ſie ſchädliche Ausdünſtungen beſorgen. Einige führen in gleicher Abſicht, Muskus, Ambergois oder Campher bey ſich.

In der Levante zweifelt niemand, daß man nicht die Peſt mehrere Male haben könne; die Meinung der Aerzte ſtimmt in dieſem Punkt gänzlich mit der des Publikums überein, und ich habe ſelbſt verſchiedne Perſonen geſehen, welche die Narben von zwey oder drey Peſtbeulen hatten, wodurch ſie eben ſo vielmal vom Tode gerettet waren *). Die Erfahrung lehrt auch alle Tage in der Türkey, daß die Peſt eben ſowohl diejenigen angreift, welche dieſe Krankheit ſchon ein oder mehrmal überſtanden haben, als ſolche, die nie vorher daran krank lagen; und daher iſt der Vorſchlag einiger Aerzte, dieſes Uebel wie die Blattern zu inoculiren, lächerlich. Weit vernünftiger wäre es, die Mittel vorzuſchlagen, die Peſt aus dem türkiſchen Reiche zu verbannen, wie man ſie aus allen polirten europäiſchen Staaten vertrieben hat.

*) Antes verſichert S. 44. in Egypten einen Mann gekannt zu haben, der ſieben Mal von der Peſt befallen war, jedoch zuletzt an dieſer Krankheit ſterben mußte.

Man hat in Conſtantinopel häufig die Bemerkung gemacht, daß die Hausthiere von der Peſt nicht verſchont werden. Zwar ſind ſie dafür weniger empfänglich, als die Menſchen, und werden nur in ſolchen Jahren angegriffen, wo die Krankheit ſehr bösartig iſt, und große Verwüſtungen anſtiftet. Verſchiedne glaubwürdige Perſonen haben mir indeß verſichert, daß die Hunde in größerer Anzahl, als die Menſchen, mit dem Leben davon kämen, und daß ſie, wie jene, ordentliche Peſtbeulen bekämen, welche mehr oder minder eiterten.

Es würde ohne Zweifel ſehr wichtig ſeyn, den Urſprung dieſer Krankheit aufzuſuchen, die Beſchaffenheit ihres Giftes zu beobachten, um zu erklären, warum dieſes, ſo anſteckende, ſo ſchnell wirkende und furchtbare Gift ſich nicht durch die Luft fortpflanzt, und nur durch unmittelbare Berührung des Kranken, oder einer Sache, die er berührt hat, mitgetheilt wird? Es wäre höchſt intereſſant, genau zu wiſſen, durch welche Subſtanzen ſich das Gift fortpflanzt, und durch welche nicht, wie lange es ſich hält; welcher Grad von Hitze oder Kälte ſeine Wirkſamkeit aufhebt; welche Subſtanzen dafür ſchützen können und bis auf welchen Grad? Aus dieſen Unterſuchungen würde man vielleicht das Reſultat ziehen, daß dieſer Virus, dem der Krätze, der Pocken, der Hundswuth und aller andern Krankheiten bey Menſchen und Vieh analog iſt, wo die Anſteckung ſich durch bloß unmittelbare Berührung mittheilt; und vielleicht wäre es dann möglich, daß man unter den

verſchiednen Zubereitungen der Metalle oder Halbmetalle, wenn auch gerade nicht eine Arzeney gegen die Peſt, doch wenigſtens ein Mittel entdeckte, wodurch man ſie in mehreren Fällen heilen könnte.

Sechszehnter Abſchnitt.

Die Ulemas. Unterſchied zwiſchen den eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen und dieſer Geſellſchaft. Juſtizhöfe. Erbſchaften.

Die Diener und Ausleger der Religion genießen in allen Ländern große Vorzüge, aber vielleicht nirgendswo größere, als in der Türkey. Sie ſind im Beſitz der einträglichſten Aemter, vereinigen die richterliche Macht mit der geiſtlichen, und ſind zugleich Glaubensprediger, auch Civil- und Criminalrichter. Sie dürfen die Erpreſſungen der Baſſen nicht fürchten. Man darf keinen von ihnen, ohne Einwilligung ihres Oberhaupts, hinrichten, ihre Güter fallen ihren Erben ohne Widerſpruch anheim, und der Fiscus darf ſich daran nicht vergreifen. Sie ſtehen unter dem Namen der Ulemas in einer mächtigen, angeſehenen, ja zuweilen dem Throne furchtbaren Verbindung, welche die öffentliche Meinung auf

ihrer Seite hat, und in keinem Lande vermag dieſe ſo viel, als im türkiſchen Reiche.

Man muß dieſe Ulemas nicht mit den Imans verwechſeln, welche die Geiſtlichen der Moſcheen ſind, noch weniger mit den Muëzins, welche des Tages fünfmal die Minarets beſteigen müſſen, um die Geiſtlichen zum Gebet zu ermuntern. Dieſe verlieren ihr bisheriges Amt, ſo bald ſie ſolches niederlegen, oder niederlegen müſſen, und ſie kehren wiederum in den Stand der übrigen Einwohner zurück. Die Imans ſind wie die übrigen Türken der Obrigkeit eines jeden Orts unterworfen, dieſe beſtellt ſie als Geiſtliche, und die Imans ſtehen weder als Geiſtliche unter der Aufſicht und dem Schutze des Mufti oder der Mollas. Sie werden freylich als Diener der Religion bey den Moſcheen betrachtet, aber die Ulemas ſind die Erhalter und Ausleger der mahomedaniſchen Religion.

Der Koran iſt bekanntlich das bürgerliche und peinliche Geſetzbuch der Türken und die Richtſchnur der Pflichten und Rechte aller Mahomedaner. Alle Entſcheidungen, Urtheile und Ausſprüche gründen ſich auf dieſes heilige Buch, oder die Commentarien der Ausleger über daſſelbe, und dieſes Vorrecht iſt ausſchließlich in den Händen der Ulemas. Die Einrichtung dieſes angeſehenen und am meiſten unterrichteten Staatskörpers im osmaniſchen Reiche iſt folgende.

Der Mufti, oder Scheik-Islam, iſt das Oberhaupt der mahomedaniſchen Kirche, er entſcheidet in allen zweifelhaften Fragen, die man ihm vorlegt, und ſeine Ausſprüche heißen Fetfas. Der Sultan wendet ſich an ihn bey ſchweren und verwickelten Fällen, und läßt kein Geſetz bekannt machen, keinen Krieg erklären, oder keine Steuer ausſchreiben, ohne darüber vorher ein Fetfa erhalten zu haben. Der Mufti umgürtet dem Sultan bey ſeiner Throngelangung den Kaiſerlichen Säbel und empfiehlt dabey die Vertheidigung der Religion des Propheten, und die Ausbreitung des Glaubens.

Ohne Zweifel müßte dieſe hohe Würde, die abſolute unbeſchränkte Gewalt des Sultans im Zügel halten, oder dieſer Widerſtand leiſten können, wenn nicht der Sultan den Mufti anſtellen, abſetzen, verbannen oder gar hinrichten könnte, daher geſchieht es ſelten, daß der Mufti den Befehlen des Sultans und ſeiner Miniſter widerſpricht. Die Fetfas werden ihm abgepreßt, um nicht ſeine Stelle oder gar ſein Leben zu verlieren. Dennoch hat zuweilen Frömmigkeit und Religionseifer die Muftis dahin gebracht, den Großherrn anzutreten, um ihm Vorſtellungen zu machen. Einzelne mehr entſchloſſene oder fanatiſche Muftis haben zuweilen allen drohenden Gefahren getrotzt, und dem Willen des Sultans entgegen gehandelt. Die türkiſche Geſchichte hat mehrere Beyſpiele aufbewahrt, daß Veziere und ſelbſt Sultane durch den Einfluß des Mufti ermordet wurden, den dieſer auf die öffentliche Mei-

nung hatte. Allein sie enthält auch eben so viele Fälle daß Muftis ein Opfer ihres Religionseifers und ihres Beſtrebens für das allgemeine Beſte wurden.

Der Mufti hat ſeinen Aufenthalt in Conſtantinopel, und zieht anſehnliche Einkünfte aus ſeinen Dienſtlehen *), der Sultan behandelt ihn mit vieler Achtung, die Großen nebſt dem übrigen Volke erweiſen ihm große Verehrung und unterwerfen ſich unbedingt ſeinen Fetfas. Nach der einmal eingeführten Ordnung wird der Mufti unter dem Kadileskir von Romelien und denen erwählt, welche vorher dieſe Stelle bekleidet haben. Selten erlangt der Kadileskir von Natolien, der Stambolseffendi oder ein bloſſer Molla, die Ehre, dieſe Würde zu bekleiden, welche ſo lange dauert, als es dem Sultan beliebt.

Bey öffentlichen Aufzügen gehen der Mufti und Großvezier in einer und derſelben Reihe, jener zur Linken und dieſer zur Rechten. Verliert der Mufti ſeine Stelle, ſo darf er nicht in der Hauptſtadt bleiben, weil

*) Nach Buſinello hat der Großherr dem Mufti täglich 200 Aſper ausgeſetzt, von denen 120 einen türkiſchen Piaſter ausmachen. Da er aber das Recht hat, viele Stellen bey den kaiſerlichen Moſcheen zu vergeben, und alle Beförderungen der Geſetzverſtändigen durch ſeine Hände gehen, ſo zieht er davon beträchtliche Einkünfte, die man wohl auf 200,000 Piaſter ſchätzen kann. (Le Bret. Th. 1. S. 77.)

der Sultan den Einfluß eines Mannes fürchtet, den das Volk, als das Orakel der Religion anzuſehen gewohnt iſt. Zuweilen wird der abgeſetzte Mufti nach einer griechiſchen Inſel verwieſen, oder er darf ſich in einem Hauſe am Canal aufhalten, doch darf er ſich nicht außer demſelben zeigen, keinen Reichsbeamten ſehen noch weniger mit ihnen Briefe wechſeln.

Jährlich übergiebt der Mufti dem Großherrn eine Liſte, worin er die Perſonen vorſchlägt, welche die Stellen der beyden Kadileskirs, des Stambol-effendi, der Mollas von Mecca und Medina, von Bruſſa, Adrianopel, Damaſcus, Jeruſalem, Cairo, Smirna, Salonich, Aleppo und anderer Städte bekleiden ſollen. Dieſe Aemter werden alsdann nach der Anciennität vergeben, ausgenommen, wenn ein Günſtling oder der Sohn eines Großen durch andere Empfehlungen dazu gelangt.

In Conſtantinopel wohnen auch zwey Kadileskir, der von Romelien oder der europäiſchen Türkey, oder der von Natolien oder des türkiſchen Aſiens. Ehedem waren ſie Richter des Militärs in ihren angewieſenen Provinzen, wenn der Sultan ſein Heer ſelber anführte. Hernach entſchied der von Romelien die Streitigkeiten der Muſelmänner, und der andere die Händel der zinspflichtigen Unterthanen. Seit einiger Zeit hat der Kadileskir von Romelien eine viel größere Gewalt, als der andere, er entſcheidet allein und nach Gutdünken alle Prozeſſe, die an ſein Tribunal gelangen. Der Gerichts-

hof; des Kadilesker von Natolien, iſt längſt als über-flüſſig aufgehoben worden. Sonſt gehören beyde zum Divan des Großveziers, hören und beurtheilen was dort vorgetragen wird, doch wird das Urtheil vom Kadilesker von Romelien allein gefällt. Ihr Amt dauert nicht länger als ein Jahr und der Kadilesker von Romelien, hat gewöhnlich vorher dieſelbe Würde in Natolien bekleidet. Beyde ernennen alle Cadis oder Richter im Reiche, und da dort alle Stellen verkäuflich ſind, ſo ſind beyde ſehr einträgliche Würden. Der Kadilesker von Romelien vergiebt alle Richterſtellen in den europäiſchen Provinzen, und der andere in Aſien und Egypten.

Nach ihnen folgt der Stambol-effendi, Molla oder Richter der Hauptſtadt. Vor ihm gehören alle Streitigkeiten der Handwerker, und alle Mittwochen muß er ſich zum Großvezier verfügen, um mit den Mollas von Galata, Scutari und Eyup die angebrachten Klagen zu ſchlichten. Er hat in den verſchiedenen Quartieren der Stadt beſondere Gerichtshöfe, in welchen er einen Stellvertreter oder Naib anſetzt, von deſſen Entſcheidungen eben ſo wenig als von ſeinen eigenen weiter appellirt werden kann.

Der Stambol-effendi führt die Aufſicht über alle Lebensmittel, die zur Hauptſtadt gebracht werden. Alle Getreide-Schiffe müſſen bey dem allgemeinen Mehlmagazin Un-capan ausladen, wo einer von ſeinen Naibs das Getreide unterſucht, den Preis beſtimmt, und an

die Becker vertheilt. Dieſer Naib muß ein Regiſter über alles angekommene und vertheilte Korn halten, auch zu welchen Preiſen es verkauft worden. Der Stambol=effendi hat einen andern Naib bey dem Schmalzmagazin, oder Unſchlittamt, Pac=capan beſtellt, der die Vertheilung der Butter, des Oels und anderer Fettwaaren beſorgt. Er ſelber muß ſich von Zeit zu Zeit, nach den verſchiedenen Quartieren der Stadt verfügen, um die im Kleinen verkauften Eßwaaren zu unterſuchen, auch Maaß und Gewicht nachzuſehen. Findet er bey jemanden falſches Gewicht, oder daß die Waaren verfälſcht ſind, ſo beſtraft er den Schuldigen auf der Stelle mit der Baſtonnade, läßt ihn auch wohl mit einem Ohr an die Bude nageln. Die zweyte Uebertretung wird unfehlbar mit dem Tode beſtraft. Der Stambol=effendi bleibt nur ein Jahr in dieſer Stelle, und wird hernach gewöhnlich Kadileskir von Natolien, und nächſtdem Molla von Mekka oder Medina.

Bey den kaiſerlichen Moſcheen von Conſtantinopel, Bruſſa und Adrianopel befinden ſich ordentliche Collegien oder Madreſſes, in welchen junge Leute, aus allen Theilen des Reichs in dem Koran, den Civil= und Criminalgeſetzen, und den Meinungen und Subtilitäten der Rechtsgelehrten unterrichtet werden. Sie müſſen ſich hier verſchiedenen Prüfungen unterwerfen, und wenn man findet, daß ſie ihre Zeit gut angewendet haben, ſo erhalten ſie den Titel Muderis oder Profeſſor. Dieſe Collegien ſind von verſchiedenen Sultanen geſtif=

Ulemas aufnehmen, um ihnen ihr Vermögen hinterlaſſen zu können, das der Sultan ſonſt nach ihrem Tode einziehen würde. In dieſem Fall begnügen ſie ſich bloß einige Lehrer für ihre Kinder ins Haus zu nehmen; welche nach ertheilten Unterricht, die im Geſetze vorgeſchriebenen Prüfungen mit ihnen vornehmen müſſen. Sie werden hernach als Muderis aufgenommen, und wenn das Glück ihren Erwartungen entſpricht, ſteigen ſie von einem Grade der Mollas bis zum andern, ohne die Arbeiten derſelben zu übernehmen, oder den Gehalt zu ziehen, weil ein anderer das Amt in ihrem Namen verwaltet. Der Sultan, der immer über die Geſetze erhaben iſt, ernennt Ulemas nach Belieben, daher es ſeit einiger Zeit ſehr viele unwiſſende Mollas und Cadis giebt. Dieſe Gunſtbezeigungen haben der ganzen Corporation ſehr geſchadet, und ſie hat viel von ihrem ehemaligen Anſehen verloren. Jetzt ſind auch die Ulemas dem Thron weniger furchtbar, als in vorigen Zeiten, und ein bloßer Pacha kann einen Cadi verweiſen, der ſich ſeinem Willen widerſetzt. Zuweilen geſchieht es, daß der Sultan einen Ulema, deſſen Eifer und Muth ihm gefährlich ſcheint, hinrichten laſſen will, er bringt es alſo durch Ueberredungen und Schmeicheleyen dahin, daß er ein Gouvernement oder eine andere Stelle annimmt. Da er auf dieſe Art in ſeine Dienſte getreten iſt, ſo kann er ihm den Kopf ohne Umſtände abſchlagen laſſen.

In einigen Provinzialſtädten findet man Muftis, von einem geringern Grade, als die Mollas, deren Ge-

ſchäfte darin beſtehen, den Koran und deſſen Erklärungen auszulegen, und ihre Meinung bey wichtigen oder ſchwierigen Streitfragen abzulegen. Bey Rechtsſachen ſind ihre Meinungen oft ſehr verſchieden, doch in Religionsangelegenheiten ſtimmen ſie mehr mit einander überein, daher ſie für ſehr orthodox gehalten werden. Der Mufti der Hauptſtadt ernennt ſie auf Lebenszeit, und ihnen iſt ein feſtes Gehalt angewieſen. Sie ſind keinesweges Richter in ihrem Wohnort, ſondern bloße Konſulenten, dennoch aber Muderis, und gehören zu den Ulemas. Sie haben der Richterwürde entſagt, und können nicht höher ſteigen, indeſſen erhalten ſie zuweilen eine Muftiſtelle in größern Städten.

Die eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen gehören nicht zu den Ulemas, ſie können aber in dieſe Geſellſchaft aufgenommen werden, wenn ſie ſich den vorgeſchriebenen Prüfungen unterwerfen, und in den Orden der Muderis treten, oder auf Empfehlung die Stellen eines Provinzialmufti, Cadi oder Naib erlangen. Haben ſie dieſe Aemter mit allgemeinen Wohlgefallen bekleidet, und wollen ſich bey der Moſchee Solimanns aufnehmen laſſen, ſo ſtehen ihnen die höchſten Civilpoſten offen.

Der erſte Grad der türkiſchen Geiſtlichkeit heißt Sheik oder Prediger. Ihr Amt beſteht darin, daß ſie alle Freytage nach dem Mittagsgebet oder auch öfter predigen müſſen, wenn dazu Stiftungen vorhanden

ſind. Die Scheiks der vierzehn kaiſerlichen Moſcheen in Conſtantinopel, ſtehen im ganzen Reiche in dem gröſſten Anſehen, und werden vom Mufti dazu ernannt. Die in den andern Städten werden von dem Magiſtrat des Orts vergeben.

Die Khatibs haben kein anderes Geſchäft, als des Freytags nach dem Beyſpiel des Propheten, der erſten Kaliſen, und anſtatt des Sultans in den Moſcheen das öffentliche Gebet zu verrichten, das Khotba oder das Bekenntniß der Einigkeit Gottes und ſeiner Eigenſchaften herzuſagen, und dabey für die Wohlfahrt des Sultans und das Glück ſeiner Waffen zu beten. Sie werden durch eigenhändigen Befehl des Sultans ernannt.

Der Jman ruft in der Moſchee fünfmal des Tages, außer am Freytage, das Namaz aus, welches die andern Prieſter mit leiſer Stimme wiederholen, und verrichtet die mit dieſem Gebete verbundenen Ceremonien. Er iſt bey Beſchneidungen und Begräbniſſen zugegen, kurz, er beſorgt alle geiſtlichen Verrichtungen. Jn den erſten Zeiten der mahomedaniſchen Religion, hieß Jman der oberſte Geiſtliche oder Pabſt, daher die Kaliſen den Titel Jmaan-ul Muslimin führten. Hernach ward er den Lehrern und Auslegern der Geſetze ertheilt, und jetzt bezeichnet er die bloſen Stadt- und Landgeiſtlichen.

Der Muëzim muß fünfmal des Tages den Thurm oder Minaret der Moſchee beſteigen, das Glaubensbekenntniß herſagen, die Gläubigen zum Gebet ermuntern, und an Feyertagen Hymnen laut abſingen. Man wählt dazu junge Leute, welche eine ſtarke, reine und wohlklingende Stimme haben, weil die Türken große Liebhaber von den Geſängen ſind, die auf den Minarets angeſtimmt werden. In den kleinen Moſcheen werden dieſe von den Muëzim ausgekehrt, die Decken ausgebreitet und die Lampen angezündet. Aber in den großen braucht man dazu eigene Leute, welche Cayims heißen. Bey den Moſcheen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten verrichtet der Iman alle vorher beſchriebenen gottesdienſtlichen Ceremonien in eigener Perſon, und er iſt zugleich Iman, Scheik, Khatib, Muëzim und Cayim. Die kleinen Moſcheen nennt man Mesjids, dieſe brauchen keinen Khatib, weil in ihnen an Freytagen nicht das feyerliche Gebet hergeſagt wird.

In der Türkey kennt man die Menge Advokaten, Procuratoren, Actuarien und die Richter der verſchiedenen Inſtanzen nicht. Ein Mikemé oder Gerichtshof beſteht aus einem Richter, der Molla, Cadi oder Naib iſt, nebſt einem oder mehreren Schreibern. Alle Streitigkeiten werden nach der Ausſage zweyer Zeugen entſchieden; ſchriftliche Beweiſe werden nicht angenommen, wenn dieſe nicht von zwey Bekannten und an Ort und Stelle wohnenden Perſonen unterſchrieben oder unterſiegelt ſind. Die ſtreitenden Partheyen erſcheinen in

Perſon vor dem Richter, tragen ihm ihre Sache vor, und dieſer entſcheidet, ohne alle weitere Einwendungen und Einreden. Die Prozeßkoſten betragen zehn Procent vom Werth der ſtreitigen Sache. Wird die Klage aber über Beleidigungen angebracht, ſo kann er die Schuldigen auch mit Geldſtrafen belegen; doch um die Gerichtskoſten nicht zu verlieren, muß dieſe alsdann der gewinnende Theil tragen.

In einem Lande, in welchem die Geſetze einfach und nicht zahlreich ſind, oder wie die Rechte eines jeden in einem Buche verzeichnet ſind, welches ein göttlicher Geſandter geſchrieben hat, müſſen die Prozeſſe wenig verwickelt, ſelten und leicht zu vermeiden ſeyn. Ein jeder kennt ſeine Pflichten und die Grenzen ſeiner Rechte. Er kann ſein eigener Richter ſeyn, wenn er nicht zur Streitſucht geneigt iſt, oder ſeinen Gegner betriegen will.

Allein obgleich die türkiſchen Prozeſſe ſeltner und wohlfeiler als bey uns ſind, und der Streit an demſelben Tage entſchieden wird, an welchem er anfing, ſo wird die Juſtiz doch äußerſt ſchlecht und fehlerhaft verwaltet. Die Beſtechlichkeit hat ſich in der Türkey unter alle Stände verbreitet, die Gewinnſucht iſt ſo allgemein geworden, ſo daß die kleinſte Gefälligkeit, der unbedeutendſte Dienſt durch Geſchenke erkauft wird. Man beſticht den Richter, gewinnt die Zeugen durch Geld, ſo wie man ein Amt kauft, oder für die Gunſt der Großen bezahlt. In keinem Lande in der Welt ſind

falſche Zeugen ſo häufig und ſo ſchaamlos, als hier, und es iſt äußerſt ſelten, daß ein Cadi Muth genug haben ſollte, dem Willen eines Pacha, oder den Vorſtellungen eines Großen zu widerſtreben, oder tugendhaft genug wäre, das Geld der Partheyen zu verſchmähen.

Die Türken hegen eine ſolche Verachtung gegen andere Religionspartheyen, daß ſie in ihren Streitigkeiten keinen Juden oder Chriſten als Zeugen annehmen, oder gegen türkiſche auftreten laſſen ſollten. Müſſen ſie ſich ihrer zuweilen bedienen, ſo wiegen zehn chriſtliche oder jüdiſche Zeugniſſe noch lange nicht die gerichtliche Ausſage eines Mahomedaners auf.

Tournefort irrt, wenn er in ſeiner Reiſe anführt, daß man in Conſtantinopel von dem Ausſpruch eines Cadi an ein höheres Gericht appelliren könne; dies Vorrecht haben nur die fremden Europäer, wenn die Summe viertauſend Aſper oder 66 Livres überſteigt, den Piaſter zu zwey Livres gerechnet. In allen türkiſchen Städten entſcheiden alle Richter in der letzten Inſtanz. Sie können zu Geldbußen, körperlichen Strafen, ſelbſt zum Tode verurtheilen, ohne daß der Schuldige oder Beklagte ſeinen Recurs an einen höhern Richter nehmen kann.

Die Europäer oder Franken haben noch einen andern Vortheil, daß ſie an Prozeßkoſten nur drey Procent bezahlen, aber man ſieht bald ein, daß ein Rich-

ter, der immer von einer Parthey Geld nimmt, einem Fremden ſchwerlich zu Gunſten urtheilen wird, wenn er ihm nicht vorher die gewöhnlichen zehn Procent und noch ein Geſchenk verſpricht, das dem Werth der Sache angemeſſen iſt.

Die fremden Kaufleute hüten ſich ſehr, ſich in ihren Streitigkeiten an die Hauptſtadt zu wenden, weil ſie ſich nicht gern von dem Ort ihres Aufenthalts entfernen, und kein groſſes Vertrauen gegen ihre Dollmetſcher haben, die ihre Klagen beym Groſsvezier anbringen müſſen. Sie opfern lieber etwas auf, welches freylich dem Handel im Ganzen ſchadet, weil ein unbeſtrafter Betrieger zu leicht einen Nachahmer findet. Daher kömmt es, daſs das Vertrauen allmählig aufhört, der Kredit immer geringer wird, und der Handel ſich vermindert, oder mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Das Verfahren bey den türkiſchen Gerichten, iſt folgendes: einer von den Schreibern übergiebt dem Cadi eine ſchriftliche Speciesfacti, und dieſer ſchreibt, nachdem er die Eingabe durchgeleſen, ſein Urtheil mit wenigen Worten darunter, nämlich, die Anwendung des Geſetzes auf das Factum. Eine ſolche Sentenz heiſst Ilam, der Befehl aber an jemand vor Gericht zu erſcheinen, eine Geldſtrafe zu erlegen, oder ins Gefängniſs zu wandern nennt man Muraſſelé.

Die Muftis in den Provinzen können bey jeder Gerichtsſitzung erſcheinen, man befragt ſie aber nur in Sachen die Religion betreffend, oder in verwickelten Fällen, der Cadi aber fällt immer das Urtheil.

In den Vorſtädten und den entlegenen Quartieren von Conſtantinopel ſind beſondere Naibs als Richter beſtellt, jedoch kann jedermann ſeine Klage beym Stambol-effendi, oder dem Kadileskir von Romelien anbringen. Allein ſehr viele wenden ſich mit ihren Klagen lieber an den Divan des Groſsveziers oder der hohen Pforte ſelber, auch wohl an den Arzodaſſi oder den Audienzſaal des Groſsveziers. In beyden Fällen entſcheidet der Kadileskir von Romelien. Der von Natolien iſt zwar dabey gegenwärtig, er wird aber nur bey ſehr wichtigen oder äuſſerſt verworrenen Fällen zu Rathe gezogen.

Die Urſache, warum man Streitigkeiten bey den Gerichten des Groſsveziers entſcheiden läſst, rührt daher, weil falſche Zeugen ſich ſcheuen vor ihm zu erſcheinen. Er kann ſie beym geringſten Verdacht verhaften, ausprügeln, oder ihnen die Hände abhacken laſſen. Andere Gerichtshöfe haben dieſe Befugniſs nicht, und ſie ſind häufig gezwungen, nach Ausſage der beygebrachten Zeugen zu entſcheiden, ſo ſehr ſie auch vom Gegentheil überzeugt ſind.

Die beyden Kadileskirs ſind nur Freytags in den Gerichten des Groſsveziers zugegen. Allein der Stam-

tet, und das erſte ſtiftete Orchan 1303. in Nicäa. Sie haben groſe Einkünfte, und es werden dahin gewiß zwey bis dreytauſend Lehrlinge unterhalten.

Die Muderis, welche die ganze Laufbahn der türkiſchen Rechtsgelehrten nicht durchlaufen wollen, um einmal Mollas von hohem Range zu werden, wenden ſich an die Kadileskirs, um die Stelle eines Cadi zu erlangen, die ihnen auch leicht für Geld zu Theil wird. In den Mittelſtädten des Reichs wird ein bloß ſimpler Cadi angeſtellt, der in allen Streitigkeiten der Türken, Chriſten und Juden in der letzten Inſtanz entſcheidet. Zuweilen vertritt dort ein Naib die Stelle des Cadi oder Molla, von deſſen Entſcheidungen die Partheyen ebenfalls nicht appelliren können. Er gehört zu den Muderis, und bahnt ſich allmählig den Weg zu den Oberrichterſtellen. Das folgende Jahr wird er ordentlicher Cadi an einem andern Orte. Die meiſten Cadis bleiben in dieſem Richteramt auf Lebenszeit, und ſteigen nicht höher, als daß ſie zuweilen einen gröſern Wirkungskreis erlangen und durch eine ausgedehntere Jurisdiction ihre Einkünfte vermehren, zuweilen werden ſie auch wohl Mollas vom geringern Range, in Bagdad, Philippopolis ꝛc., allein Kadileskirs, Muftis ꝛc. können ſie nicht werden, wofern ſie nicht vorher bey der groſen Moſchee Solimanns I. das Studium der Rechte getrieben haben.

Die Muderis, welche ſich um die höchſten Richterſtellen bewerben, begeben ſich nach ausgeſtandenen Exa-

men, in das Collegium bey der Moſchee Solimanns des erſten, und verweilen dort ſo lange, bis daß ſie die Reihe trifft, oder durch Gunſt eine angeſehene Richterſtelle erhalten. Acht von ihnen werden jährlich unter dem Namen Makhredjk, als Mollas oder Richter von Jeruſalem, Aleppo, Smirna, Lariſſa, Salonich, Scutari, Galata und Eyub ernannt. Vier von dieſen erhalten das folgende Jahr Richterſtellen in Bruſſa, Adrianopel, Cairo und Damaſcus, zwey von ihnen werden das nächſte Jahr Mollas von Mecca und Medina, und aus beyden wählt man hernach den Stambol-effendi. So ſteigen die Muderis nach und nach zu immer höhern Ehrenſtellen, und zuletzt zur Würde eines Kadileskirs und Mufti.

Um bey Solimanns Moſchee angeſtellt zu werden, und zu den erſten Magiſtratswürden zu gelangen, muß ein Muderi entweder Gönner haben, großen Eifer für die Religion beweiſen, oder ſich durch Talente, eifriges Studiren, und ſtrenge Sitten auszeichnen.

Diejenigen Mollas und andere Rechtsgelehrte, welche noch nicht befördert ſind, ziehen bis ſie eine von den vorher genannten Stellen erhalten, ein Gehalt das Arpalik genannt wird. Andere bekleiden ſo lange Unterrichterſtellen, die ſie durch Naibs verwalten laſſen, und mit ihnen die Einkünfte theilen.

Oft laſſen die Pachas und andere türkiſche Große einen oder mehrere ihrer Söhne in die Geſellſchaft der

Ulemas aufnehmen, um ihnen ihr Vermögen hinterlaſſen zu können, das der Sultan ſonſt nach ihrem Tode einziehen würde. In dieſem Fall begnügen ſie ſich bloß einige Lehrer für ihre Kinder ins Haus zu nehmen; welche nach ertheilten Unterricht, die im Geſetze vorgeſchriebenen Prüfungen mit ihnen vornehmen müſſen. Sie werden hernach als Muderis aufgenommen, und wenn das Glück ihren Erwartungen entſpricht, ſteigen ſie von einem Grade der Mollas bis zum andern, ohne die Arbeiten derſelben zu übernehmen, oder den Gehalt zu ziehen, weil ein anderer das Amt in ihrem Namen verwaltet. Der Sultan, der immer über die Geſetze erhaben iſt, ernennt Ulemas nach Belieben, daher es ſeit einiger Zeit ſehr viele unwiſſende Mollas und Cadis giebt. Dieſe Gunſtbezeigungen haben der ganzen Corporation ſehr geſchadet, und ſie hat viel von ihrem ehemaligen Anſehen verloren. Jetzt ſind auch die Ulemas dem Thron weniger furchtbar, als in vorigen Zeiten, und ein bloßer Pacha kann einen Cadi verweiſen, der ſich ſeinem Willen widerſetzt. Zuweilen geſchieht es, daß der Sultan einen Ulema, deſſen Eifer und Muth ihm gefährlich ſcheint, hinrichten laſſen will, er bringt es alſo durch Ueberredungen und Schmeichelepen dahin, daß er ein Gouvernement oder eine andere Stelle annimmt. Da er auf dieſe Art in ſeine Dienſte getreten iſt, ſo kann er ihm den Kopf ohne Umſtände abſchlagen laſſen.

In einigen Provinzialſtädten findet man Muftis, von einem geringern Grade, als die Mollas, deren Ge-

ſchäfte darin beſtehen, den Koran und deſſen Erklärungen auszulegen, und ihre Meinung bey wichtigen oder ſchwierigen Streitfragen abzulegen. Bey Rechtsſachen ſind ihre Meinungen oft ſehr verſchieden, doch in Religionsangelegenheiten ſtimmen ſie mehr mit einander überein, daher ſie für ſehr orthodox gehalten werden. Der Mufti der Hauptſtadt ernennt ſie auf Lebenszeit, und ihnen iſt ein feſtes Gehalt angewieſen. Sie ſind keinesweges Richter in ihrem Wohnort, ſondern bloße Konſulenten, dennoch aber Muderis, und gehören zu den Ulemas. Sie haben der Richterwürde entſagt, und können nicht höher ſteigen, indeſſen erhalten ſie zuweilen eine Muftiſtelle in größern Städten.

Die eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen gehören nicht zu den Ulemas, ſie können aber in dieſe Geſellſchaft aufgenommen werden, wenn ſie ſich den vorgeſchriebenen Prüfungen unterwerfen, und in den Orden der Muderis treten, oder auf Empfehlung die Stellen eines Provinzialmufti, Cadi oder Naib erlangen. Haben ſie dieſe Aemter mit allgemeinen Wohlgefallen bekleidet, und wollen ſich bey der Moſchee Solimanns aufnehmen laſſen, ſo ſtehen ihnen die höchſten Civilpoſten offen.

Der erſte Grad der türkiſchen Geiſtlichkeit heißt Scheik oder Prediger. Ihr Amt beſteht darin, daß ſie alle Freytage nach dem Mittagsgebet oder auch öfter predigen müſſen, wenn dazu Stiftungen vorhanden

ſind. Die Scheiks der vierzehn kaiſerlichen Moſcheen in Conſtantinopel, ſtehen im ganzen Reiche in dem gröſſten Anſehen, und werden vom Mufti dazu ernannt. Die in den andern Städten werden von dem Magiſtrat des Orts vergeben.

Die Khatibs haben kein anderes Geſchäft, als des Freytags nach dem Beyſpiel des Propheten, der erſten Kalifen, und anſtatt des Sultans in den Moſcheen das öffentliche Gebet zu verrichten, das Khotba oder das Bekenntniß der Einigkeit Gottes und ſeiner Eigenſchaften herzuſagen, und dabey für die Wohlfahrt des Sultans und das Glück ſeiner Waffen zu beten. Sie werden durch eigenhändigen Befehl des Sultans ernannt.

Der Jman ruft in der Moſchee fünfmal des Tages, außer am Freytage, das Namaz aus, welches die andern Prieſter mit leiſer Stimme wiederholen, und verrichtet die mit dieſem Gebete verbundenen Ceremonien. Er iſt bey Beſchneidungen und Begräbniſſen zugegen, kurz, er beſorgt alle geiſtlichen Verrichtungen. Jn den erſten Zeiten der mahomedaniſchen Religion, hieß Jman der oberſte Geiſtliche oder Pabſt, daher die Kalifen den Titel Jmaan-ul Muslimin führten. Hernach ward er den Lehrern und Auslegern der Geſetze ertheilt, und jetzt bezeichnet er die bloßen Stadt- und Landgeiſtlichen.

Der Muézim muß fünfmal des Tages den Thurm oder Minaret der Moſchee beſteigen, das Glaubensbekenntniß herſagen, die Gläubigen zum Gebet ermuntern, und an Feyertagen Hymnen laut abſingen. Man wählt dazu junge Leute, welche eine ſtarke, reine und wohlklingende Stimme haben, weil die Türken groſſe Liebhaber von den Geſängen ſind, die auf den Minarets angeſtimmt werden. In den kleinen Moſcheen werden dieſe von den Muézim ausgekehrt, die Decken ausgebreitet und die Lampen angezündet. Aber in den groſſen braucht man dazu eigene Leute, welche Cayims heiſſen. Bey den Moſcheen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten verrichtet der Iman alle vorher beſchriebenen gottesdienſtlichen Ceremonien in eigener Perſon, und er iſt zugleich Iman, Scheik, Khatib, Muézim und Cayim. Die kleinen Moſcheen nennt man Mesjids, dieſe brauchen keinen Khatib, weil in ihnen an Freytagen nicht das feyerliche Gebet hergeſagt wird.

In der Türkey kennt man die Menge Advokaten, Procuratoren, Actuarien und die Richter der verſchiedenen Inſtanzen nicht. Ein Mikemé oder Gerichtshof beſteht aus einem Richter, der Molla, Cadi oder Naib iſt, nebſt einem oder mehreren Schreibern. Alle Streitigkeiten werden nach der Ausſage zweyer Zeugen entſchieden; ſchriftliche Beweiſe werden nicht angenommen, wenn dieſe nicht von zwey Bekannten und an Ort und Stelle wohnenden Perſonen unterſchrieben oder unterſiegelt ſind. Die ſtreitenden Partheyen erſcheinen in

ter, der immer von einer Parthey Geld nimmt, einem Fremden ſchwerlich zu Gunſten urtheilen wird, wenn er ihm nicht vorher die gewöhnlichen zehn Procent und noch ein Geſchenk verſpricht, das dem Werth der Sache angemeſſen iſt.

Die fremden Kaufleute hüten ſich ſehr, ſich in ihren Streitigkeiten an die Hauptſtadt zu wenden, weil ſie ſich nicht gern von dem Ort ihres Aufenthalts entfernen, und kein großes Vertrauen gegen ihre Dollmetſcher haben, die ihre Klagen beym Großvezier anbringen müſſen. Sie opfern lieber etwas auf, welches freylich dem Handel im Ganzen ſchadet, weil ein unbeſtrafter Betrieger zu leicht einen Nachahmer findet. Daher kömmt es, daß das Vertrauen allmählig aufhört, der Kredit immer geringer wird, und der Handel ſich vermindert, oder mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Das Verfahren bey den türkiſchen Gerichten, iſt folgendes: einer von den Schreibern übergiebt dem Cadi eine ſchriftliche Speciesfacti, und dieſer ſchreibt, nachdem er die Eingabe durchgeleſen, ſein Urtheil mit wenigen Worten darunter, nämlich, die Anwendung des Geſetzes auf das Factum. Eine ſolche Sentenz heißt Ilam, der Befehl aber an jemand vor Gericht zu erſcheinen, eine Geldſtrafe zu erlegen, oder ins Gefängniß zu wandern nennt man Muraſſelé..

Die Muftis in den Provinzen können bey jeder Gerichtsſitzung erſcheinen, man befragt ſie aber nur in Sachen die Religion betreffend, oder in verwickelten Fällen, der Cadi aber fällt immer das Urtheil.

In den Vorſtädten und den entlegenen Quartieren von Conſtantinopel ſind beſondere Naibs als Richter beſtellt, jedoch kann jedermann ſeine Klage beym Stambol-effendi, oder dem Kadileskir von Romelien anbringen. Allein ſehr viele wenden ſich mit ihren Klagen lieber an den Divan des Groſsveziers oder der hohen Pforte ſelber, auch wohl an den Arzodaſſe oder den Audienzſaal des Groſsveziers. In beyden Fällen entſcheidet der Kadileskir von Romelien. Der von Natolien iſt zwar dabey gegenwärtig, er wird aber nur bey ſehr wichtigen oder äuſserſt verworrenen Fällen zu Rathe gezogen.

Die Urſache, warum man Streitigkeiten bey den Gerichten des Groſsveziers entſcheiden läſst, rührt daher, weil falſche Zeugen ſich ſcheuen vor ihm zu erſcheinen. Er kann ſie beym geringſten Verdacht verhaften, ausprügeln, oder ihnen die Hände abhacken laſſen. Andere Gerichtshöfe haben dieſe Befugniſs nicht, und ſie ſind häufig gezwungen, nach Ausſage der beygebrachten Zeugen zu entſcheiden, ſo ſehr ſie auch vom Gegentheil überzeugt ſind.

Die beyden Kadileskirs ſind nur Freytags in den Gerichten des Groſsveziers zugegen. Allein der Stam-

bol-effendi richtet, nebſt den Mollas von Galata, Scutari, am Mittwochen, erſt im Arzodaſſé und hernach im Divan, und erſter ertheilt den Beſcheid.

Ein jeder Richter läßt in ſeinem Bezirk durch einen ſeiner Schreiber den Nachlaß der Verſtorbenen verſiegeln, ein Inventarium darüber aufnehmen, und die Erbſchaft nach den Geſetzen oder dem letzten Willen des Verſtorbenen unter die rechtmäßigen Erben vertheilen. Stirbt ein Pacha oder ein anderer Reichsbeamter, ſo gehört ſein Nachlaß dem Sultan, weil das Geſetz annimmt, daß ſie ihr Vermögen von den Staatseinkünften oder Volkserpreſſungen erworben haben, welches man auch gewöhnlich glauben kann. Der Großherr ſchickt alsdenn einen von ſeinen Pagen ab, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen, der ſich aber nicht an den Kleinodien, Möbeln und ſonſtigen Eigenthum der Weiber vergreifen darf. Zuweilen überläßt er auch den Kindern des Verſtorbenen einen Theil des Nachlaſſes, um die Verdienſte des Vaters zu belohnen, entſagt auch wohl der ganzen Erbſchaft, wenn ſie nicht hinreichend iſt, die Familie zu unterhalten. Wie kurz vor unſerer Abreiſe der Reis-effendi Raſchid ſtarb, begnügte ſich der jetzt regierende Sultan Selim mit einem reich verzierten Cangear oder Meſſer, das die Türken im Gürtel tragen, erließ der Familie dreyßig Beutel türkiſcher Piaſter, (30,000 Livres) welche Raſchid der Münze ſchuldig war, und ſchenkte ihr achtzig Beutel, (80,000 Livres) um die Talente und den Dienſteifer des Vaters zu belohnen.

Zuweilen treffen die Verwandten eines türkiſchen Reichsbeamten, durch einen Vergleich oder Zahlung einer anſehnlichen Summe in den kaiſerlichen Schatz, die Einrichtung, daß ſie den größten Theil des Nachlaſſes für ſich behalten, auf eben dieſem Wege gelingt es auch dann und wann dem Sohn, dem Vater in ſeinem Amte zu folgen. Hat ein Staatsdiener ſeine Söhne unter die Ulemas aufnehmen laſſen, ſo erhalten dieſe ihr Erbtheil, oder was ihnen der Vater vermacht hat, ohne daß ſich der Fiſcus das geringſte anmaßt. Auch die Mollas und Cadis haben gleiche Vorrechte, und ihr Vermögen fällt ganz auf ihre Kinder oder nächſte Erben.

Auf dieſe Weiſe müßten ſich nach einigen Generationen unter den Ulemas ungeheure Reichthümer aufhäufen, wenn der Sohn immer das Fach des Vaters wieder wählte, oder ſich oben beſchriebenen Civilſtellen widmete. Allein die meiſten, in der Hoffnung ein größeres Anſehen oder mehr Gewalt zu erlangen, verlaſſen dieſe Laufbahn, bewerben ſich um Miniſter- und Pachaſtellen, die ſie auch durch ihr Geld leicht erlangen. Sind ſie nun Diener des Sultans geworden, ſo fällt ihr Vermögen, wenn ſie ſterben, dem kaiſerlichen Schatze anheim, und die Kinder bleiben der Gnade des Sultans überlaſſen.

Ein Muſelmann, der keine Civil- oder Kriegsbedienung bekleidet, bleibt Herr ſeines Vermögens, und kann daſſelbe ſeinen Erben hinterlaſſen. Hat er Kinder

oder andere Verwandte, ſo kann er über ein Drittheil ſeines Eigenthums, und hat er keine Erben, über das Ganze unbedingt verfügen. Stirbt er aber ohne Teſtament, ſo läßt der Pachter der zufälligen Einkünfte (Beitulmaldgi) den ganzen Nachlaß verſiegeln, öffentlich verkaufen und berechnet dem kaiſerlichen Fiſcus den Ertrag. Findet ſich in der Folge ein Verwandter, der ſein Recht auf dieſe dem Fiſcus zugefallene Erbſchaft gerichtlich darthun kann, ſo wird ſie ihm zurückgegeben. In den Provinzen haben die Pachas, Woiwoden und andere Beamten die Einziehung der geringern Erbſchaften, nebſt andern kaiſerlichen Gefällen gepachtet. Conſtantinopel hat zu dieſem Ende ſeinen eigenen Pachter, der aber für ſich die Erbſchaft nicht einziehen darf, wenn ſie 2500 Piaſter (5000 Livres) beträgt, ſondern muß ſolche dem kaiſerlichen Fiſcus berechnen.

In folgenden vier Fällen kann der Erbe keine Anſprüche auf die Erbſchaft machen. 1) Wenn er von einer andern Religion iſt, ſo können ſich Chriſten, Juden und Muſelmänner nicht beerben, eben ſo wenig Vater und Söhne oder Brüder, wenn ſie eines andern Glaubens ſind. Doch können Griechen, Armenier und Bekenner der römiſchen Kirche einander beerben, weil das Geſetz ſie alle unter dem Namen der Chriſten begreift. 2) Wenn ſie in verſchiedenen Ländern im türkiſchen Reiche und außerhalb deſſelben wohnen. Schickt aber die Regierung einen Einwohner außerhalb Landes, oder ein Kaufmann muß in Handelsgeſchäften verreiſen, ſo bleibt ihr Erbrecht unangefochten. 3) Kein

Sklave kann von ſeinem Herrn erben, ſo lange er noch in der Dienſtbarkeit ſteht. Endlich 4) darf derjenige die Erbſchaft nicht antreten, welcher den Erblaſſer vergiftet oder ermordet hat, wenn ihn gleich das Geſetz von dieſem Verbrechen frey geſprochen haben ſollte.

Siebzehnter Abſchnitt.

Von den Pachas, Woiwoden und Mutſelims. Von den Beg-ler-Beys, Sangiak-Beys und Mutſelims. Janitſcharen, Spahis und andere Kriegsleute. Grenzen der Gewalt des Sultans und der übrigen Pachas.

Da die richterliche und religiöſe Gewalt ſich in den Händen der Ulemas befindet, ſo iſt den Pachas die ausübende und militäriſche Gewalt übertragen, ſie ſind Befehlshaber der Provinzen und Commandanten in den Feſtungen, und durch einen dem Volk vorzüglich ſchädlichen Misbrauch haben ſie meiſtens die Pacht der Abgaben mit ihrer Würde vereinigt. Der Pacha von drey Roßſchweifen beſitzt eine große Macht. Er kann, wie der Sultan, deſſen Stellvertreter er iſt, alle die unter ihm ſtehen, ohne alle Formalitäten hinrichten laſſen, und er darf nur dem Sultan die Urſachen anzeigen, die ihn zu dieſer Strenge oder Gerechtigkeitspflege bewo-

gen haben. Er unterhält mehr oder weniger Soldaten, nach der Lage und den Einkünften der ihm anvertrauten Provinz, und iſt der Anführer ſeines Contingents, wenn der Großherr daſſelbe aufbietet, oder die Grenzen vom Feinde bedrohet werden. Er beſorgt die Repartition der Abgaben und die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude und Feſtungen.

Der Pacha von zwey Roßſchweifen hat eine geringere Gewalt, regiert auch eine kleinere Provinz. Er kann Niemanden, ohne rechtliche Entſcheidung, mit dem Tode beſtrafen, befehligt zwar die Truppen ſeines Gebiets, muß aber ſich im Kriege an das Heer des höhern Pacha anſchließen und deſſen Befehlen folgen.

Der Woiwode iſt über einen kleinen Diſtrict, oder auch über eine Stadt beſtellt, welche nicht zu einem Paſchalik gehört, und deren Einkünfte einer Sultanin, dem Großvezier, Kapudan-Pacha oder einem andern Miniſter, ein für allemal angewieſen ſind. Er hat zwar einen geringern Rang, aber alle Gewalt eines Pacha von drey Roßſchweifen. Wird er, nebſt ſeiner unterhabenden Mannſchaft aufgeboten, ſo begiebt er ſich zu den Fahnen des Pacha von drey Roßſchweifen. Er muß, wie die vorhergenannten Befehlshaber, in ſeinem Diſtrict die gerichtlichen Entſcheidungen zur Ausführung bringen.

Die Griechen oder Türken, welche auf den griechiſchen Inſeln, die Polizey verwalten und die Ab-

gaben eintreiben, führen auch den Titel der Woiwoden.

Ehedem ertheilte man den Befehlshabern ganzer Provinzen ohne Unterſchied den Titel Bacha (Pacha, Paſcha, Baſſa bedeutet ebendaſſelbe,) oder Begler-Bey. Der letzte wird gegenwärtig nur den Pachas von Manaſtir und Cutaye beygelegt *). Beyde haben den Vorrang vor den übrigen Pachas, und führen den Oberbefehl über ihre Provinzialtruppen. Der Begler-Bey von Manaſtir befehligt auch alle europäiſchen, und der von Cutaye, die aſiatiſchen Truppen. Uebernimmt aber der Großvezier das Commando der ganzen Armee, ſo ſind ſie deſſen Befehlen unterworfen.

In militäriſcher Rückſicht wird jede große Provinz oder Paſchalik in beſondere Diſtrikte vertheilt, welche Sangiaks oder Standarten genannt werden **). Die

*) Cutaye, Kiutaja, (Cotiaeum) iſt die Hauptſtadt von Natolien, zu welcher ein beſonderer Diſtrikt gehört, über welchen ein Begler-Bey geſetzt iſt. Monaſtir (Manaſtir) war ſonſt ein berühmtes griechiſches Kloſter, in der alten Stadt Pruſa (Bruſſa), in welchem Orchan der zweyte türkiſche Sultan begraben liegt. Er eroberte dieſe Stadt, die er durch mancherley Gebäude verſchönerte, und verlegte dorthin den Sitz ſeines Reichs.

**) Nach andern beſteht das türkiſche Reich aus 281 Sangiaks. Ihre Zahl iſt aber nach den Provinzen ſehr verſchieden. So enthält das Paſchalik Trebiſonde vier, Chozim eben ſo viel Sangiaks. Natolien hergegen beſteht aus vierzehn, Diarbekir aus neunzehn, und Damaſkus aus zehen.

Janitſcharen, Spahis, Zaims und Timarioten eines jeden Diſtrikts, müſſen ſich bey Ausbrechung eines Krieges bey den Fahnen eines Befehlshabers einfinden, der Sangiak-Bey genannt wird, und den Befehl des Pacha erwarten, wenn ſie gegen den Feind ausziehen, einen Rebellen beſtrafen, oder eine aufrühriſche Provinz zu paaren treiben ſollen.

So bald die Griechen allmählig von den Türken aus Klein-Aſien oder Europa vertrieben wurden, und die Sieger ſich auf ihren Eroberungen behaupteten, ſo führten ſie eine Art von Lehnsſyſtem ein, das für die Einwohner nicht minder drückend, als in andern europäiſchen Reichen war. Herren des Vermögens, der Freyheit und des Lebens der unterjochten Einwohner, ſchalteten die Sultane nach Willkühr mit den eroberten Ländern und überließen, frey von allen Abgaben, beſondere Diſtrikte in der Nachbarſchaft einer Stadt, oder in der Nähe derſelben, Officieren ſowohl als Soldaten, um ihre Tapferkeit zu belohnen. Andere Ländereyen wurden den Geiſtlichen angewieſen, andere beſtimmte man ſtatt des Gehalts für hohe und niedere Reichsbeamten, und wieder andere wurden nur auf Lebenszeit unter der Benennung Zaim und Timar dem Militär zur Belohnung und Aufmunterung verliehen.

Faſt alle reiche Griechen wurden aus ihren Beſitzungen verjagt, todtgeſchlagen, und ihre Güter conſiſcirt. Von dieſen eingezogenen Ländereyen, wurden kleinere Abtheilungen an Türken ſowohl als Griechen vergeben,

die ſie vertauſchen, verkaufen oder auf ihre Kinder ver-erben konnten. Sie mußten davon aber eine jährliche Abgabe erlegen, welche man bey den Ungläubigen auf den zehnten Theil des Ertrages, bey den Türken aber auf den dritten Theil beſtimmte.

Die Beſitzer eines Timar oder Zaim führen den Ehrentitel Aga, müſſen perſönliche Kriegsdienſte leiſten und eine dem Umfange und den Einkünften ihres Lehns angemeſſene Zahl Reuter oder Infanteriſten ſtellen, dieſe heißen Gebèlis, und werden auf Koſten des Zaimit bewaffnet. Die Timarioten haben geringere Einkünfte, ſtellen auch weniger Soldaten, als die erſtern *).

In der europäiſchen Türkey zählt man 914 Zaims und acht tauſend drey hundert und ſechs und funfzig Timars. Ungefähr eben ſo viel ſind in Aſien **). Alle

*) Die Timarioten ſind von zweyerley Klaſſen. Die erſte erhält vom Sultan offene Briefe über das ihnen anvertraute Lehn, und haben von 6000 bis 19,999 Aſper Einkünfte. Die andern erhalten ihre Lehnbriefe nur von den Statthaltern der Provinzen und ziehen aus ihren Ländereyen wenigſtens 3000 Aſper des Jahres, höchſtens aber 6000. Sie ſollen auf jede 300 Aſper einen Reuter ſtellen, doch viele ſtellen nur einen Reuter, und ſechs derſelben iſt die höchſte Anzahl.

**) Nach Buſinello war ein größerer Theil dieſer Miliz auf die aſiatiſchen Provinzen vertheilt. Denn er berechnet dort 1479 Zaims und 28,276 Timars. Ein Zaimit hatte 20,000

zuſammen ſtellen, die Gebelis mit gerechnet, ein Heer von wenigſtens 60,000 Mann, welche aber geübter und kriegeriſcher, als die Janitſcharen und Spahis ſind. Dieſe Lehnsmiliz war bisher der Kern des osmanniſchen Heeres, ihr haben auch die erſten Sultane vorzüglich das erſtaunende Waffenglück und die ſchnellen Fortſchritte ihrer aſiatiſchen, europäiſchen und afrikaniſchen Eroberungen zu verdanken.

Stirbt ein Zaimit oder Timariote, ſo zieht der Sultan ein ganzes Jahr die Einkünfte von ſeinem Lehn, muß es aber hernach dem Sohn eines Aga, eines Spahis oder andern türkiſchen Kriegers wieder ertheilen, oder irgend jemanden, der ſich in einer Schlacht durch Bravour ausgezeichnet hat, der zuerſt eine Schanze erſtieg, in die feindlichen Redouten eindrang, eine Menge Ungläubiger erlegte, oder ſie nöthigte, die Flucht zu ergreifen. Aber ſeit dem die Sultane die Ruhe des Serails und die Vergnügungen des Harems, den Beſchwerden des Krieges und den Gefahren der Schlacht vorziehen, ſeit dem durch niedrige Habſucht Stellen den

bis 100,000 Aſper Einkünfte, und war urſprünglich verpflichtet, von jedem 500 Aſper einen Reuter zu ſtellen, der aber beſſer bewaffnet und koſtbarer ausgerüſtet, als die Cavalleriſten der Timarioten ſeyn mußte. Seitdem aber das türkiſche Geld ſchlechter geworden iſt, hat ſich das Contingent der Zaimits ebenfalls anſehnlich vermindert, und ſie ſtellen höchſtens von vier bis zwanzig Reuter. Le Brett. 1. S. 150.

Meiſtbietenden überlaſſen werden, womit man ſonſt Tapferkeit und Verdienſte belohnte, ſind dieſe Lehne meiſt in die Hände der Reichen und Intriguenmacher gekommen. Jetzt ſpornt den Muth des türkiſchen Soldaten nur die Hoffnung Beute zu erlangen, Gefangene zu machen, oder einiges Geld zu erhaſchen, welches die Baſſen denen austheilen, welche die meiſten feindlichen Köpfe aus der Schlacht zurückbringen. Daher iſt der weiland unerſchrockene, muthige Muſelmann, jetzt zu einem elenden Räuber oder blutdürſtigen Mörder herabgeſunken, und die ihren Feinden ſonſt ſo furchtbaren osmanniſchen Heere, ſind ein Gegenſtand des Mitleids und der Verachtung geworden. Das ganze groſe Reich würde längſt aufgehört haben, wenn nicht einige europäiſche Mächte bey deſſen fernern Exiſtenz ihr Intereſſe fänden.

Jetzt erhält ein Aga bey ſeinen Lebzeiten ſehr leicht die Erlaubniß, ſein Lehn für ſeine Kinder zu erlangen, wenn er nur für die Wiederverleihung etwas weniger bezahlt, als dafür gewöhnlich beym Verkauf geboten wird. Verſäumt er aber dieſe Gelegenheit, ſo muß ſein Sohn es zu erkaufen ſuchen, oder dafür, wenn er mächtige Gönner hat, eben ſo viel bezahlen, als andere dafür geben wollten.

Die meiſten Agas, der Kriegsbeſchwerden ungewohnt, und durch lange Ruhe weichlich geworden, wiſſen ſich dem Kriegsdienſt unter mancherley Vorwand zu entziehen, und finden immer Baſſen, die für Geld ihnen

die geſuchte Befreyung ertheilen. Zuweilen ſchicken ſie einen Freywilligen an ihrer Stelle, oder wenn ſie auch ſelber ins Feld ziehen, ſo finden ſie doch immer Gründe, die Armee vor Ende des Feldzuges zu verlaſſen und zu ihren Wohnungen zurückzukehren.

Die eigentlichen Landleute oder Bauern ſind frey und bezahlen nur den fünften oder ſiebenten Theil vom Ertrage ihrer Güter. Sie können auf dieſen bauen was ſie wollen, und der Aga darf ſie nicht beunruhigen. Doch nur zu oft mißbraucht er ſeine Macht, ſeine Reichthümer und die Polizey, welche er in ſeinem Dorfe beſorgt. Er zwingt, mit der Geißel in der Hand, die Landleute, daß ſie ſeine Aecker unentgeldlich beſtellen, und ihm ihre Produkte zu den niedrigſten Preiſen überlaſſen müſſen. Er bezahlt ihre Kopfſteuer gegen ſehr hohe Intereſſen, und plagt auf tauſendfältige Art, die Griechen, Armenier und Juden ſeines Dorfs. Seine eigenen Glaubensverwandten behandelt er beſſer, weil ihre Beſchwerden leichter Gehör finden, und er gewiß abgeſetzt, oder noch härter würde beſtraft werden, wenn die türkiſchen Bauern, von einem Feind des Aga beſchützt oder aufgehetzt, ſich vereinigten und Gerechtigkeit verlangten.

Im türkiſchen Reiche ſind noch zwey Arten diſciplinirter Truppen, die Spahis und Janitſcharen. Dieſe letztern ſind in den Städten und auf dem platten Lande vertheilt; und meiſt angeſeſſen und verheirathet. Sie treiben verſchiedene Gewerbe, auch ſelbſt den Landbau,

haben ihre eigenen Offiziere, und vereinigen ſich auf dem erſten Befehl gerüſtet und bewaffnet unter der Fahne ihres Bezirks.

Die Spahis ſind älter, als die Janitſcharen, bekommen einen höhern Sold, und man hält ſie für Abkömmlinge wohlhabender Muſelmänner. Sie fechten mit den Zaimets und Timarioten unter denſelben Fahnen, und müßten eigentlich dieſen in ihren Lehnen folgen, wenn man die Einrichtungen der erſten Sultane beſſer befolgte, oder das Nationalintereſſe genauer beobachtete. Unter den erſten Sultanen waren die Spahis der Kern der türkiſchen Armeen. Unter den Waffen abgehärtet, und angeſpornt durch Hoffnung der Beute, durch Ruhm, Religionseifer und das Beyſpiel des Sultans, war es gar nicht zu bewundern, daß Niemand ihren Waffen widerſtehen konnte, und die Griechen durch Luxus und Reichthum geſchwächt, und bloß mit Intriguen und theologiſchen Zänkereyen beſchäftigt, beſiegt und unterjocht wurden.

Unter Amurath I. ſuchte man unter den Kriegsgefangenen den fünften Mann aus, um unter dem Namen der Janitſcharen ein neues Korps Infanterie zu errichten. Aber die vielen Kriege veranlaßten bald andere Einrichtungen, daß man ein Zehntel aller Chriſtenkinder dieſer neuen Miliz einverleibte, und ſo blieb es bis zur Regierung Amurath IV. Unter Solimann I. zählte man ſchon in Conſtantinopel hundert ein und ſechzig Odas oder Kammern der Janitſcharen, von denen jede

aus drey hundert bis fünf hundert Köpfen beſtand. Jetzt nimmt man unter dieſe Infanterie bloß Mahometaner auf, und ſie iſt durch alle türkiſchen Städte vertheilt. Diejenigen, welche ſich unter dieſes Korps aufnehmen laſſen, bekommen täglichen Sold, und müſſen ſich auf Erfordern bey ihrer Fahne einfinden. In den groſsen Städten oder Feſtungen ſind ſie ordentlich in Kaſernen einquartiert, und ſie müſſen patrouilliren und die Thore bewachen. Sie ſind meiſtens beweibt, beſitzen einiges Vermögen, und treiben verſchiedene Gewerbe. Dieſe avanciren nicht und finden hinlängliche Mittel, ſich des Dienſtes zu entziehen, wenn ſie in den Krieg gehen ſollen.

Viele reichen Leute in den Städten, laſſen ſich unter die Janitſcharen anwerben, bloß in der Abſicht, um ſicherer beſchützt zu werden, und der Privilegien dieſer Truppen zu genieſsen. Sie erhalten keinen Sold, und werden leicht für Geld von allen Kriegsdienſten befreyet.

Der Janitſcharen Aga iſt ihr Befehlshaber, er hält ſich immer in Conſtantinopel auf, und beſitzt groſse Macht und Anſehen, ſteht im Range aber unter dem Pacha. In den meiſten Städten, wo ſich Pachas von drey Roſsſchweifen aufhalten, befindet ſich auch ein Janitſcharen Aga, der das Commando über dieſe in der ganzen Provinz zerſtreute Miliz führt. Er ſteht aber unter dem Pacha und muß deſſen Befehlen gehorchen.

Verſchiedene Regierungen durch machte religiöſer Fanatiſmus und andere Urſachen die Janitſcharen äußerſt furchtbar. Mit Eifer und Freude griffen ſie zu den Waffen, ſo oft Mahomets Fahne aufgeſteckt ward, und man die Ungläubigen bekriegen wollte. Aber ſeitdem europäiſche Taktik ſolche Fortſchritte gemacht hat, welche die unwiſſenden Türken bey ihren Heeren weder einführen konnten noch wollten, und alle Bande ihres Reichs erſchlafft oder zerriſſen ſind, iſt die kriegeriſche Hitze der Janitſcharen erloſchen. Sie ſind jetzt nichts weiter, als ein unförmlicher Haufe von Handwerkern, Krämern, Bauern und Matroſen, ohne Zucht und Bravour, allezeit bereit wegzulaufen oder Meuterey gegen ihre Offiziere anzufangen.

Seit einiger Zeit hat man ein anderes Korps Infanterie von dreyßig tauſend Mann, unter dem Namen Topchis oder Artilleriſten errichtet. Sie liegen in der Hauptſtadt und andern Theilen des Reichs zerſtreut, bekommen einen mäßigen Sold und müſſen auf die erſte Ordre zuſammen ſtoßen.

Außer dieſen Truppen befinden ſich noch bey den türkiſchen Heeren die Selictars, eine Art Reuter, weniger zahlreich, auch nicht durch das ganze Reich zerſtreuet, als die Spahis, imgleichen die Delis oder Delibaches (Tollköpfe) eine Art freywilliger Reuterey im Dienſt der Pachas. Die Delis, tapfer, entſchloſſen, unternehmend und immer bereit, die Befehle ihres Herrn bey den Streifereyen zu befolgen, die er beordert, und

ihn in ſeinen Expreſſungen zu unterſtützen. Sie begleiten ihren Herrn auf ſeinen Feldzügen, vertreten die Stelle der leichten Reuterey, fechten ohne alle Ordnung und Kriegszucht, halten die Flüchtigen auf oder führen ſie wieder ins Gefecht zurück, und ſtürzen ſich kühn in die feindlichen Reihen, ſo daß ſie dieſe zuweilen in Verwirrung bringen und den Sieg entſcheiden.

Fällt ein Pacha in Ungnade oder wird er abgeſetzt, ſo verlieren ſeine Dellibaches ihren Sold und bisherige Unterſtützung, in dieſem Fall begehen ſie die grauſamſten Räubereyen, ſie vertheilen ſich aufs Land, in die Dörfer und ſelbſt in die Städte, ſtehlen wo ſie etwas finden, brandſchatzen und plündern die Karavanen, bis ſie etwa von einem andern Pacha in Dienſt genommen, oder durch ausgeſchickte Truppen aus einander gejagt werden.

Der Wille des Sultans iſt dennoch in dem am meiſten deſpotiſchen Reiche in Europa durch Geſetze und Gewohnheiten eingeſchränkt, welche er ohne Gefahr nicht übertreten darf. Als Nachfolger der Kalifen vereinigt er in ſeiner Perſon alle landesherrliche Gewalt. Er iſt unumſchränkter Souverain, Pabſt und Oberhaupt der Kirche, er kann die Reichsgeſetze nach Willkühr oder Laune einrichten und verändern, er beſtimmt Taxen und Abgaben, wenn er ſie nöthig findet, er vergiebt nach Belieben die hohen Staatsämter in der Kirche, bey den Finanzen, der Rechtspflege und der Armee, er iſt Herr über Leben und Eigenthum aller ſeiner Beamten,

und die von ihm Gehalt ziehen, dennoch würde er unüberwindliche Schwierigkeiten antreffen, wenn er die Grundgeſetze, welche das heilige Buch des Propheten enthält, oder alte Gewohnheitsrechte, anzugreifen wagte. Muß er neue Abgaben einführen, ſo ſorgt er dafür, daß ſie dem Volke nicht zu ſchwer fallen, das immer zum Aufſtande geneigt iſt, den Kopf des Veziers verlangt, ſelbſt den Sultan abſetzen und die größten Ausſchweifungen begehen kann. Er beobachtet gewöhnlich bey Anſtellung der Oberrichter ihren bisherigen Rang und ihre Dienſtzeit, weil er das angeſehene und mächtige Korps der Ulemas zu beleidigen, und aufzubringen fürchtet. Auch kann er rechtmäßig keinen ſeiner Unterthanen, die nicht in ſeinen Dienſten ſtehen, ohne vorhergegangenen Prozeß, und ohne richterliche Entſcheidung ſeiner Güter berauben, oder ihm das Leben nehmen.

Die Fälle ſind indeß nicht ſelten, daß der Großherr, ſein Vezier, der Capudan=Pacha oder Pachas von drey Roßſchweifen, Privatperſonen ohne weitern Prozeß haben hinrichten laſſen, allein dies geſchieht nicht ohne die größte Gefahr, und man hat Beyſpiele genug, daß Sultane und ihre Veziere wegen ſchreyender Ungerechtigkeiten oder Bedrückungen ermordet oder abgeſetzt wurden. Die Beſchwerden des Volks haben oft den Sultan genöthigt, ſeiner eigenen Sicherheit einen Miniſter, einen Günſtling aufzuopfern, deſſen Verbrechen bloß darin beſtanden, daß er den Willen ſeines Herrn unbedingt oder aus blinder Ergebenheit erfüllte.

Die Gegenwart des Landesherrn, eine gröſſere Aufklärung, getheiltes Anſehen und eben ſo Gunſt und Gewalten, laſſen den Deſpotismus in Conſtantinopel weniger fühlen, oder er iſt hier nicht ſo ſchrecklich oder zerſtörend, als in den Provinzen. Denn der Sultan wacht über ſeine Miniſter, und das vereinigte Volk lehnt ſich gegen ſeine Unterdrücker auf, weil es immer bey einem rechtſchaffenen, eiferſüchtigen oder ehrgeizigen Groſſen Schutz findet. Aber ein Pacha iſt in ſeiner Provinz zu entfernt von der Aufſicht des Sultans, und als Befehlshaber aller Truppen mit faſt uneingeſchränkter Macht verſehen, er findet daher in den Gerichtshöfen, bey den reichſten und angeſehenſten Einwohnern, auch in den Volksbewegungen nicht Widerſtand genug, um innerhalb der vorgeſchriebenen Grenzen ſeiner Pflicht zu bleiben.

Ein kühner, tapferer und angeſehener Pacha bringt es bald dahin, daß die Richter, die Geſetze bey ſeinen Erpreſſungen ſchweigen, die guten Abſichten des Divan nicht zur Ausführung kommen, und das Volk vor einen ſolchen Tyrannen zittert. Alsdann ſind ſeine Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten grenzenlos, vorzüglich wenn er im Divan Freunde und Gönner hat, und er eine hinlängliche Anzahl Delibaches unterhalten kann, die ſeine Befehle ungeſäumt vollſtrecken, und ihn im Fall eines Angriffs beſchützen können. Erregen aber ſeine Ungerechtigkeiten allgemeine Gährung, ſo ſucht der Pacha dieſe dadurch zu ſtillen, daß er den Vollſtrecker ſeiner Befehle Preis giebt, ihn entfernt oder ſo-

gar tödten läßt. Die Chriſten leiden bey ſolchen Bedrückungen am meiſten, weil ihre Klagen ſelten bis zur Schwelle des Throns gelangen. Die Griechen, Armenier und Juden bilden zwar beſondere Gemeinheiten, deren Vorſteher ſich zuweilen gegen den Pacha vereinigen, um deſſen Beſtrafung oder Abſetzung zu bewirken, aber gemeinhin ſind ihre Bemühungen vergeblich, und ihre Lage wird ärger, als ſie vorher geweſen iſt.

Seit einiger Zeit hat ſich die Strafloſigkeit der Baſſen ſo ſehr gemehrt, daß die meiſten viel mehr Truppen halten, als ſie mit den Einkünften ihres Paſchaliks beſolden können, je mehr Soldaten ſie alſo auf den Beinen haben, deſto ärger ſind ihre Gewaltthätigkeiten. Durch Beſtechungen haben ſie alle Aemter und Bedienungen ihrer Provinz in ihrer Perſon vereinigt. Sie laſſen ſich jährlich in ihrem Paſchalik beſtätigen, und einige haben nach und nach ſolche Reichthümer, und ſolche Gewalt erlangt, daß der Sultan ſie weder abſetzen noch auf andere Art beſtrafen kann. Allein dieſe verwirrte, zügelloſe Verfaſſung muß endlich ihr Ende erreichen. Die Einwohner des platten Landes, durch Taxen ausgeſogen und in beſtändiger Lebensgefahr, verlaſſen ihre Felder, die ihnen nicht mehr den nöthigen Unterhalt reichen. Sie begeben ſich nach den großen Städten, um dort Ruhe zu finden, die ihnen ihre Hütten nicht geben konnten, und ſich mit ihrer Familie zu nähren, welches beym Feldbau nicht möglich war. Indeſſen fordert der Pacha die bisherigen Abgaben von den zurückgebliebenen, und zwingt dieſe für die Ausge-

wanderten zu bezahlen, daher dieſe auch bald den erſtern nachfolgen müſſen, und das ganze Dorf am Ende leer ſteht. Man findet auch in jedem Theile des türkiſchen Reichs in einiger Entfernung von der Hauptſtadt nichts anders, als die vollkommenſte Wüſteney, ausgedehnte Ebenen ohne allen Anbau, verfallene Hütten und zerſtörte Dörfer ohne Einwohner *).

Es iſt kein Wunder, daß die Befehlshaber in den Provinzen die türkiſchen Unterthanen auf alle mögliche Art ausſaugen, weil ſie ihre Stellen aufs theuerſte bezahlen und mit Geld aufwiegen müſſen, wenn ſie ſolche länger behalten wollen. Zwar hat wahrſcheinlich das Mißtrauen die Gewohnheit ein-

*) Zu dieſem allgemeinem Gemälde des innern Verfalls und der ſteigenden Entvölkerung des türkiſchen Reichs, liefert Eton im ſiebenten Abſchnitt ſeines oben angeführten Werks, die überzeugendſten Beweiſe. Auf dem Caravanenwege zwiſchen Conſtantinopel und Angora berechnet er vierzig Dörfer, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt. Auf einer andern Straße, welche nach Smirna führt, ſind bloß ſeit 1768 zweyhundert Dorfſchaften eingegangen und von ihren Einwohnern verlaſſen worden. In den Städten vermindern ſich die Einwohner auf gleiche Art. Aleppo unter andern, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 230,000 Einwohner hatte, zählt jetzt kaum funfzigtauſend. Ganze Straßen und Marktplätze ſtehen leer. In der Nachbarſchaft dieſer Stadt liegen vierzig große Dorfſchaften in Ruinen, welche vor ſechzig Jahren ſämmtlich bewohnt waren.

geführt, daß jedes wichtige Amt nur auf ein Jahr vergeben wird, und der Sultan nicht gern von dieſer Regel abweicht, wenn er dazu im Stande iſt. Allein durch Geld, Kühnheit und Gönner erhält der ungerechteſte, habſüchtigſte Pacha, wenn er ſeine Stelle etwa verlaſſen muß, eine einträglichere Provinz und die Würde der drey Roßſchweife noch dazu. Jetzt ſucht er ſich in ſeinem Poſten feſtzuſetzen, verhindert alle Klagen die über ſeine Aufführung nach Conſtantinopel gelangen könnten, und erfüllt bloß ſein Verſprechen, indem er prompt die vorher bedungenen Summen einſendet. Glückt es ihm hingegen, wie den Baſſen von Scutari, Bagdad, Jeruſalem und andern, ſein Gouvernement zu erweitern, oder ſeine Einkünfte ſo zu verbeſſern, daß er eine kleine Armee aufbringen und beſolden kann, ſo muß der Sultan ihn gelinde behandeln, ihn jährlich in ſeiner Würde beſtätigen, und bloß den Schein der Oberherrſchaft zu erhalten ſuchen. Zwar bedient ſich der Sultan unter dieſen Umſtänden ſeiner beyden mächtigen Hülfsmittel, der Liſt und der Nachſicht. Insgeheim und unter mancherley Vorwand werden ſodann einige Capidgis nach einer ſolchen Provinz verſandt. Iſt der Pacha nicht auf ſeiner Hut oder mistrauiſch, einen jeden von ſeiner Perſon zu entfernen, der ihm verdächtig ſcheint, ſo empfängt er den tödtlichen Streich, der Capidgi zeigt hierauf den großherrlichen Befehl, welchen alle Umſtehende ehrerbietigſt küſſen, und zum Zeichen der Unterwürfigkeit aufs Haupt legen.

Der völlige Ruin einzelner Provinzen wird nur durch die Ayams verhindert, welches Wort im Arabiſchen Auge bedeutet. Ihre Pflicht iſt, für die Sicherheit und das Vermögen der Privatperſonen zu wachen, Ordnung und Ruhe an ihrem Orte zu erhalten, ſich dem ungerechten Verfahren der Pachas und den Ausſchweifungen der Soldaten zu widerſetzen und die Abgaben gehörig zu vertheilen. Gewöhnlich ernennt das Volk zu dieſen Stellen die redlichſten, tugendhafteſten Perſonen. In den groſſen Städten ſind mehrere Ayams, und einer iſt gewöhnlich über verſchiedene Dorfſchaften beſtellt. Für ihre Bemühungen haben ſie keine andere Belohnung, als die verdiente Achtung ihrer Mitbürger und die Zufriedenheit, welche ein edler Mann genieſſt, wenn er andern nützlich geweſen iſt.

Die Ayams berufen die Rechtsgelehrten und andere angeſehene Einwohner ihres Orts, in ihrem Divan, um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, die Vorſtellungen abzufaſſen, welche man dem Pacha übergeben, und die Beſchwerden zu überlegen, welche man gegen ihn bey der Pforte einreichen will. Sehr viel trägt noch zur Sicherheit ſolcher Einwohner bey, die nicht zum Militär gehören, oder nicht im Dienſt des Sultans ſtehen, daß ſie vom Kaufmann bis zum geringſten Handwerker, zu irgend einer Gilde oder Innung gehören, deren Vorſteher die Gerechtſame des Ganzen oder eines jeden Mitgliedes vertheidigen müſſen. Wird ein Fleiſcher oder ein Obſtverkäufer von ir-

gend einem Mächtigen angegriffen, ſo laſſen die Vorſteher die Sache an den Richter gelangen. Sie erſcheinen perſönlich vor ihm, um dem Unterdrückten beyzuſtehen, zeigen, daß der Beklagte ſo und ſo lange in ſeinem Quartier wohne, ſich ſtets exemplariſch betragen habe, ein braver Muſelmann, guter Vater und Gatte ſey, und ſind beym Zeugenverhör zugegen. Finden ſie, daß der Beklagte wirklich ſchuldig iſt, ſo treten ſie ab, und überlaſſen ihn der Strenge der Geſetze. Halten ſie ihn aber unſchuldig, ſo vertheidigen ſie ihn mit Muth, berufen die ganze Innung, um ſich für ihn zu verwenden, und zwingen den Gegner, ſeiner Klage zu entſagen. Doch auf dem platten Lande findet dieſe Fürſprache nicht immer ſtatt. Der Landmann kann ſich zwar an ſeine Ayams oder den Kiaja des Dorfs wenden, den die Einwohner aus ihren Mitteln wählen, der alle Gemeinangelegenheiten, Geldſachen ꝛc. beſorgt, und ſein Amt unentgeldlich verwaltet. Man beſchuldigt dieſe Kiajas zwar mit Recht, daß ſie ſich mit den Baſſen einverſtehen, deren Erpreſſungen begünſtigen, und ſich gewöhnlich auf Koſten derer bereichern, die ſie vertheidigen und beſchützen ſollten.

Die Chriſten und Juden leben zwar auch in ähnlichen Verbindungen, und ihre Vorſteher ermangeln nicht ihre Klagen laut werden zu laſſen, aber gemeinhin müſſen ſie die Abhelfung ihrer Beſchwerden mit Geld erkaufen, wenn nicht ein Geſandter, ein europäiſcher Conſul, oder ein mächtiger Türke ſich der Be-

drängten annimmt. Dieſe Unglücklichen ſind im ganzen Reiche die Kühe, welche die Türken allezeit melken, wenn ſie ihrer bedürfen.

Achtzehnter Abſchnitt.

Vom Großvezier, dem Divan der Pforte und deſſen Gliedern. Von den Kodjakians und Vakufs.

Der Großvezier oder Vezier-Azem hat mit dem Mufti gleichen Rang, allein ſeine Gewalt iſt weit größer und ausgedehnter. Er iſt Stellvertreter des Sultans, in deſſen Namen er regiert und deſſen Siegel er verwahrt, er beſitzt die höchſte executive Gewalt, und kann allen beſoldeten Staatsdienern den Kopf abſchlagen laſſen, wenn ſie ſich ſeinem Willen widerſetzen, ſeiner Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſeine Befehle nicht befolgen, oder nicht nach ſeiner Idee ausführen. Der Vezier hat das Commando der Armee, verwaltet die Finanzen und beſetzt die vornehmſten Civil- und Militärbedienungen. Alles iſt ihm unterworfen oder untergeordnet, die Auslegung der Geſetze ausgenommen, welche für die Ulemas gehört.

Aber je mächtiger auch der Großvezier iſt, deſto mehr Verantwortlichkeit hat er auf ſich. Er iſt ſowohl

dem Groſſultan als dem Volke für die Ungerechtigkeiten die er begeht, verantwortlich, als für die unglücklichen Folgen ſeiner Regierung, und die Betriegereyen, welche er nicht verhindern oder beſtrafen kann. Ihm werden unerwartete Theurung der Lebensmittel, zu häufige Feuersbrünſte in der Hauptſtadt und die Niederlagen der Armeen zur Laſt gelegt. Das ſtets über ſeinem Haupte hängende Schwerdt trifft ihn, er mag dem Volke mißfallen oder es dem Sultan nicht recht machen.

Insgeheim von denen angegriffen, die ſeinen Platz zu füllen wünſchen, mit ihm unzufrieden, oder wegen ihrer Dienſte unbelohnt geblieben ſind, überall von Fallſtricken umgeben, und das beſtändige Ziel aller Mißvergnügten, iſt es äußerſt ſelten, daß ein Großvezier in ſeinem Poſten alt wird, er müßte denn die ſchwere Kunſt verſtehen, ſich den Großen furchtbar, bey dem Volke beliebt, und dem Sultan unentbehrlich zu machen. Allein, wie viele Veziere hat die Intrigue ihrer Stellen entſetzt, oder gar hingerichtet, und der Sultan ſeiner eigenen Sicherheit wegen aufgeopfert. Aber auch wie viele Veziere haben durch ihre Unwiſſenheit den Verfall des Reichs und ihren eigenen Fall beſchleunigt.

Die übrigen Staatsminiſter, welche ſich mit dem Großvezier beſprechen und von ihm Befehle erhalten, wälzen alle Verantwortung ihrer Amtsführung wegen auf ihn, und ſeine eigenen Rathgeber können ihn nicht

retten, wenn ſein Fall beſchloſſen iſt. Er kann freylich ihre Rathſchläge annehmen oder verwerfen, aber nachher werden von ihm keine Entſchuldigungsgründe weiter angenommen. Ihm hat der Großherr alle Gewalt übergeben, und ihm muß er von ſeinem Verfahren Rechenſchaft ablegen.

Geſetze und Gewohnheiten ſchränken den Großvezier gleich dem Sultan und den Pachas ein, eigenmächtig diejenigen hinrichten zu laſſen, welche in Reichsbedienungen ſtehen. Will er einem von den Großen den Kopf abſchlagen laſſen, ſo muß er dazu eine vom Sultan eigenhändig unterſchriebene Ordre haben; und will er auf dieſe Art mit einer Militärperſon verfahren, ſo iſt dazu die Einwilligung des Befehlshabers erforderlich.

Der Großvezier durchwandert zuweilen verkleidet, von einigen Offizianten und einem Scharfrichter begleitet, die Straßen von Conſtantinopel, um für Ruhe und Ordnung zu wachen, die Beſchaffenheit der Lebensmittel zu unterſuchen, und dahin zu ſehen, daß richtige Maaß und Gewichte gebraucht werden, und diejenigen, welche die Vertheilung der Lebensmittel beſorgen, keinen Unterſchleif machen. Er verhaftet und beſtraft die Schuldigen auf der Stelle. Läßt den Höfern die Baſtonnade geben, welche ſchlechte Waaren verkaufen, und belegt grobe oder wiederholte Vergehen mit Lebensſtrafe. Bey Feuersbrünſten läßt er den Dieb, der auf der That ertappt wird, enthaupten. In die-

ſem Fall hat aber das Geſetz ſchon beſtimmt, daß dergleichen Verbrechen mit Todesſtrafe belegt werden ſollen. Er muß die Klagen der Privatperſonen anhören und ihnen Recht ſprechen. Zuweilen mißbraucht er zwar ſeine Gewalt, läßt ſich von treuloſen Rathgebern durch Haß, Rache oder Geldgierde zu willkührlichen Handlungen verleiten, aber wehe ihm, wenn ſeine Ungerechtigkeiten keine Grenzen kennen; alsdenn tritt ihn das Volk mit Füßen, wenn der Sultan nicht zur rechten Zeit Gerechtigkeit ausübt.

An der Spitze der Armeen, und außer den Augen des Sultans, iſt die Gewalt des Großveziers zuweilen von den Feſſeln befreyt, die ihn in der Hauptſtadt umgeben. Hier muß er die größte Strenge zeigen. Denn die Türken, von Natur wild und anfrühriſch, können nur durch Todesſtrafen in Ordnung gehalten werden. Wenn nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe der Meutemacher, Räuber und Meuchelmörder fallen, ſo löst ſich die ganze Armee in zerſtreute Banden von Straßenräubern auf, welche mit gleicher Begierde die Provinzen des Sultans, als die feindlichen Länder verheeren.

Die Kadilleskirs oder ordentlichen Richter der türkiſchen Truppen, ziehen nicht mit ins Feld, außer wenn der Sultan in Perſon den Oberbefehl führt, ernennen aber an ihrer Stelle einen Molla, wenn der Vezier oder ein Pacha das Commando hat. Bey jedem Vergehen erfolgt nach vorhergegangener Unterſuchung

die Todesſtrafe, und die richterliche Sentenz iſt eine bloſse Formalität.

Der Groſsvezier giebt in der Hauptſtadt etliche Tage in der Woche öffentliche Audienz, hört die Klagen der Einwohner an, empfängt oder verwirft ihre Vorſtellungen, und läſst ſie gegen einander ihre Streitigkeiten vor den beyden Kadileskirs, dem Stambol-effendi und den Mollas der Vorſtädte ausmachen, und geſtrafte Juſtiz pflegen. Aber er entſcheidet eigentlich nicht, auſser in Polizeyſachen, oder wenn die Kläger und Beklagten Staatsdiener ſind. Der Groſsvezier vollſtreckt nur die Urtheile, wie die Pachas in den Provinzen.

Uebernimmt der Groſsvezier das Kommando der Armee, ſo ernennt der Sultan in ſeiner Abweſenheit einen Kaïmakan, der ſeine Geſchäfte beſorgen muſs. Er hat dieſelbe Gewalt, alle Rechte des Groſsveziers, aber nicht deſſen Einkünfte. Sein Gehalt iſt beſtimmt, und alle Sporteln gehören dem Groſsvezier, welche der Kaïmakan ihm ordentlich berechnen muſs. Zu dieſer Stelle wird gewöhnlich ein Pacha von drey Roſsſchweifen ernannt.

Sultan Selim III. hat in der bisherigen Reichsverfaſſung eine groſse Veränderung gemacht, und einem beſondern Rath alle Angelegenheiten von Wichtigkeit und die Ausfertigung aller neuen Verordnungen übertragen. Auf dieſe Art iſt ſowohl die Macht, als die Verantwortlichkeit des Groſsveziers geſchwächt worden,

Staatsunfälle und allgemeine Landplagen werden ihm nicht mehr zur Laſt gelegt, und wenn gleich die Veziers würde immer ein unſicherer, wankender Poſten bleibt, ſo iſt er jetzt nicht mehr mit ſo viel Gefahren verbunden, als ehemals.

Der Divan des Großveziers beſtand ehedem aus ſechs andern Veziren oder Pachas von drey Roßſchweifen, welche wegen ihrer Weisheit und Kenntniſſe in Anſehen ſtanden. Der Vezier fragte ſie um Rath, wenn er es für gut fand. Zu dieſer Verſammlung gehörten auch der Mufti und die beyden Kadileskirs, wenn Geſetze erklärt oder ausgelegt werden ſollten.

Bald nach ſeiner Throngelangung errichtete Selim einen Rath von zwölf der angeſehenſten Perſonen. Der Vezier und der Mufti ſind die Präſidenten deſſelben, und die zehn übrigen Glieder ſind folgende Reichsbeamte.

Erſtlich der Kiaja-Bey. Dieſer iſt der eigentliche Stellvertreter des Großveziers, und wenn dieſer ſtirbt, verwaltet er deſſen Aemter. Alle Geſchäfte gehen durch ſeine Hände, ehe ſie an den Vezier gelangen, alle Befehle der hohen Pforte, werden von ihm zur Ausübung gebracht, und er wird auf dem Vorſchlag des Veziers vom Großherrn ernannt. Er wird gewöhnlich, wenn der Vezier in Ungnade fällt, mit darin verwickelt, verliert auch wohl mit ihm das Leben und alsdann iſt ſein Vermögen der größten Gefahr ausgeſetzt. Er hat

keinen militäriſchen Rang, aber wegen der Wichtigkeit und Menge ſeiner Geſchäfte, kann man ihn als den zweyten Civilbeamten anſehen. Iſt der Sultan mit ihm zufrieden, ſo erhebt er ihn zum Groſsvezier oder Pacha von drey Roſsſchweifen, es iſt aber ſelten, daſs ihm nur als Pacha von zwey Roſsſchweifen die Regierung einer Provinz übergeben wird.

Der zweyte Staatsrath iſt der Reys-effendi, oder der türkiſche Staatsſekretär, Groſskanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er unterzeichnet alle Befehle der Pforte, bis auf diejenigen, welche die Finanzen und die Kriegsmacht betreffen. Er unterhandelt mit den fremden Geſandten in Conſtantinopel, und beſorgt die innere Staatsverwaltung, aber er kann nichts ohne Mitwiſſen des Groſsveziers vornehmen, und muſs deſſen Befehlen folgen.

Nach dem Reys-effendi folgt der Tefterdar-effendi oder Finanzminiſter. An ihm werden die Gelder für verkaufte Aemter gezahlt, oder was die Zaims und Timarioten für ihre Lehen erlegen müſſen. Er hebt die Kopfſteuer der Juden und Chriſten ein, den Ertrag der verpachteten Domainen, imgleichen die Zölle. Unter ihm ſtehen eine Menge Bureaux, welche die verſchiedenen Einkünfte des Sultans in Empfang nehmen, oder die von der Pforte befohlenen Zahlungen beſorgen. Zu einem jedem dieſer Bureaux gehört ein Direktor und mehrere Gehülfen, die aus den Kodiakians oder Schrei-

dern und Kopiſten genommen werden, wie unten gezeigt werden ſoll.

Man muß dieſen Miniſter nicht mit dem Khasnés vekili oder dem ſchwarzen Verſchnittenen verwechſeln, welcher Aufſicht über die Privatkaſſe des Sultans führt. In dieſe fließen die konfiſcirten Schätze und Erbſchaften der Großen und werden zur Unterhaltung des Serails angewandt, desgleichen die Geſchenke, Koſtbarkeiten und Kleinodien, welche der Sultan von fremden Mächten oder aus ſeinen Eroberungen erhält. Die erbeuteten Fahnen ꝛc. ſtehen unter ſeiner Aufſicht. Noch hat der Sultan einen andern geheimen Schatz, den der Khasyadar Aga, einer von ſeinen Pagen, verwaltet. Dieſer vermehrt ſich durch Erſparunge der Sultane, den Vortheilen von der Münze, und einigen Konfiſcationen.

Die Stelle eines Tchelébi-effendi war ſonſt nicht vorhanden, und ſie ward nur unter der gegenwärtigen Regierung, bey Gelegenheit der neuen Abgaben, vom Wein, Lebensmitteln und andern Artikeln, wie Wolle, Baumwolle ꝛc. errichtet. Der Ertrag dieſer Impoſten, Nizamdjedit genannt, iſt den neuerrichteten Artilleriſten und Füſelierkorps angewieſen, auch wird derſelbe zu Erbauung der neuen Kaſernen, zu den Gewehrfabriken und Kanonengießereyen verwandt. Der Tchelébi-effendi iſt der Generaleinnehmer dieſer Taxen, auch ihm die Verwendung derſelben aufgetragen.

Der Terſana-emini iſt der Miniſter der Marine, und der Tſchiaux-bachi der Staatsſekretär. An dieſen muſs man ſich wenden, wenn man den Groſsvezier ſehen oder in ſeinen Divan will vorgelaſſen werden. Unter ihm ſtehen zwey Teſkeredjis, die alle Schreiben, Klagen und Verantwortungen der Partheyen annehmen, und ſie nach dem Befehl des Groſsveziers entſcheiden.

Der Capudan Pacha und der Kiaja der Sultanin Valide, werden auch zu den auſserordentlichen Verſammlungen berufen. Ob ſie gleich nicht ordentliche Mitglieder jenes Collegiums ſind, haben ſie doch groſsen Einfluſs in alle wichtigen Geſchäfte, der erſte wegen des Kredits in dem er bey Kaiſer Selim ſteht, und der andere wegen des Vertrauens das die Sultanin Valide auf ihn geſetzt hat. Er iſt ein armer Candiote, aber ein geiſtvoller geſchickter Mann.

Selim, bloſs mit nützlichen Einrichtungen, Verbeſſerungen und Abänderungen beſchäftigt, welche die kritiſche Lage des Reichs nothwendig machte, in welcher er daſſelbe bey ſeiner Thronbeſteigung fand, durfte an der Ausführung ſeiner Plane nicht verzweifeln, weil er dabey die mächtigſten und aufgeklärteſten Groſsen zu Rathe zog. Eben ſo muſsten ihm alle Neuerungen gelingen, die er einzuführen dachte, und alle ſeine wohlthätigen Anordnungen groſse Veränderungen bewirken. Konnte er glauben, indem er das willkührliche Verfahren einſchränkte, die Hinrichtungen verminderte, die tyranniſche, faſt unbegränzte Gewalt des Groſsveziers

ſchwächte, alle Regierungsangelegenheiten von ſeinem geheimen Rath prüfen und beurtheilen ließ, und kein Geſetz ausgehen ließ, welches nicht von der Mehrheit dieſer Verſammlung gebilligt war, konnte er glauben, daß dem unerachtet Verbrechen häufiger begangen, die Ehrſucht kühner Rebellionen ſchwerer gedämpft, und die Räuberhorden zahlreicher werden würden, oder daß ſich der Einfluß fremder Mächte in ſeinem Divan vermehren, und alle ſeine getroffenen heilſamen Maasregeln ſchwächen oder vernichten würde?

Allein eben dieſer Divan, oder das neuerrichtete Miniſterium beſteht aus Perſonen, die einander zuwider oder eiferſüchtig aufeinander ſind, und ſich mehr mit ihrem eigenen Vortheil, als dem Wohl des Staats beſchäftigen. Wenn dieſe Rathgeber mitten in der Gefahr unthätig ſind, oder gar einen entgegengeſetzten Weg einſchlagen, als den ſie wählen ſollten, ſo muß man eher glauben, daß ſie ſich mehr beſtreben, des Sultans Abſichten zu hintertreiben, als ſolche zu befördern. Seit der Einrichtung dieſes Staatsraths verſchlimmert ſich der Zuſtand des türkiſchen Reichs immer mehr, und es nähert ſich einer völligen Auflöſung. Die Finanzen ſind erſchöpft, ein Aufrührer droht einen Fremden auf den Thron zu ſetzen, und erwartet dazu vielleicht nur den Augenblick, daß das Volk geſtimmt iſt, einer ſo außerordentlichen Revolution die Hand zu bieten.

Die Kodjaklans, Abſchreiber oder Leute von der Feder, bilden in der Hauptſtadt eine zahlreiche, gelehrte

und geachtete Korporation. Sie ſtehen in der Mitte zwiſchen dem Militär und den Rechtsgelehrten, und ihr Anſehen iſt geſtiegen, ſeitdem die Ulemas weniger in Ehren gehalten werden, der Divan gröſstentheils aus Kodjakians beſteht, und ihnen Lehne, militäriſche Würden und ganze Provinzen überlaſſen werden.

Unter dem Namen Kodja begreift man alle Miniſter, alle Perſonen, welche bey den verſchiedenen Collegien, bey den Zöllen, den Moſcheen ꝛc. angeſtellt ſind, alle Secretäre, alle Schullehrer, kurz alle Schreiber vom unterſten Kiatib der Bücher abſchreibt oder Bittſchriften, Klagen und dergleichen aufſetzt, bis zum Reisеffendi, welcher das Haupt dieſer Leute iſt, zu denen auch noch diejenigen gerechnet werden, die ihre Mutterſprache rein und richtig ſchreiben.

Das Abſchreiben der Bücher, vorzüglich des Korans, iſt die Pflanzſchule dieſer Leute, und ihre Anzahl in der Hauptſtadt ausnehmend groſs. Junge unbemittelte Leute, die dieſen Weg einſchlagen wollen, ſchreiben, ſo bald ſie die Schule verlaſſen haben, Bücher ab und verkaufen ſie, hierauf fangen ſie an Bittſchriften und andere ſchriftliche Aufſätze für andere zu entwerfen. So bald ſie hierin geübt genug ſind, laſſen ſie ſich bey den Gerichten oder andern Collegien anſtellen, und erlangen durch Gönner, gute Aufführung, Fleiſs und vorzüglich durch Geld mit der Zeit die angeſehenſten Ehrenämter.

Die Türken verdanken den Kodjas eine Menge ge- ſchätzter Bücher, in perſiſcher und arabiſcher Sprache und in allen Theilen der Wiſſenſchaften, auch findet man unter ihnen die gelehrteſten und gewandteſten Männer. Die Furcht, dieſer groſſen Menge ihren Hauptnahrungszweig zu entreiſſen, der Widerſtand aller mächtigen Kodjas in den verſchiedenen Departe- ments; die Abneigung türkiſcher Rechtsgelehrten, den Koran und andere Religionsbücher drucken zu laſſen, auch der Abſcheu gegen alles was aus fremden, vor- züglich chriſtlichen Ländern kommt, haben es bisher verhindert, daß die Buchdruckerey unter ihnen bisher ſo geringe Fortſchritte gemacht hat.

Man theilt die türkiſchen Schreiber in zwey Claſſen, in Kodjas und Effendis. Die letztern haben einen hö- hern Rang, und dieſen Titel führen ſolche Perſonen, welche die höchſten Stellen bekleiden. Man beehrt auch die Mollas und die Jmans bey den Moſcheen mit dem Namen Effendi. Eigentlich dient er zur Unterſcheidung der Rechtsgelehrten und Abſchreiber von Militärperſo- nen, welche dagegen den Titel Aga und Bej führen. Obgleich die Kodjas nicht zu den Kriegsbeſchwerden er- zogen ſind, ſo erhalten ſie doch häufig Kriegslehen, ſo wie Miniſter, andere hohe Civilbeamten, Pachas von zwey oder drey Roßſchweifen werden, ohne die Truppen ihrer Provinz anführen zu können. Aber da man in der Türkey nur darauf ſieht, ob ein Amt irgend jeman- den anſteht, als ob ſich der Bewerber auch für das Amt ſchickt, ſo ſtrebt jeder Effendi nach irgend einer erledig-

ten einträglichen Stelle, wenn ſie dabey nur einen hö-hern Rang erhalten, ihre Macht erweitern und Reichthümer erwerben können. Die Verachtung, welche ihnen die Kriegsleute beweiſen, und die Spottreden, welche ſie ſich in ihrer Gegenwart erlauben, hält ſie keineswegs ab nach Würden zu ſtreben, denen ſie nicht vorſtehen können.

Die Verwaltung der geiſtlichen Vermächtniſſe oder der Vakufs (Vakfs) beſchäftigt eine Menge Kodjas, und dies ſind einträgliche und ehrenvolle Stellen. Aberglaube, Religionseifer, noch mehr das tyranniſche Geſetz, den Nachlaß der Staatsdiener zum Beſten des Sultans zu konfiſciren, haben einen beträchtlichen Theil des Privateigenthums in Vakufs verwandelt. Ohne die großen Ländereyen zu berühren, welche zur Beſtreitung der Koſten des Gottesdienſtes vermacht ſind, oder die Dörfer, Städte und Diſtrikte zu nennen, welche den Moſcheen gehören, hinterlaſſen ſehr viel Privatperſonen, ihr ganzes Vermögen oder einen Theil deſſelben, dieſen türkiſchen Tempeln. Dazu werden ſie aber mehr aus Intereſſe, als religiöſen Abſichten verleitet. Denn ſie vermachen einer Moſchee ihren Nachlaß und bedingen ſich dabey eine beſtimmte Summe aus, welche ihnen die Moſchee jährlich zahlen muß, oder ſie erlegen derſelben jährlich etwas gewiſſes, ſo daß bey weitem der größte Theil der Erbſchaft den rechtmäßigen Erben zufällt, und die Moſchee dann erſt zum völligen Beſitz der ganzen Erbſchaft gelangt, wenn die Erben ausgeſtorben ſind. Dergleichen Vermächtniſſe haben aber

keinen andern Zweck, als dem Sultan die Erbſchaft zu entziehen, und wenigſtens einen Theil ſeines Vermögens ſeinen Kindern zu hinterlaſſen. Bisher hat der Groß⸗herr die Legate in Ehren gehalten, allein da über kurz oder lang die Erben ausſterben und die Verlaſſenſchaft zuletzt doch der Moſchee anheim fällt, ſo müſſen endlich die Moſcheen und religiöſen Anſtalten zum Beſitz aller lie⸗genden Gründe gelangen, wenn nicht etwa das Geſetz einmal dieſe Vermächtniſſe einſchränkt, oder die Regie⸗rung zu ihrem Vortheil an ſich zieht.

Ohne Beſtellung eines Mutavelli oder Adminiſtra⸗tors, und eines Nazirs oder Aufſehers, finden derglei⸗chen Verfügungen nicht ſtatt. Der erſte muß das Geld nach dem Willen des Teſtators verwenden, und der andre die Rechnung darüber nachſehen und abnehmen. Aber in einem Lande, wo ſo leicht Niemand dem Hange widerſteht, ſich Gelder zuzueignen, die ihm nicht gehö⸗ren, ſo vereinigen ſich beyde leicht, ſo viel davon für ſich zu behalten, als ſie nur können, anſtatt die milde Stiftung unter die Armen zu vertheilen, Erſparungen zu machen oder das Kapital zu vermehren.

Um zu verhindern, daß dergleichen Vermächtniſſe nicht von gierigen fremden Adminiſtratoren verſchlun⸗gen werden, beſtellen viele Türken dazu ihre nächſten Verwandten. Sie müſſen aber wenigſtens zwey Drittel ihres Vermögens in Vakuf verwandeln, ſonſt laufen ſie Gefahr, daß die Regierung, welche gar wohl bemerkt,

man ſuche ihr auf dieſe Weiſe eine Erbſchaft zu entziehen, ſolche in Beſchlag nimmt, und zum Nachtheil der Moſchee an ſich reißt.

Neunzehnter Abſchnitt.

Ausfuhrhandel. Lebensmittel. Brenn- und Bauholz.

Das wenige Vertrauen, welches eine oft ungerechte Regierung einflößt, die geringe Sicherheit des Privatvermögens, die Gewißheit, ſein Geld zu verlieren, wenn der Schuldner in Staatsdienſten ſtirbt, oder wegen wirklicher oder angedichteter Vergehungen hingerichtet wird, die Tyranney der groſen Gewalthaber, die Beſtechlichkeit der Gerichtshöfe und die unzähliche Menge falſcher Zeugen, verbreiten ein ſolches Mißtrauen über alle türkiſche Handelsgeſchäfte, daß Niemand ſein Geld, als gegen übermäßige Zinſen verborgt, und Waaren nur zu den höchſten Preiſen auf Kredit verkauft. Häufig findet kein Verkehr dieſer Art ſtatt, wofern nicht der Gläubiger außer dem durch ein Pfand geſichert iſt, daß den Werth der verliehenen Summe, oder der auf Kredit verkauften Waaren weit überſteigt. Wegen des Riſico ſind daher die Geldzinſen ſehr geſtiegen. Europäer bezahlen gewöhnlich acht bis zehn proCent, türkiſche, griechiſche, armeniſche und jüdiſche Kaufleute,

funfzehn bis zwanzig, und Türken, die in Dienſten des Sultans ſtehen, dreyßig, vierzig bis funfzig proCent. Andere Partikulier borgen wohl gegen fünf und zwanzig bis dreyßig proCent, aber in den Städten müſſen ſie noch ein Unterpfand laſſen.

Deßwegen aber ſind Treue und Glauben nicht ganz aus dem türkiſchen Reiche verbannt. Die fremden Kaufleute wiſſen, daß der Landmann ſein gegebenes Verſprechen pünktlich erfüllt, der Geſchäftsmann ein Sklave ſeiner Worte iſt, und der Kaufmann äußerſt ſelten Zahlung verweigert. Da bloße Rechtſchaffenheit die Triebfeder der erſten iſt, ſo ſuchen dagegen die andern ihren Kredit unbefleckt zu erhalten, um ihre Geſchäfte zu erweitern und ihre Unternehmungen zu erleichtern.

Mit den Pachas aber und allen übrigen Großen, muß man nicht anders als gegen baares Geld handeln, weil ſie gewöhnlich ihre Gewalt mißbrauchen.

Bloß der Regierung, welche auf einer unterdrückenden Religion gegründet iſt, muß man dergleichen Betriegereyen, Tyranneyen und Laſter zuſchreiben. Die Griechen, Armenier und Juden, des Bürgerrechts beraubt, von allen Aemtern und Bedienungen ausgeſchloſſen, als fremde Religionsverwandten verachtet, gezwungen ihren Kopf jährlich durch eine erniedrigende Steuer zu löſen, und in beſtändigender Furcht ihr Leben

und Vermögen zu verlieren, haben von Jugend auf gelernt ſich zu verſtellen, dem geringſten Angriff nachzugeben, und der Gewalt durch Liſt auszuweichen.

Die Muſelmänner hergegen, ſtolz auf ihre Uebermacht, insolent gegen ihre entwaffneten Sklaven, fanatiſch, wild und ungerecht, aus Religionsgrundſätzen, würden, wie ihre Vorfahren, großmüthig und tapfer ſeyn, wenn ſie ihre Sitten und Fanatismus erhalten hätten.

Das Geſetz, den Nachlaß aller derer einzuziehen, die vom Sultan Sold oder Gehalt ziehen, und den allgemeinen Namen Kuls oder Diener führen, erklärt alle diejenigen für Verbrecher oder ſtraffällig, welche wegen ihrer Herkunft, Glücksfälle oder ihrer Betriebſamkeit Reichthümer beſitzen. Dadurch werden alle Handelsunternehmungen gehemmt, Furcht und Beſorgniſſe vermehrt, und der Zinsfuß ſteigt zu der vorher beſchriebenen Höhe.

Wenn wir einige indiſche Gegenden ausnehmen, ſo iſt wohl in keinem Lande das Gold ſo gemein, als in der Türkey. Es iſt überall im Umlauf, und jeder Reiſende trägt mehr oder weniger Gold in ſeinem Gürtel. Faſt eine jede Frau hat ihre Ketten, Halsbänder und andere Zierathen mit Zechinen geſchmückt, und faſt jedes Kind trägt etwas Gold auf dem Kopf. Aber das Gold, womit ſich die türkiſchen Frauen zieren, iſt dem

Handel auf immer entzogen. Denn der Mann, obgleich von ſeinen Gläubigern verfolgt, würde dieſen Schatz nicht anrühren, und die Frau ſieht zuweilen den Vater ihrer Kinder zur Beſtrafung wegführen, ohne daran zu denken, das Gold zu ſeiner Befreyung herzugeben, das er ihr aus Schwäche oder aus Liebe ſchenkte.

Die Türkey iſt indeſſen Oſtindien für mehr empfangene Waaren beſtändig zinsbar. Das Gold, welches die Europäer jährlich den Türken wegen der groſſen Ausfuhr zahlen, geht gröſtentheils über das rothe Meer, den perſiſchen Meerbuſen und durch Perſien ſelber nach Indien.

Die franzöſiſchen Kaufleute haben oft Beſchwerden geführt, daß ſie bey allen Geſchäften mit den Türken, ſich der Juden und Armenier als Mittelsperſonen bedienen müſſen. Allein ſie bedenken nicht, daß dieſe Unterhändler die Sprache und Sitten des Landes kennen, und ſich in das kleinſte Detail einlaſſen, welches für Europäer zu erniedrigend ſeyn würde. Würden ſie wohl, wie die Juden und Armenier, ihr Geld unter die Landeinwohner zerſtreuen, um den Gewinn ihrer Felder zu den niedrigſten Preiſen einzukaufen. Würden ſie wohl wie dieſe, ihr Geld zu ſo hohen wucherlichen Zinſen verborgen, oder die Schleichwege und Beſtechungen bey den Pachas und türkiſchen Richtern wagen, um ihre Vorſchüſſe von ſchlechten Gläubigern wieder zu erhalten? Wenn man ſeinen Blick auf Marſeille und die ſüdlichen Häfen von Frankreich richtet,

wenn man die vielen Manufacturen betrachtet, welche dieſer Handel in allen Theilen des Reichs beſchäftigt, wie viel Hände er in Bewegung ſetzt, wie viel Schiffe und Matroſen dazu gebraucht werden, ſo überzeugt man ſich leicht, welch eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums dieſer Handel für die Hauptſtadt und ihre Kolonien war *). Nachdem wir endlich uns von dem convulſiviſchen Zuſtande befreyet haben, in wel-

*) Arnould, welcher in ſeiner lehrreichen Schrift: de la Balance du Commerce et des Relations exterieures de la France dans toutes les Parties de Globe. Paris 1791. 2. B. 8., die Geſchichte und Beſchaffenheit des franzöſiſchen Handels überhaupt ſo darſtellend beſchrieb, hat den levantiſchen Handel, den Marſeille faſt ausſchließlich treibt, ebenfalls gründlich unterſucht. Nach ihm erhielt Frankreich von 1784 bis 1788 jährlich aus der Levante für 38,936,000 Livres, und verſandte in eben dieſem Zeitraum dahin 19,639000 Livres. Nach dieſer Berechnung ſcheint Frankreich in dieſem Handel zu verlieren. Allein die franzöſiſchen Ausfuhrwaaren werden in der Levante zu viel höhern Preiſen verkauft, als ſie in Marſeiller Verzeichniſſen angegeben ſind. Franzöſiſche Seefahrer verdienen die Fracht der Aus- und Einfuhr, und außerdem noch anſehnliche Summen durch den weiter unten im 20ſten Abſchnitt beſchriebenen Zwiſchenhandel. Ein beträchtlicher Theil der levantiſchen Einfuhr wird wieder an Fremde verkauft, welches wenigſtens ſechs Millionen Livres beträgt. Außerdem führt Frankreich aus der Levante für 27 Millionen Livres roher Produkte ein, welche eine Menge Fabriken in Bewegung ſetzen, ſo daß der Gewinn unläugbar auf Seiten der Franzoſen iſt. Eine genaue Specification aller zum levantiſchen Handel gehörenden, von Marſeille aus einge-

chem ſich Frankreich ſeit länger als zehn Jahren befand, ſo muß man hoffen, daß der levantiſche Handel, für uns ſowohl, als den Türken gleich vortheilhaft, bald wieder ſeine alte Größe erreichen werde.

Vernachläſſigten die Türken ihre eigenen Vortheile nicht, ſo müßte Conſtantinopel der erſte und reichſte Handelsplatz in der Welt ſeyn. An den Grenzen von Europa und Aſien belegen, in der Mitte des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres, und von fruchtbaren Provinzen umgeben, würde Conſtantinopel die Hauptſtadt eines großen Reichs, bald der allgemeine Stapelplatz aller Waaren und Produkte ſeyn, wenn dieſer Ort einer civiliſirten, fleißigen Nation gehörte. Aſiatiſche Caravanen würden mit europäiſchen Schiffen ununterbrochen abwechſeln, um allen Völkern die verſchiedenſten Produkte zuzuführen. Allein gegenwärtig iſt dieſer Handel ſehr eingeſchränkt. Die Einwohner ſind bloß mit den Bedürfniſſen der Stadt beſchäftigt, das Land umher iſt ſchlecht angebauet, und liefert keinen einzigen Ausfuhrartikel. Indeſſen ſind die benachbarten Provinzen fruchtbar und ergiebig, ſie verſorgen die zahlreichen Einwohner der Hauptſtadt mit allen Bedürfniſſen, und Frankreich zieht aus ihnen ſo mancherley Produkte, daß die Türken damit die Hälfte der Waaren ſaldiren, welche Marſeille ihnen zuſchickt. Ein

führten Waaren, kann man in **Girtanners** hiſtoriſchen Nachrichten über die franzöſiſche Revolution, Th. 1. S. 35. ꝛc. nachſehen.

Theil dieſer Produkte wird aus Conſtantinopel ſelbſt ausgeführt, und das übrige verſenden Rodoſto, Mundania, die Dardanellen und der Hafen Enos.

Hier rede ich nur von den Artikeln der Ausfuhr, weil es meine Abſicht iſt, die nützlichſten natürlichen Produkte der Länder darzuſtellen, die von mir bereiſet ſind, und die Waaren anzugeben, welche den europäiſchen Handel in Bewegung ſetzen. Am Ende dieſer Reiſe werde ich eine Ueberſicht der franzöſiſchen Einfuhr nach der Levante geben, und in einem andern Werke, die völlig unbekannten oder noch nicht hinlänglich bekannten Gegenſtände der Naturgeſchichte beſchreiben.

Wolle.

Der vornehmſte Ausfuhrartikel von Conſtantinopel iſt die Wolle, und zugleich der zweyte der ganzen levantiſchen Ausfuhr. In gewöhnlichen Jahren ſchätzt man den Werth der von Conſtantinopel und den vorher genannten Städten nach Marſeille verſandten Wolle, auf 1500,000 Livres, ſie ſteigt bisweilen aber auf zwey Millionen. Sie kömmt vorzüglich aus den Provinzen, welche am Canal, dem Meere von Marmora und dem Hellespont belegen ſind, auch von Romelien, Bulgarien, Beſſarabien und den ſüdlichen Küſten des ſchwarzen Meeres. Die Fleiſchbänke der Hauptſtadt liefern ebenfalls eine beträchtliche Menge. Man hat im türkiſchen Reiche zwey Gattungen von Schaafen, die ſogenannten Fettſchwänze, und die mit dem gewöhnlichen Schwanz.

Die erſtern ſind größer, haben aber nur mittelmäßige Wolle, und der Fettſchwanz wiegt zuweilen über zehn Pfund. Die beſte Wolle liefern die gewöhnlichen bulgariſchen und beſſarabiſchen Schaafe. Sie geht über Varna nach Conſtantinopel, oder über Adrianopel nach Enos. Die Wolle aus Bosnien wird von allen levantiſchen Sorten für die feinſte gehalten. Sie wird auf Pferden und Mauleſeln nach Spalatro, Zara und Ragusa gebracht, und von dort nach Venedig verſchifft. Die Wolle aus der Wallachey und dem nördlichen Servien wird meiſt nach Deutſchland verkauft. Faſt alle türkiſche Wolle iſt von mittelmäßiger oder ganz ſchlechter Beſchaffenheit, und taugt zu feinen einfarbigen Tüchern nicht. Wenn ſie aber ſortirt und mit ſpaniſcher oder Wolle von Rouſſillon vermengt iſt, weben die Fabrikanten von Languedoc daraus Londrins von der erſten und zweyten Sorte *), welche Marſeille nach allen Handelsſtädten der Levante in großer Menge verſendet.

Kameelhaar. (Laines de Chevron.)

In den kalten Gegenden von Klein-Aſien und Perſien haben die Kameele des Winters einen Ueberfluß

*) Dieſen Namen führen eine Art leichter, bald grober, bald feiner Tücher, die in der Levante ſtark getragen werden, urſprünglich in London verfertigt, aber von den Franzoſen nachgemacht wurden, ſo daß England dieſe Einfuhr größtentheils verloren hat. Marſeille pflegte von dieſen Londrins 47,000 Stück jährlich auszuführen.

von feiner ſeidenartigen Wolle, welche ſie zu Anfange des Frühlings wieder verlieren. Im Handel nennt man ſie ſehr uneigentlich Ziegenwolle. Die beſte kömmt von Perſien, durch die Caravanen von Erivan, Tiflis und Tocat. Man hat davon dreyerley Gattungen, ſchwarze, rothe und graue. Die ſchwarze iſt die theuerſte, und der Preis der grauen beträgt halb ſoviel, als der rothen.

Sie wird jährlich von Aleppo, Smirna und Conſtantinopel nach Marſeille verſandt. Conſtantinopel liefert achtzig bis hundert Ballen, von etwa dreyhundert Pfunden. Die beyden andern Städte exportiren eine gröſsere Quantität. Kameelhaar wird beſonders in Hutmanufakturen verbraucht, und alle Nationen, welche nach der Levante ſchiffen, verſehen ſich damit, doch geht das Meiſte nach Frankreich. Die Engländer erhandeln in Smirna nur eine geringe Quantität von den ſchwarzen Haaren. Man muſs das Kameelhaar nicht mit einer langen, ſeidenartigen und ſehr feinen Wolle verwechſeln, welche Perſien liefert. Dieſe kömmt von einer Ziege, welche in den Gebirgen von Perſien ſehr häufig iſt, und von der ich weiter unten reden werde.

Angoriſche Ziegenhaare.

Auf den Hügeln und Bergen in der Nachbarſchaft von Angora, einer Stadt im nördlichen Theil von Klein-Aſien, weidet eine Ziegenart, die kleiner, als

die unſrige iſt. Sie hat herabhängende Ohren, kurze Füße und langes, weißes, ſehr feines Haar. Dieſes kämmen die Einwohner ab, ſpinnen es ſehr fein, und verarbeiten es vorzüglich zu den Zeugen, welche man unter dem Namen Serge, Kamelotte und Shauls von Angora kennt. Die Franzoſen haben in Angora verſchiedene Comptoirs, dieſes Garn einzukaufen. Seit einiger Zeit kömmt das Meiſte über Smirna, doch erhält Marſeille immer einige Ballen von Conſtantinopel *).

Außer dem angoriſchen Ziegenhaar kennt man im Handel auch das von Beibazar, welcher Ort funfzehn

*) Die Angora oder Kämelziege gedeihet am beſten in einer Strecke von 50 Stunden, von Oſten nach Weſten, von Angora, und 10 Stunden von Süden gegen Norden. Ihr Haar wird nach der Weiße und Feinheit am meiſten geſchätzt. Die Ziegen werden einmal im Jahre, nämlich im April geſchoren, und das Haar ſogleich von Weibern geſponnen. Vor dem Kriege galt die Oke von dem gröbſten Garn, in Marſeille anderthalb bis fünf türkiſche Piaſter, und des feinern 30 bis 60 Piaſter. Alles Garn das auf der Stelle über 10 Piaſter die Oke koſtet, iſt auszuführen verboten. Sonſt ward mehr von den gröbern Sorten ausgeführt, nämlich alle Jahre wohl 4000 Ballen, jede zu 50 Oken, welche meiſt nach Marſeille gingen. In Angora ſelbſt werden aus den feinern Haaren Kamelotte von ſehr verſchiedenen Preiſen verfertigt, von 20 — 30, von 50 bis 80, ja von 100 — 200 Piaſter das Stück. Die jährliche Fabrikation ſteigt auf 40,000 Stück, die bloß im türkiſchen Reiche verkauft werden.

Olivier's Reiſen.

bis zwanzig Meilen weſtwärts auf dem Wege nach Pruſa liegt. Es iſt aber nicht ſo fein, biegſam, oder ſo leicht zu verarbeiten, als das angoriſche, dagegen aber weißer, weil die Einwohner von Beibazar ihr Haar, ehe es geſponnen wird, mit Seife waſchen.

Die angoriſche Ziege, hat in Rückſicht der feinen Haare, große Aehnlichkeit mit denen von Kerman und Caſchemir. Sie halten ſich mit einander in hohen Gegenden auf, welche des Winters kalt und des Sommers ſehr warm ſind. Sie werden alle ſorgfältig von ihren Schäfern gepflegt, oft gekämmt und gewaſchen.

Baumwolle.

Weder bey Conſtantinopel, noch an den Küſten des ſchwarzen Meeres, wird der zu kalten Witterung halber, Baumwolle gebauet. Dieſe Pflanze gedeihet nur an der weſtlichen und ſüdlichen Seite des Meers von Marmora, oder der Nachbarſchaft des Helleſponts. Baumwolle iſt die in der Levante am meiſten vorhandene Waare, und Frankreich erhandelt davon den größten Theil. Die Kaufleute von Conſtantinopel verſenden über Gallipoli, die Dardanellen und Enos, etwa hundert und funfzig Ballen, 125,000 Livres an Werth.

Baumwolle weiß geſponnen, oder in Adrianopel roth gefärbt, wird nicht in beträchtlicher Menge oder nur für etwa 40,000 Livres ausgeführt. Dagegen

verſendet Smirna bloß nach Marſeille, für zwey Millionen Livres, weiſſes und roth gefärbtes Baumwollengarn, und für 5,400,000 Livres rohe Baumwolle. Die andern levantiſchen Handelsörter exportiren bald mehr, bald weniger von dieſer Waare.

Sonſt war das rothe oder türkiſche Garn von Adrianopel, in groſsen Ruf, aber ſeit einiger Zeit hat das von Lariſſa in Macedonien, aus der Gegend von Smirna und einigen andern Städten im Innern von Klein=Aſien, den Vorzug erhalten. Seit einiger Zeit verſteht man auch in Frankreich, der Baumwolle eine eben ſo ſchöne und dauerhafte Farbe, als in der Türkey zu geben *). Rothes Baumwollengarn aus Griechenland, geht gar nicht nach Frankreich. Dieſes wird über das adriatiſche Meer nach Venedig und Trieſte, und von hier weiter nach Deutſchland verſandt.

Büffelhäute.

Büffel ſind im Orient ſehr häufig. Man braucht ſie zum Feldbau, als Zugvieh, die Mühlen zu treiben, und das Waſſer aus den Brunnen zu ſchöpfen. Sie ſind ſtärker, als Ochſen, und von weit allgemeinern

*) Beaujour hat bereits in ſeiner Schilderung des Handels von Griechenland, III. Abſchnitt S. 92., ausführlich gezeigt, daß man in Frankreich das türkiſche Rothfärben ſehr gut nachgeahmt hat. Er hat dort zugleich das ganze Verfahren der Türken, bey dieſer Färberey beſchrieben.

Gebrauch. Ob dieſe Thiere gleich wäſſerigte und ſumpfigte Gegenden an den Ufern der Flüſſe lieben, ſo gedeihen ſie doch überall, und werden viel größer, als die Ochſen.

Ihr Fleiſch iſt nicht gut zu eſſen, es iſt zäher, auch weniger ſaftig, als Rindfleiſch, und ſchmeckt wegen des Muscusgeruchs ſehr unangenehm. Die Morgenländer eſſen es äußerſt ſelten, und geben dem Hammelfleiſch den Vorzug, welches aber auch weit ſchmackhafter, als in unſern Ländern iſt. Die Kühe geben viele und wohlſchmeckende Milch, aber die Butter hat immer einen widrigen Geſchmack, woran man ſich jedoch mit der Zeit gewöhnt.

Das Büffelleder iſt dicker und feſter, als das vom Rindvieh, eine Haut wiegt von achtzig bis hundert Pfunde und darüber. Aus Romelien, Bulgarien, Beſſarabien, der Moldau und Wallachey werden eine große Menge dieſer Häute nach Conſtantinopel gebracht, aber aus Klein-Aſien nur wenige. Die Häute von Stieren haben größern Werth, als die von den Kühen, weil ſie dicker, ſtärker und ſchwerer ſind. In Marſeille werden jährlich fünf bis ſechstauſend eingeführt, wovon das Stück im Durchſchnitt funfzehn Livres koſtet. Ancona, Livorno und Meſſina erhalten ebenfalls eine anſehnliche Menge. Die nach Marſeille und Ancona beſtimmten Häute werden eingeſalzen, dahingegen die nach den andern italieniſchen Häfen gehenden, vorher mit Valonia, einer Art Knoppern, gegerbt werden.

Die Büffelhäute, welche Marſeille aus der Levante erhält, werden in Graſſe, im Departement Var, mit Myrthen und andern Subſtanzen gegerbt. Dieſe ſind ſehr ſtark, haben eine grünlichte Farbe, und werden von den Landleuten zu Sätteln gebraucht, die dauerhafter, als die vom beſten Rindsleder ausfallen.

Marſeille erhält auch aus Conſtantinopel zwey bis dreytauſend Ochſen und Kuhhäute, von geringen Werth, welche vom ſchwarzen Meere her kommen. Eine Ochſenhaut koſtet nur anderthalb, und eine Kuhhaut einen Livre.

Büffelszungen.

Dieſe werden vorzüglich in Romelien geräuchert, und in Conſtantinopel in großer Menge verzehrt. Nach Marſeille gehen jährlich ſieben bis achthundert Stück und noch mehr nach Italien. Sie werden vorher geſalzen und hernach langſam geräuchert.

Haſenfelle.

Der Haſe iſt in Klein-Aſien, Romelien und Bulgarien ſo häufig, daß man ſie nur der Felle wegen ſchießt. Marſeille erhält aus Adrianopel, Pruſa und Conſtantinopel drey bis vierhundert Ballen, 4 bis 500,000 Livres an Werth. Der Zoll von den ausgeführten Waaren wird in der Levante von den Verkäufern erlegt. Da aber zu einem Ballen mehrere Perſo-

nen ihre Haſenfelle hergegeben haben, ſo würde es für den Zollbeamten mühſam geweſen ſeyn, von einem jeden Intereſſenten ſeinen Antheil zu erhalten. Um daher allen Streitigkeiten und Beſchwerden abzuhelfen, brachte es der franzöſiſche Geſandte, St. Prieſt dahin, daß die Käufer den Ausgangszoll bezahlen müſſen, welcher einen Para von jeder Oke beträgt.

Saffian.

Die berühmteſten levantiſchen Saffianfabriken befinden ſich in Gallipoli, den Dardanellen und einigen Städten von Klein-Aſien. Sie verarbeiten die Häute der Ziegen und Böcke, die man in der Hauptſtadt oder in Klein-Aſien und Romelien ſchlachtet. Sonſt wird auch Saffian in allen türkiſchen Städten verfertigt, weil man ſo ſehr viel davon verbraucht. Die Türken tragen an den Füßen nur Saffian. Die Schuhe oder Pantoffeln der Juden und Armenier ſind von ſchwarzer und violetter, bey den Griechen aber von rother Farbe. Dieſer letzten Farbe bedienen ſich auch die Janitſcharen und geringen Leute. Die reichen Türken und ihre Frauen tragen aber Schuhe von gelben Saffian. Dieſe Farbe iſt den Juden und andern zinspflichtigen Unterthanen aufs ſtrengſte verboten. Nur diejenigen, welche bey den Geſandten und Conſuln fremder Mächte in Dienſten ſtehen, oder ihres Schutzes genießen, dürfen ſich dieſer privilegirten Farbe bedienen.

Man ſagt, die Türken hätten das rothe Saffianfärben von den Algierern erlernt. Sie geben ihrem Leder eine ſchöne rothe Farbe, und nehmen dazu Krapp, Kermes und etwas Cochenille. Ihr gelber Saffian giebt dem rothen an Schönheit nichts nach, und man wählt dazu die beſten Felle.

Von dem gewöhnlichen Saffian gilt ein Fell dritte-halb Livres. Nach Frankreich gehen von Conſtantinopel jährlich zwölf bis funfzehnhundert Stück. Die andern Europäer erhandeln nur eine kleine Anzahl. Nach der Inſtruction, welche wir vor unſerer Abreiſe erhielten, ſollten wir uns bemühen, das Verfahren der Türken, beym Bereiten und Färben des Saffians zu erlernen, wir boten auch Geld, um hinter dieſes Geheimniß zu kommen, allein wir fanden überall unter den Türken ungewöhnlichen Widerſtand. Wir haben verſchiedene Mal dieſe Fabriken beſucht, aber ohne zu erfahren, ob die Güte der Felle oder ihre Behandlung, die Schönheit des türkiſchen Saffians bewirkt. Wir haben nur geſehen, daß ſie zum Saffian Kalk, Sumach, Gall-äpfel, Ballonie, Hundekoth, Färberröthe, Cochenille, Kermes, Granatenrinde, Kreuzbeeren gebrauchten, welche letztere von den Graines d'Avignon verſchieden ſind *).

*) Ebenderſelbe Herr Beaujour iſt während ſeines Aufenthalts in Theſſalonich, glücklicher geweſen, das Geheimniß des türkiſchen Saffianfärbens zu erfahren, und er hat die Bereitung deſſelben, S. 93. ꝛc der deutſchen Ueberſetzung Th. III. dieſer Bibliothek, genau beſchrieben.

Seide.

Vor den perſiſchen Unruhen pflegten die Caravanen nach Conſtantinopel und Smirna ſehr viel Seide aus Ghilan, Shirvan und Adirbeizan zu bringen. Dieſe ward hier von den Engländern und Franzoſen eingehandelt, jetzt aber geht die Seide über das caſpiſche Meer nach Rußland. Ein Theil davon geht wieder über die Oſtſee nach England, wie ich künftig in der Schilderung des ruſſiſch-perſiſchen Handels zeigen werde *).

Jetzt kennt man in Conſtantinopel keine andere Seide, als die von Bruſſa, Adrianopel und Bulgarien. Die erſte iſt die beſte und in größter Menge vorhanden. Sie iſt meiſtens weiß, ſehr fein und geſchmeidig. Damit werden die zahlreichen Fabriken der erſten Stadt, der Hauptſtadt und der Inſel Scio verſehen, ſelbſt Aleppo und Damascus kaufen dieſe Seide und dennoch

*) Die neueſten und zuverläſſigſten Nachrichten vom ruſſiſchen Handel nach Perſien, den Aſtrakan über das caſpiſche Meer treibt, hat Hr. Pallas, im erſten Theil ſeiner neueſten Reiſen durch Cauçaſien und Taurien, geſammelt. Nach ihm bezahlt Rußland den Perſern jährlich für 6—7000 Pud rohe Seide 855,000 Rubel. Daß Seide wieder über die Oſtſee nach England ausgeführt werde, darüber enthalten die genauen Petersburger Zollregiſter, die ich von mehreren Jahren nachgeſehen habe, nicht das mindeſte, vielmehr wird perſiſche Seide in den einheimiſchen Manufakturen verarbeitet.

werden jährlich für 2 bis 300,000 Livres mit europäiſchen Schiffen ausgeführt. Die Franzoſen haben ein Handelshaus in Bruſſa, die Engländer ſchicken ihre Factore dahin, wenn ſie Seide bedürfen, auch kommen Kaufleute aus Algier und Tunis in gleicher Abſicht dorthin.

Die Nachbarſchaft von Nicomedien, Nicäa, und die Gegend zwiſchen dem Olymp und dem Meer von Marmora, iſt mit weißen Maulbeerbäumen ganz bedeckt, die mit Sorgfalt und Einſicht gepflegt werden. Man pflanzt meiſt Zwergbäume, um deſto leichter die Blätter abpflücken zu können.

Die Seide von Adrianopel und Bulgarien iſt ebenfalls meiſt von weißer Farbe, und kommt der von Bruſſa ſehr nahe. Seit etlichen Jahren iſt ſie ſehr häufig, vorzüglich ſeit dem viele Einwohner von Bruſſa dorthin gezogen ſind, Maulbeerbäume verpflanzt, und den Seidenbau emporgebracht haben. Jenſeits der Donau kömmt der Seidenbau nicht fort, aber in der Krim deſto beſſer, daher kann man erwarten, daß dieſe fruchtbare Halbinſel unter einer aufgeklärten Regierung, Seide und Wein, nebſt den mehreſten europäiſchen Produkten hervorbringen werde.

Wachs.

Davon liefern die Küſten des ſchwarzen Meeres und der beyden Meerengen des türkiſchen Reichs, im-

gleichen, Romelien, Bulgarien, die Wallachey und Moldau eine ſolche Menge nach Conſtantinopel, daß die franzöſiſchen Kaufleute allein jedes Jahr für 300,000 Livres Wachs von hier nach Marſeille verſenden, ſehr viel geht auch nach Genua, Livorno und Venedig, imgleichen nach England und Holland. In den griechiſchen und armeniſchen Kirchen, von den Muſelmännern zur Zeit ihres Ramadan, oder ihrer Faſten, wird auch ſehr viel Wachs verbraucht. Aus dem innern von Klein-Aſien geht das Wachs mit den Caravanen nach Aleppo und Smirna.

Buchsbaumholz.

Buchsbaum iſt ebenfalls in groſſer Menge an der ſüdlichen Küſte des ſchwarzen Meeres vorhanden. Es kömmt auch von der kleinen Stadt Barthin an den Ufern des Kerebuſu (Parthenius), das beſte aber aus der Nachbarſchaft des kaukaſiſchen Gebirgs. Die Schiffe, welche georgiſche, cirkaſſiſche und armeniſche Sklavinnen nach Conſtantinopel bringen, ſind gewöhnlich auch damit befrachtet. Marſeille erhält jährlich etwa für 12000 Livres von dieſem Holze.

Kupfer.

Die Bergwerke bey Trebiſonde, in der Nachbarſchaft von Tokat (Neo-Cäſarea) und andern Gegenden von Klein-Aſien, geben ſo anſehnliche Kupferaus-

beute, daß die Türken mit dieſem Metall einen großen Theil der Waaren bezahlen können, welche ſie aus Indien ziehen. Marſeille erhält jährlich an Kupfer aus Conſtantinopel, Smirna und andern ſyriſchen Häfen, für 12 bis 1300,000 Livres, auch geht etwas nach Italien. Die Türken verbrauchen ſelbſt ſehr viel Kupfer, ſowohl für ihre Artillerie, als Küchen- und Hausgeräth. Ueberdem wird jährlich nach Marſeille für 12000 Livres kupfernes Caffeegeſchirr verſandt, welches man in Trebiſonde und der umliegenden Gegend verfertigt.

Operment.

Aus Klein-Aſien wird auch viel Operment (Auripigmentum) ausgeführt. Dieſe mineraliſche Subſtanz, mit Bolus vermiſcht, dient bey den Türken dazu, um in den Bädern den Leib von allen Haaren zu befreyen. Marſeille führt davon jährlich für 2000 Livres ein, aber nach Italien wird weit mehr verſandt.

Hirſchhorn.

Hirſche ſind in den Wäldern nahe bey Conſtantinopel genug vorhanden. Die Hirſchhornausfuhr iſt nach Marſeille ſo unbedeutend, daß der Werth derſelben nur 200 Livres beträgt.

Pelzwerk.

Das beſte Pelzwerk kömmt aus Rußland, auch etwas aus Cirkaſſien, Georgien, der Krim, Wallachey und überhaupt aus den nördlichen Ländern des ſchwarzen Meeres. Schwarze Fuchs- und Zobelpelze werden am meiſten geſchätzt. Die erſten ſtehen in ſo hohen Werth, daß Privatperſonen ſie nicht kaufen können. Ein Zobelpelz koſtet gemeinhin 3000 Livres. Frankreich verbraucht von dieſem Artikel nicht viel, der auch nur ſeinen Fabriken ſchaden würde. Das wenige Pelzwerk, welches in Frankreich getragen wird, kömmt aus dem nördlichen Europa und Amerika. Daher aus der Levante nur für etwa 5000 Livres Marterſchwänze (Zerdava) nach Marſeille ausgeführt werden.

Pferdehaare.

Dieſe kommen meiſt aus Beſſarabien und Bulgarien, nach Frankreich gehen jährlich etwa für 2000 Livres.

Galläpfel.

Die Eichenart, welche dieſes Produkt hervorbringt, wächſt zwar in der Nachbarſchaft von Conſtantinopel, da aber Galläpfel und Knoppern (Valonia) vorzüglich aus Smirna, Aleppo und Cypern exportirt werden, ſo werde ich davon unten reden.

Getreide.

Die osmanniſche Regierung weiß ſo gut wie jede andere, wie gefährlich es iſt, an dem erſten Bedürfniß Mangel zu leiden, daher verwendet ſie alle Aufmerkſamkeit auf die Verproviantirung der Hauptſtadt, und opfert lieber Vortheile auf, um nur das Getreide im niedrigen Preiſe zu erhalten. Vor Selims Regierung galt die Oka nur drey Paras oder zwiſchen zehn und eilf Pfennige, ſeitdem aber die Regierung das Getreidemonopol an ſich geriſſen hat, verkauft ſie die Oke zu fünf bis ſechs Paras, worüber der gemeine Mann ſehr aufgebracht iſt.

Die Getreideprovinzen müſſen der Hauptſtadt auf ihre Koſten eine beſtimmte Quantität Korn zuführen. Der Preis deſſelben oder ihre Bezahlung dafür, richtet ſich nach der reichen oder mäßigen Ernte und andern Umſtänden.

Die Regierung ſchickt auch Kornhändler nach Volo, Theſſalonich und andern Gegenden von Griechenland, mit ihrem Befehl verſehen, der den Kornpreis feſtſetzt, imgleichen die Quantität, welche jeder Diſtrikt verkaufen muß. Dieß wird öffentlich in den Gerichtshöfen bekannt gemacht und jeder Landmann muß ſeinen Antheil abliefern. Er trägt aber die Magazin- und Transportkoſten nicht, für dieſe ſteht der Aufkäufer der Regierung, dem ſie dafür etwas gewiſſes bewilligt hat. Nämlich wenn er für den Kilo (Quilot) von zwey und

zwanzig Oken funfzig Aſper bezahlt, ſo darf er dem Sultan 70 Aſper anrechnen und auf dieſe Art nach dem höhern oder niedrigern Preiſe des Getreides. Die Kornhändler der Regierung erhalten das Geld immer im Voraus wenn ſie Getreide aufkaufen müſſen.

Die Regierung verkauft den Beckern und Privatperſonen das Korn zu einem feſtgeſetzten Preiſe und gewinnt bey dieſem Monopol funfzig bis ſechzig proCent. Man verſichert, daß ihr dieſer Handel jährlich zehntauſend Beutel oder zehn Millionen Livres eintrage.

In Conſtantinopel wird dreyerley Art Brodt gebacken. Die erſte heißt, pidé, ſodola oder türkiſches Brodt. Es iſt ſehr platt und ſchlecht ausgebacken, aber ziemlich weiß. Die andere Art Somun oder armeniſches Brodt, iſt höher, gerůndet, ganz ſchwarz, und noch ſchlechter ausgebacken, als die erſte Gattung. Die dritte Art, Frangeole, iſt klein, länglicht, und ungefähr von der Beſchaffenheit, wie das Brodt in Frankreich. Die türkiſchen Becker nehmen zu dem erſten Brodt etwas Gerſte, das zweyte iſt ein Gemiſch von Weizen, Rocken, Gerſte und Hirſe. Das Letzte, welches von europäiſchen Beckern gebacken wird, beſteht ſelten bloß aus Weizen. Da ſie ebenfalls ſchnell reich werden wollen, ſo mengen ſie anderes Mehl darunter, weil ſie wiſſen, daß diejenigen Fremden, die gutes Brodt eſſen wollen, doch das ihrige wählen werden, weil es weiß, gut ausgebacken und härter iſt. Sie verkaufen die Oke von dieſem Brodte, zu zehn, zwölf

bis vierzehn Paras. Da die Polizey annimmt, daß dieſes ſogenannte Franzbrodt, bloß für Ausländer gebacken wird, ſo beſtimmt ſie den Preis deſſelben nicht, ſondern die Becker können es zu beliebigen Preiſen verkaufen. Das Beſte erhalten jedoch die fremden Abgeſandten, weil dieſe Becker unter ihrem Schutze ſtehen.

Für das Serail des Großherrn wird noch eine vierte Art Brodt gebacken. Die Beſchaffenheit deſſelben iſt mir aber nicht bekannt. Es ſoll ſehr weiß und gut ſeyn, aber mürber und weniger ausgebacken, als Franzeole. Auch Privatperſonen backen ihr eigen Brodt, bald beſſeres, bald ſchlechteres, als man von den Beckern erhält.

Das Getreide, welches Romelien, Bulgarien und die Gegenden an der Donau der Hauptſtadt überlaſſen, hält man für das Beſte im ganzen türkiſchen Reiche, auch ſteht das Korn der Krim, und welches von Taganrok eingeführt wird, in gutem Ruf. Korn von Volo, Theſſalonich und Morea gehört zur zweyten Klaſſe, darauf folgt das von Cypern und Syrien, das egyptiſche aber wird für das ſchlechteſte gehalten.

Obgleich die Kornausfuhr nach fremden Ländern verboten iſt, ſo kann man doch in dem Canal der Dardanellen Getreide kaufen, welches von den weſtlichen und nördlichen Küſten des ſchwarzen Meeres verſandt wird. Man kann auch Korn in Rodoſto, Volo und

Enos, auch in Egypten, Syrien, Natolien, und hin und wieder in Morea erhandeln, man muß aber die Erlaubniß dazu bezahlen, auch gehörige Vorſichtsmaß-regeln nehmen, um nicht die Einwohner und die hohe Pforte zu beleidigen.

Frankreich muß nicht vergeſſen, daß die Pforte, zu einer Zeit, wo die Republik von allen Seiten angegriffen, und mit einer Hungersnoth bedroht war, ihr verſchiedene Schiffsladungen Getreide überließ, obgleich daſſelbe in den türkiſchen Provinzen nicht überflüſſig vorhanden war. Dieſe, der osmanniſchen Politik ganz zuwider laufende Erlaubniß beweiſt, ſo wohl die guten Geſinnungen der Pforte gegen Frankreich, als das kluge Betragen des franzöſiſchen Agenten in Conſtantinopel.

Sonſt erhält Conſtantinopel ſehr viel Reis aus Philippopolis, der aber von geringerer Güte, als der egyptiſche iſt. Auch Klein-Aſien verſendet Reis dahin, der beſte aber kömmt von Damiette. Kirſchen, Pflaumen, Birnen und Aepfel, werden täglich vom ſchwarzen Meere herbey geführt, imgleichen Kaſtanien und Nüſſe. Ebendaher und von den Ufern des Meeres von Marmora werden Aprikoſen, Pfirſchen, Roſinen, Feigen, Melonen, Waſſermelonen und andre Früchte, nebſt Gartengewächſen hergeſchafft. Die Inſel Scio verſieht die Hauptſtadt mit Orangen, Citronen, Cedraten, Granatäpfeln, trockenen Pflaumen und eingemachten Roſen und Orangen, wovon im türkiſchen Reiche eine

gewaltige Conſumtion iſt; die beſten Feigen kommen von Natolien, denn die von den griechiſchen Inſeln ſind zu trocken und von geringerer Güte, Smirna aber verſendet die beſten Roſinen.

Die Frucht vom Diospiros lotus wird in der Nachbarſchaft von Conſtantinopel, Ceraſunt und Sinope gezogen, und friſch gegeſſen, man macht auch daraus eine Marmelade, die mir nicht ſchmeckte, aber von den Morgenländern ſehr geſchätzt wird. Metelino verſorgt die Hauptſtadt mit eingeſalzenen Oliven, welche nebſt Caviar und geſalzenen Fiſchen ein Hauptgericht der Griechen, Armenier und Juden ſind. Kichererbſen und Mahis werden als Mehl oder auch gebraten gegeſſen. Weiber und Kinder haben ſie gewöhnlich geröſtet in der Taſche.

Von allen Küſten des ſchwarzen Meeres werden Honig, Butter und Schmalz herbey geſchafft, Honig kömmt auch aus Griechenland, den Inſeln und Klein-Aſien. Der Verbrauch iſt ſehr groß und die Pforte ſorgt dafür, daß es nie daran fehlen darf. Metelino und Candien verſendet ſehr viel Oel, ſo wie Tenedos Wein zum Behuf der Europäer, Griechen und Armenier. Die Juden laſſen den ihrigen bey Scutari und in der Nachbarſchaft der Dardanellen keltern.

Die Mandeln, welche die Hauptſtadt aus Natolien und Klein-Aſien erhält, reichen für ihre Bedürfniſſe nicht hin, und aus Frankreich werden daher viele

Mandeln eingeführt. Syrien und Natolien verſenden gleichfalls viele Pinien, welche die Türken zu ihren Ragouts verbrauchen und daraus mit Zucker allerhand Leckerbiſſen verfertigen. Damascus liefert ſüße trockne Apricoſen, welche man in Ragouts oder als Compots verbraucht. Egyptiſche Datteln und Piſtacien von Aleppo ſind zu theuer, um großen Abſatz zu haben, die Letztern werden daher für die Frauen und Kinder der Reichen aufgeſpart. Von einigen weniger erheblichen Früchten ſage ich nichts, wie von Miſpeln, Cornelius-Kirſchen, Eleagnus oder böhmiſchen Oliven, welche in der Nachbarſchaft von Conſtantinopel und in Natolien gezogen werden.

Den beſten levantiſchen Käſe liefert Candien, nebſt Bulgarien, die Wallachey und die Gegend um das Meer von Marmora. Er iſt aber mehrentheils ſchlecht, weil von der Milch vorher die Sahne zur Butter abgenommen wird. Yugnet oder trockne ſaure Milch ſchmeckt den Fremden nicht. Es iſt indeſſen eine geſunde Nahrung, woran man ſich zuletzt gewöhnt, und mit Vergnügen verſpeiſt. Dieſe Milch iſt im Orient überflüſſig zu haben.

Von den nördlichen Küſten des ſchwarzen Meeres wird der Hauptſtadt eine gewaltige Menge Caviar und eingeſalzener Fiſche zugeführt. Der Verbrauch des Caviars in der Hauptſtadt und dem ganzen Reich iſt ungeheuer. Er wird am meiſten von den Griechen und Armeniern, während ihrer Faſten verzehrt. Auch die

Juden verbrauchen viel davon, weil es eine wohlfeile Speiſe iſt. Die Einfuhr der geſalzenen Fiſche vom ſchwarzen Meer und der Gegend von Patras iſt ebenfalls groß. Die Fiſche vom ſchwarzen Meere ſind in Stücken geſchnitten, geſalzen und hernach getrocknet, die andern ganz, getrocknet oder geſalzen in Fäſſer gepackt. Vortreffliche Fiſche (Mugil Cephalus) werden auch geſalzen vom Meerbuſen Enos eingeführt.

Unter der Aufſicht der Pforte hat man noch in Conſtantinopel eine beſondere Anſtalt, worinn eine Menge Arbeiter arabiſchen Caffee brennen, und in großen marmornen Mörſern zerſtoßen. Er wird hernach den Caffeeſchenken und Krämern in größern und kleinern Quantitäten verkauft. Andere Privatperſonen können auch gegen eine kleine Abgabe ihren Caffee dort brennen und zerſtampfen laſſen, nur darf bey ſchwerer Strafe Moka-Caffee nicht mit weſtindiſchen vermengt werden, der zwar wohlfeiler iſt, aber in geringern Rufe ſteht. Demungeachtet verſendet Marſeille allein jährlich für eine Million Livres nach der Hauptſtadt. Dagegen wird in Bulgarien, Beſſarabien und den Gegenden der Donau, der weſtindiſche Caffee dem arabiſchen vorgezogen, und erſter geht über Conſtantinopel dorthin.

Die Karavellen des Großherrn führen jährlich über Alexandrien den Moka-Caffee ein. Zugleich kömmt aus Egypten ſehr viel Zucker. Man zieht dieſen dem weſtindiſchen vor, weil er wohlfeiler und ſüßer, aber nicht ſo gut raffinirt iſt.

Alles Brenn- und Küchenholz, das man in den Fabriken und den vielen Bädern verbraucht, wird von den ſüdlichen Küſten von Marmora, und den ſüdöſtlichen des ſchwarzen Meeres herbey geſchafft. Gewöhnlich brennt man Eichenholz, indeſſen auch andere Holzarten. Aber deſto mehr Kohlen werden aus dieſen Gegenden gehohlt, weil die Türken kein Kaminfeuer kennen, ſondern ſich zum Erwärmen der vorher beſchriebenen Tandurs und Mangals bedienen, wozu man nur Kohlen nöthig hat. Sie werden aus Eichen und Steineichen, auch aus Tannen und anderm Holze gebrannt.

Die vorher genannten Gegenden haben einen großen Ueberfluß an Buchen, Hagebuchen, Eichen, Eſchen, Ulmen, Nuß, Kirſchen und Birnbäumen, Fichten, Tannen, Platanen und Linden, ſie können daher die Hauptſtadt mit Tiſchler- und Zimmerholz reichlich verſehen, ob man gleich die Häuſer nur von Holz aufführt, und die vielen Feuersbrünſte eine Menge Holz erfordern, die niedergebrannten Häuſer wieder zu erbauen. Täglich ſieht man eichene und tannene Balken, Schwellen von Eichen und Buchen, Planken von Kaſtanienholz für die Dächer, leichte Bretter von Tannen, Nußbaum, Platanen, Kirſchen, Birnbaum und andern Holzarten für Fußböden, Decken und Tiſchlerarbeiten ferner Pumpenröhren und dergleichen einführen.

Von eben dieſen Gegenden werden ſehr viel Schiffholz für das Arſenal, ingleichen die trefflichſten Maſten

eingeführt. Dieſes erhält auch Schiffholz aus der Moldau, welches über Galaz nach Conſtantinopel gebracht wird. Polen und das ſüdliche Rußland liefern eben dergleichen, und die franzöſiſche Regierung machte vor der Revolution einige Verſuche damit, welche gut ausfielen, ungeachtet des Geſchreyes einiger Perſonen, deren Intereſſe es war, dieſes Holz im Mißcredit zu bringen.

Sinope iſt die Stadt des ottomanniſchen Reichs, in deren Nachbarſchaft man alle Bedürfniſſe für eine Flotte überflüſſig haben kann, daher die dortigen Schiffswerfte beſtändige Arbeit haben. Eichen ſind in der Nachbarſchaft dieſer Stadt in Menge vorhanden, ihr Holz zu Tiſchlerarbeiten vorzüglich geſchickt, iſt gleich brauchbar zum Schiffbau, und eben ſo gut als das Holz in unſern ſüdlichen Departements.

Die Ausfuhr des für Kriegsſchiffe tauglichen Holzes iſt in Sinope bey ſchwerer Strafe verboten. Die Pforte hält hier einen Oberaufſeher, der das Holz fällen, behauen und nach dem Arſenal ſchaffen läßt. Nur dasjenige was er verwirft oder nicht brauchen kann, dürfen Privatperſonen zu Kauffartheyſchiffen benutzen.

Die ſüdliche Küſte des ſchwarzen Meeres erzeugt auch ſehr viel Pech, Flachs und Hanf, womit die

Schiffswerfte von Sinope und Conſtantinopel verſehen werden. Flachs und Hanf werden auch aus der Moldau und Wallachey hergeſchafft.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Von den Drogomannen, den Barattaren oder denen die unter dem Schutz der Geſandten ſtehen. Von den Heirathen der Kaufleute, den franzöſiſchen Handwerkern in der Levante und der Karavane.

Die Drogomannen verdienen von Seiten der Regierung alle Aufmerkſamkeit, weil auf ihre Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit der Erfolg aller Unterhandlungen und der ihnen anvertrauten Geſchäfte beruhet. Man hat ſich lange mit ihnen beſchäftigt, ohne den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Man glaubte bisher, daß guter Unterricht alle übrigen Eigenſchaften überwöge und daß zu einem guten Dollmetſcher weiter nichts gehöre, als Verſtand und Kenntniß der franzöſiſchen, türkiſchen und arabiſchen Sprache. Man wählte vorzüglich junge Leute, die in der Türkey geboren waren, weil ſie die morgenländiſchen Dialekte deutlicher ausſprachen, auch ſich überhaupt fertiger und richtiger ausdrücken konnten. Sie mußten hernach einige Zeit in Paris zubringen, um franzöſiſch und die Grundregeln der türkiſchen und ara-

biſchen Sprache zu erlernen. Endlich endigten ſie ihr Studium in einem Kapucinerkloſter in Conſtantinopel, wurden hierauf in die levantiſchen Handelsplätze vertheilt, und diejenigen, welche von ihnen die meiſten Fähigkeiten zeigten, bey der franzöſiſchen Geſandtſchaft angeſtellt.

Durch eine unüberdachte Nachſicht pflegte man die franzöſiſchen Dollmetſcher aus vier bis fünf Familien zu wählen, welche ſeit langer Zeit in der Levante wohnten. Dieſe Leute, in der Türkey von griechiſchen oder armeniſchen Müttern geboren, haben es während der Revolution bewieſen, wie wenig man ihnen und ihres gleichen trauen darf. Ob ſie gleich den Franzoſen ihre Erziehung und Beförderung verdankten, ſo traten ſie dennoch in die Dienſte unſerer Feinde, und theilten ihnen die Kenntniſſe mit, die ſie bey uns erlangt hatten. Einige beſchuldigt man ſogar, daß ſie die Kanzeleyen geplündert und wichtige Papiere entwendet hätten, kurz ſie haben in dieſer merkwürdigen Periode bewieſen, daß man künftig nur geborne Franzoſen, als Drogomanns bey der Pforte beſtellen müſſe.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß ich einen in der Levante gebornen Europäer, geſellſchaftlicher Tugenden weniger fähig, und zu Geſchäften weniger geſchickt halte, die Rechtſchaffenheit und Ehre verlangen. Die Erfahrung hat uns zu häufig belehrt, daß ein im türkiſchen Reiche geborner und erzogener Dollmetſcher ſich kein Gewiſſen daraus macht, das Intereſſe einzelner

Privatperſonen oder fremder Höfe ſeinem eigenen Vortheile aufzuopfern. Man kann erweiſen, daß der Geſandte oder fremde Kaufmann häufig den Fallſtricken unterliegt, die ihm ſein Dragomann ſtellt, ihn durch ſeine liſtigen Wendungen zum Stillſchweigen bringt, oder ihn gar durch Geld, das er geſchickt und zur rechten Zeit verwendet, ihn ganz für ſeine Abſichten ſtimmt.

Was kann man aber auch von einem Mann erwarten, der Rechtſchaffenheit und Erfüllung ſeiner Pflicht, bloß in Beobachtung äuſerlicher Religionsceremonien ſetzt, der in einem Lande erzogen iſt, wo man dem Herkommen gemäß, jeden Schritt, jeden Dienſt bezahlen muß, wo Gerechtigkeit verkäuflich iſt, der falſche Zeuge bezahlt, oder der Mörder ſich loskaufen kann, kurz wo man ohne Bedenken, ohne Schaam und Gewiſſensbiſſe, den niederträchtigſten Handel treibt.

Die Geſandſchaft in Conſtantinopel iſt von der bey andern Höfen himmelweit verſchieden. Bey dieſen beſorgt der Geſandte ſeine Geſchäfte ſelber, kann ſeine Talente entwickeln, und alle Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzen. In Conſtantinopel hingegen hängt er ganz von ſeinem Dragomann ab. Iſt dieſer dumm oder ungeſchickt, ſo erſcheint der Geſandte bey der Pforte als ein Thor oder ganz gewöhnlicher Mann. Iſt der Dollmetſcher ein Betrieger, ſo wird der Geſandte bey aller Gelegenheit hinters Licht geführt, die Kaſſe

deutlichſte Sache nimmt eine verwickelte Wendung, täglich häufen ſich Schwierigkeiten und der Geſchäftsgang wird durch täglich neue Hinderniſſe verzögert, bis der Geſandte endlich bey dem ewigen Widerſtande ermüdet, ſeinen Plan aufgiebt, und ſich weiter in keine neuen einläßt.

In Marſeille und nicht in Conſtantinopel müßten öffentliche Schulen für die griechiſche, türkiſche und arabiſche Sprache angelegt werden, damit junge für den levantiſchen Handel beſtimmte Leute, Schiffer die dahin fahren wollen, dieſe Sprachen gründlich erlernen könnten, um nicht betrogen zu werden und ihre Geſchäfte nach eigenen Gutdünken, und ohne alle Weitläuftigkeiten betreiben zu können.

Eine zweyte Schule, bloß für künftige Dollmetſcher, müßte in Paris vorhanden ſeyn, wo man nur geborne Franzoſen aufnähme. Hier würden ſie in der gemeinen Volksſprache unterrichtet, aber auch zugleich in der türkiſchen, arabiſchen Bücherſprache, deren man ſich bey Hofe bedient, und in welcher Verordnungen der Regierung ausgefertigt werden.

Bey einem Aufenthalte von etlichen Jahren im türkiſchen Reiche und nach einer eben ſo langen Anſtellung bey den Handelsagenten und Commiſſarien, würde der zum Dollmetſcher beſtimmte junge Mann gewiß die Ausſprache und alle Wendungen der türkiſchen Sprache inne

haben, um entweder in der Hauptſtadt oder den Handelsplätzen von Griechenland und Syrien gebraucht zu werden. Ueberhaupt ſchadet es nicht, die europäiſche Ausſprache beyzubehalten, weil die Türken immer einen Europäer mit einiger Achtung behandeln, welche ſie andern zu erweiſen für unnöthig halten, die in der Türkey geboren ſind, und von ihnen nur als verkleidete Sklaven angeſehen werden.

Wenn die Dollmetſcher zugleich als Pflanzſchule für Handelsagenten in der Levante oder andere Geſchäftsträger dienen könnten, ſo würde eine ſolche Anſtalt die wichtigſten Vortheile gewähren. Dieſe Zöglinge würden mehr Eifer, Kenntniſſe, Rechtſchaffenheit und Zuneigung gegen das Mutterland beweiſen, die Handelsgeſchäfte würden beſſer betrieben und ſchneller beendigt ſeyn, wenn die dazu gebrauchten Perſonen die Landesſprache inne hätten, und durch lange Erfahrung die Muſelmänner oder überhaupt die Unterthanen genau hätten kennen lernen.

Vor allen aber müßte man von der Pforte zu erlangen ſuchen, daß die franzöſiſchen Dollmetſcher in europäiſcher Kleidung und einer beſondern Uniform öffentlich erſcheinen dürften, und von dem bisherigen Ceremoniel befreyet würden. Denn ſo lange der Drogomann ſich für einen Pacha oder bloſſen Schreiber der Pforte demüthigen muß, ſo lange er gezwungen iſt, den Stock zu fürchten, für ſeinen Kopf zu zittern, oder

den Zipfel des Rocks der türkiſchen Beamten zu küſſen, wie kann er die in der Levante ſo nöthige Feſtigkeit des Characters, eine eigene Meinung und Furchtloſigkeit behalten. Gewöhnliche Geſchäfte, oder die von keiner Wichtigkeit ſind, kann man wie bisher den eingebornen Dollmetſchern überlaſſen; nur muß man dieſe durch die Schutzfreyheit (Barat) in Ordnung zu halten ſuchen, und ein ſolches Privilegium mit Vorſicht ertheilen.

Ich rede hier nicht von den Griechen und Juden, die einen Barat von irgend einem Geſandten erkaufen, um türkiſche Stiefeln tragen, oder nur drey proCent Zoll erlegen zu dürfen, und dadurch ihr Leben und Vermögen dem Schutz einer europäiſchen Macht überlaſſen. Es ſcheint mir unedel und unpolitiſch, daß Geſandte für einen hohen Preis, Leuten ihren Schutz verkaufen, die ſehr oft ihren Kredit untergraben, ihnen viele Zeit rauben, und dem europäiſchen Handel mancherley Nachtheile verurſachen.

Die Barats müſſen umſonſt ertheilt werden, vorzüglich ſolchen Leuten, die ſich ganz den Handelsgeſchäften widmen, die keine mühſame, unangenehme Arbeit ſcheuen, und die arm und ohne Kredit, die beſten Unterhändler der fremden Kaufleute mit den Eingebornen ſind. Weil ſie für den Schutz nichts bezahlt haben, kann man ihnen dieſen nach Befinden der Umſtände wieder nehmen, wenn ſie ſich ſchlecht betragen,

um ihnen die Vortheile zu entziehen, welche mit dem Barat verbunden ſind.

Eine lange Erfahrung hatte die franzöſiſche Regierung belehrt, daß es weiſe wäre, den Kaufleuten und Handelsagenten die Heirathen mit Griechinnen oder andern morgenländiſchen Chriſtinnen zu unterſagen. Dieſes Geſetz, welches Gunſt und Empfehlungen bisweilen durchlöcherten, muß in ſeiner alten Kraft wieder hergeſtellt werden, weil das Wohl des Staats und Handelsvortheile ſolches verlangen. Dies Geſetz iſt deſto nothwendiger, weil im türkiſchen Reiche die Kinder, welche aus der Ehe der Europäer mit Griechinnen und andern Unterthanen des Kaiſers erzenget werden, dem Sultan das Kopfgeld bezahlen müſſen, oder als zinspflichtige Rajas behandelt werden.

Außerdem daß eine in der Levante geborne Frau orientaliſche Indolenz, der Beſorgung ihrer Wirthſchaft vorzieht, und in Putz, Juwelen und andern Frivolitäten große Summen verſchwendet, ſo zeigt ſie weder Anhänglichkeit noch Erkenntlichkeit gegen den, welchem ſie Ruhe und Wohlſtand verdankt. Nach dem Beyſpiel der türkiſchen Weiber verhindert ſie vielmehr, wenn er etwas erſparen will, damit er an die Rückkehr in ſein Vaterland nicht denken kann. Der Mann, der ſeine Gattin nie dahin bringt, ihm in ſeine Heimat zu folgen, dem Sofa, warmen Bädern und andern von Jugend auf gewohnten Bequemlichkeiten zu entſagen,

nimmt allmählig die Landesſitten an. Er wird träge, das Alter nähert ſich und fordert ihn der Tod ab, ſo iſt ſeine Familie für das Vaterland verloren. Eben dieſe Familie würde daſſelbe ganz vergeſſen, wenn Eigennutz ſie nicht antriebe unter demſelben Schutz zu leben, den der Vater oder Ehemann bisher genoſſen hatte.

Die bisherigen Dollmetſcher aber durften heirathen, weil man ſie als ſolche betrachtete, die ihr Vaterland auf immer verlaſſen hatten, dahingegen der Kaufmann, nach einer Abweſenheit von zwölf bis zwanzig Jahren, wieder nach Frankreich zurück kommen, und dort ſeinen Erwerb verzehren mußte, welchen ein verſtändiger ökonomiſcher Mann gewöhnlich mitzubringen pflegte. Sonſt wurden junge Leute von funfzehn bis zwanzig Jahren aus Frankreich, zu Erlernung des Handels, den in der Levante etablirten Handelshäuſern zugeſchickt, die im fünf und zwanzigſten Jahre Buchhalter waren. In zehn Jahren konnten ſie nun ſo viel verdienen, daß ſie nach Frankreich zurückkehren und ſich dort verheirathen konnten.

Ich war ſehr verwundert, in den meiſten levantiſchen Handelsplätzen ſo viele franzöſiſche Handwerker zu treffen, welche dorthin europäiſche Kunſt verpflanzt haben und unter dem Schutz des Geſandten, oder der übrigen Handelsagenten von ihren Arbeiten leben, ohne alle Abgaben zu bezahlen. Wären dieſe Künſtler und Manufacturiſten ausgewandert, um ein Vermögen außer Landes zu erwerben, und damit wieder heim zu kehren,

oder fügten ſie nicht dem Handel und der Induſtrie ihres Vaterlandes beträchtlichen Schaden zu, daß ſie unter den Türken bisher unbekannte Manufacturen anlegen, und ihnen Anleitung geben, manche Artikel, welche ſie ſonſt aus Frankreich zogen, ſelber zu verfertigen, ſo verdienten ſie, daß ihnen jeder Geſandte alle Freyheiten der Handelsleute ertheilte.

Allein ſie haben mit dieſen achtungswerthen Ausgewanderten keine Aehnlichkeit, die ſich fern von ihrem Vaterlande einer beſchwerlichen Arbeit unterziehen, ihre beſten Jahre unter Barbaren zubringen, und ſich dem Schwerdt der Mörder, Feuersbrünſten, der Peſt und andern Krankheiten ausſetzen. Dieſe haben bloß die Abſicht einen vortheilhaften Tauſchhandel zwiſchen Frankreich und den Ländern des Sultans zu unterhalten, welcher die franzöſiſchen Manufacturen in Bewegung ſetzt, die Volksmenge vermehrt, eine große Anzahl Matroſen bildet, an einigen Orten Ueberfluß, überall aber Wohlſtand verbreitet.

Der franzöſiſche Handwerker hat in der Levante nur eine traurige Exiſtenz. Sein Gewinn iſt geringe und ſelten gelingt es ihm durch anhaltende Arbeit und ſtrenge Sparſamkeit ſo viel zu erwerben, um ſein Vaterland wieder zu ſehen. Zuweilen geräth er in Schenken und andere ſchlechte Häuſer und kann alle Franzoſen in Conſtantinopel und andern Handelsplätzen in die größte Gefahr ſetzen, wenn er ſich im Trunk oder in der Hitze vergehen ſollte. Ein ſolcher müßte, ſeines eigenen

Vortheils wegen, nach Frankreich zurück geſchickt werden, außer wenn man deſſen längern Aufenthalt in der Levante dem Vaterlande nützlich findet. Sollte er ſich weigern abzureiſen, ſo müßte man ihm den Schutz entziehen, welchen er auf keine Weiſe verdient.

Die Unwiſſenheit der Morgenländer in der Schiffahrtskunde, und die Furcht vor maltheſiſchen Korſaren, haben die Türken ſchon ſeit langer Zeit dahin gebracht, ſich zu ihrem Zwiſchenhandel venetianiſcher, raguſiſcher und franzöſiſcher Fahrzeuge zu bedienen. Sie befrachteten auch Landesſchiffe, aber dies waren immer griechiſche, die von den Erzbiſchöfen von Naxos und Syra einen Freypaß erhalten hatten.

Die Franzoſen haben immer eine Menge Fahrzeuge beſchäftigt, um Waaren von einem Orte der Levante nach dem andern zu transportiren, und dabey eine gute Fracht zu verdienen. Dieſer Zwiſchenhandel war in Frankreich unter dem Namen der Karavane bekannt, eine practiſche Schule für Seefahrer, und eine Quelle beträchtlicher Reichthümer für einige Städte der alten Provence. Die Seeleute dieſer Provinzen kannten die levantiſchen Gewäſſer am beſten, beendigten ihre Fahrten ſehr geſchwinde und brachten den Kaufleuten große Vortheile. Die Schiffahrt der Venetianer und Raguſer war langſam, ängſtlich und mit großen Gefahren verbunden, weil ihre Schiffe häufig ſcheiterten, wenn ſie beym geringſten Anſchein der Gefahr in einen Hafen einlaufen oder eine ſichere Rhede aufſuchen wollten.

Außer dem Frachtgewinn, den diejenigen unter ſich theilten, welche auf ihre Koſten Fahrzeuge erbauet und ausgerüſtet hatten, fehlte es dem Kapitain nie an Gelegenheit, ſich zu bereichern, ſo bald er thätig, verſtändig und ſparſam war. Selbſt Matroſen gewannen außer ihrem Gehalt ſehr viel an den kleinen Packeten, die ſie aus Marſeille mitbrachten, oder von einem levantiſchen Hafen dem andern zuführten. Dieſer Gewinn beträgt für ausgeſuchte Waaren fünf und zwanzig proCent, und ein geſcheuter Matroſe, der in der Levante bekannt war, konnte immer auf einen ſichern Vortheil rechnen, dieſer in einem Jahre, ſechs bis ſieben Mal wiederhohlte Gewinn, verdoppelte oder triplirte das angelegte Kapital ſehr bald. Ich habe in Marſeille, Ciotat, St. Tropes und Sayne Seeleute gekannt, welche durch dies Gewerbe eine zahlreiche Familie unterhielten, und dabey noch ſo viel verdienten, um in ihren alten Tagen gemächlich leben zu können.

Ein jedes dieſer Frachtſchiffe war in vier und zwanzig Actien oder Kirats vertheilt, und jede Actie beſtand wieder aus kleinern Portionen. Nach drey Jahren kam das Schiff wieder zurück. Der Gewinn ward nach der Berechnung des Kapitains unter die Actieninhaber vertheilt, nach dem man zuvor den Lohn der Mannſchaft, Reparaturkoſten, und andere nöthigen Ausgaben abgezogen hatte.

Seit einiger Zeit bemerkte man, daß, je reicher die Capitains zu Hauſe kamen, deſto geringere Dividenden wurden den Actionärs berechnet. Ob nun gleich bey dieſem Gewerbe Menſchlichkeiten vorfielen, ſo machten die habſüchtigſten Capitains doch ſo gute Rechnung, daß die Actieninhaber ihr Vertrauen auf dieſe einträgliche Spekulation nicht verloren oder aufgaben. Die vorher genannten kleinen Städte haben damit ſehr viel gewonnen, und die Einwohner lebten in Wohlſtand, der nicht in bloßen Ackerſtädten gefunden wurde.

Man berechnete über hundert Schiffe, welche ſich mit dieſem Frachthandel abgaben, und auf jedem dienten acht bis zehn Mann, den Capitain und Lieutenant mit gerechnet. Ueberdem brauchte Marſeille für den eigentlichen levantiſchen Handel vier bis fünfhundert Fahrzeuge. Die Caravane muß man daher im Frieden zu ermuntern ſuchen, ſowohl der Vortheile wegen, die ſolche abwirft, als auch wegen der practiſchen Kenntniſſe, die unſere Matroſen dabey erlangen.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Conſtantinopel nach dem Hafen Mundania. Aufenthalt in Ghemlek. Türkiſche Schiffswerfte. Bauholz. Ackerbau. Naturgeſchichte. Inſeln des Propontis. Gallipoli. Lampſacus. Ankunft bey den Dardanellen.

Da die Begebenheiten, welche ſich ſeit unſrer Abreiſe von Paris zugetragen hatten, uns den Hauptzweck unſrer Reiſe aus den Augen rückten: ſo ſchien uns gleich bey unſrer Ankunft im Morgenlande das Beſte, entweder unſre Zurückberufung nach Frankreich zu verlangen, oder förmlichen Befehl, Conſtantinopel zu verlaſſen, an der ſüdlichen Küſte des ſchwarzen Meeres bis Armenien, Georgien und Gilan zu reiſen, vom caſpiſchen Meere, Perſien, der Länge nach, zu durchſtreifen, und nach Frankreich durch den perſiſchen Meerbuſen, Baſſora,

Bagdad und Aleppo zurückzukehren. Seit ſechs Monaten warteten wir vergeblich, daß der außerordentliche Geſandte der Republik Erlaubniß erhalten möchte, uns mit nöthigen Mitteln zur Reiſe zu verſehen. Wir waren höchſt begierig, einen der intereſſanteſten Welttheile in Hinſicht auf Naturgeſchichte, Geographie und Handel zu bereiſen, als wir die Nachricht von der Gefangennehmung des Bürgers Semonville in Graubündten durch eine der feindlichen Mächte erhielten.

Die Ankunft eines Geſandten der Republik zu Conſtantinopel hätte die Lage der Franzoſen gewiß verbeſſert, die Pforte vorſichtiger gemacht, und uns aus der Ungewißheit geriſſen, in welcher wir ſeit unſerer Abreiſe von Paris ſchwebten. Der Bürger Semonville, mit welchem wir mehrmals zu Marſeille geſprochen hatten, kannte die Abſichten der Regierung in Hinſicht auf uns, er wußte die Abſicht unſrer Sendung, und die Wichtigkeit, welche der ausübende Rath, auf unſre politiſchen und Handelsverbindungen mit dem ottomanniſchen Reiche legte, und wie ſehr dieſer bey den jetzigen Umſtänden hoffte, Vortheil von einem engern Verhältniß mit den Türken zu ziehen.

Da wir auf verſchiedne Briefe an die Regierung keine Antwort erhielten, beſchloſſen wir den Winter in den Dardanellen oder auf den griechiſchen Inſeln, fern von den politiſchen Zänkereyen der Franzoſen, zuzubringen. Hierzu bewog uns die ſchickliche Lage dieſer Orte, ſowohl, um nach Frankreich zurückzukehren, als auch nach

den oben erwähnten Theilen des türkiſchen Reichs zu gelangen.

Der Bürger Descorches erleichterte unſre Abſicht, ſo viel es ihm möglich war, und wir verließen Conſtantinopel, gegen Ende des Novembers im Jahr 2, auf einem Raguſaniſchen Schiffe, welches ein franzöſiſcher Kaufmann befrachtet hatte. Der Capitain ſollte in dem Meerbuſen von Mundania ankern, um einige Ballen Seide von Bruſſa einzunehmen; von da ſollte er nach Smirna fahren, und uns bey den Dardanellen abſetzen.

Der Tag war ſchön, und das Meer vollkommen ruhig, und der Capitain benutzte den erſten Nordwind, um von Galata abzuſegeln, und wir legten des Abends bey dem Dorfe Prinkipos bey. Da wir uns der Windſtille wegen, zwey Tage aufhalten mußten, beſchäftigten wir uns damit, Taucher, Schnepfen und Rebhühner zu ſchießen, und Gräſer und andre Pflanzen zu ſammeln. Den 9ten kamen wir eine halbe Meile von dem Dorfe Ghemlek vor Anker.

Das Dorf Ghemlek, welches die Griechen Kios nennen, liegt nördlich am Ende des Meerbuſens. Es iſt auf den Ruinen des alten Cius erbaut, und hat etwa 2000 Einwohner; ſie beſtehen größtentheils aus Griechen, und beſchäftigen ſich mit Ackerbau, und einige wenige mit der Schiffahrt. Einige müſſen auf den türkiſchen Schiffswerften arbeiten. Bey unſerer Ankunft war ein Fahrzeug von 24 Kanonen, unter den

Aufſicht eines franzöſiſchen Baumeiſters, beynahe vollendet.

Die Türken bauen einen Theil ihrer Schiffe an dieſem Ort, weil ſie mit Leichtigkeit Bauholz in der Nähe des Olymps, von den Bergen zwiſchen Mundania und Nicomedien und ſüdlich vom See Aſcanius erhalten können. Man gebraucht zwey Arten Eichen und zwey Arten Fichten dazu, die erſten dienen zum Kiel, zu den Balken, und der äußern Bekleidung; die Fichten ſo wohl zu den Balken als zu den innern Theilen.

Die beyden Eichenarten, welche man zum Schiffsbau benutzt, ſind die Quercus crinita, und racemoſa. Die erſte, welche Quercus cerris des Linnée zu ſeyn ſcheint, wächſt häufig an der Küſte von Tocat, Sinope und Trapezunt. Es iſt dieſelbe Art, welche man in Conſtantinopel zum Schiffsbau und zu Tiſchlerarbeiten gebraucht. Man findet ſie auch in einem großen Theil von Syrien und Klein-Aſien; ſie wächſt zu einer großen Höhe und liefert vortreffliches Holz. Die Blätter ſind tief gekerbt, glatt, oben dunkelgrün, und auf der untern Seite weißlich. Die Cupula iſt mit langen spitz zulaufenden Fäden beſetzt (quercus orientalis, latifolia, foliis ad coſtam pulchre inciſis, glande maxima, cupula crinita. Tournefort, Coroll. pag. 40.)

Die Quercus racemoſa (orientalis. Tournefort. ibidem.) oder die Eiche mit langſtieligen Eicheln iſt noch häufiger bey Mundania und Conſtantinopel; ſie wird

ſehr hoch, gerade und hat ſehr hartes Holz, die Blätter unterſcheiden ſich wenig von denen der Zürneiche, zeichnet ſich aber durch die drey Zoll langen, ſehr dünnen Stiele der Eicheln aus.

Man bedient ſich gewöhnlich der Pinus pinea und einer Art, welche dem corſiſchen Laricio nahe kommt. Die erſte wächſt häufig an den Küſten von Klein-Aſien und Syrien, ſo wie auch in ganz Griechenland, ſie erreicht eine beträchtliche Höhe, und das harte harzige Holz wird zu Mundania, den Dardanellen, Metelin und Rhodus häufig zum Schiffsbau benutzt.

Die zweyte Fichtenart, welche häufig um den Olymp und im Innern von Klein-Aſien wächſt, hat einen geraden Stamm und erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke. Die Saamen, welche ich nach Paris gebracht habe, ſind in dem Garten des Bürgers Cels, Mitglied des Nationalinſtituts, ſehr gut fortgekommen.

Der Golfo von Mundania iſt tief, enge und mit hohen Bergen umgeben, die auf der Nordſeite ſind größtentheils Kalk, zum Theil Schiefer und zum Theil Sandſtein. Die Südküſte beſteht ganz aus harten Porphyr und Granitfelſen. Am Ende des Meerbuſens iſt eine ſandige Ebne, und weiter hinter eine fruchtbare Gegend, welche vom Kios und dem Hylas bewäſſert wird. In dieſer Gegend werden verſchiedne Gemüſe gebaut, wie die Aubergine, die Bamie, Waſſermelo-

nen und verſchiedne Obſtbäume, worunter wir den Granatenbaum und eine Art länglichter Aepfel bemerkten. Wir verſchafften uns mehrere junge Apfelbäume und ſchickten ſie nach Conſtantinopel in den Garten des Geſandten, um ſie nachher nach Frankreich ſelbſt zu ſchicken.

Ohne Zweifel wird dieſer Apfelbaum im ſüdlichen Frankreich fortkommen, denn das Klima von Ghemlek iſt wenigſtens eben ſo heiß, als in den ſüdlichen Departements, wo bekanntlich die Apfelbäume ſchlecht fortkommen.

Die Granaten von Ghemlek werden ſo geſucht, daß die Griechen dieſes Dorfs ihre Kopfſteuer in dieſen Früchten bezahlen müſſen, welche ſie nach Conſtantinopel für den Harem des Groſsherrn ſchicken.

Obgleich der Oehlbaum häufig genug an dieſen Küſten wächſt, pflegen die Einwohner doch kein Oehl daraus zu preſſen. Sie ſammeln lieber ganz reife Oliven im November und December, um ſie einzuſalzen und nach der Hauptſtadt zu ſchicken, wo die Griechen, Armenier und Juden das ganze Jahr hindurch eine ungeheure Menge verzehren. Die Zubereitung beſteht darinn, daß man Seeſalz darauf wirft, und ſie umrühret, bis ſie davon durchdrungen ſind. Man legt ſie darauf einige Tage lang in Körbe, und drückt ſie ſanft, damit die wäßrigen Theile ablaufen, worauf man ſie in irdenen Gefäßen aufbewahrt.

Man iſst dieſe Oliven ohne andre Zubereitung, zuweilen auch mit Salz, Oehl und Eſſig; mitunter werden ſie auch mit Auberginen, Pimento, Sellery, im Eſſig gelegten Fenchel, Sardellen und andern geſalzenen Fiſchen zubereitet.

Man bauet in Ghemlek, ſo wie in der Gegend von Pruſa, ſehr häufig den weißen Maulbeerbaum zum Behuf der Seidenwürmer; aber man läßt ihn hier nicht ſo hoch wachſen, wie bey uns: man läßt ihn klein, und ſchneidet jedes Jahr die Aeſte ab, um ſie, mit den Blättern, den Seidenwürmern zu geben. Nach dieſem Beſchneiden treibt der Baum neue Zweige, welche im künftigen Jahre wieder abgeſchnitten werden.

Man pflanzt dieſe Bäume, nach der Beſchaffenheit des Bodens, drey bis vier Fuß von einander; ſie werden nicht gepfropft, weil man, ohne Zweifel, bemerkt hat, daß die kleinen ſüßen Blätter des wilden Maulbeerbaums beſſer, als die großen und ſaftigen ſind. Gewöhnlich werden ſie nicht gedüngt, zuweilen begoſſen, aber bey allen wird zweymal die Erde umgegraben, einmal, wenn er anfängt auszuſchlagen, und das andre Mal zu Ende des Sommers. Auf dieſe Art dauert der Baum ſehr lange. Er macht einen Hauptnahrungszweig der Gegend von Pruſa aus, und verſorgt viele Seidenfabriken in dieſer Stadt, welche für den Orient arbeiten.

Ein Feld mit ausgewachſnen Maulbeerbäumen bepflanzt, würde ohne Zweifel mehr Blätter liefern, als eins mit kleinen Stämmen, obgleich dieſe letztern einander näher ſtehen; wenn man aber die Leichtigkeit, ſich alles Laub durch Abbrechung der Zweige zu verſchaffen, und den groſſen Vortheil, ſie durch eine Wand oder Hecke vor dem Nordwind ſchützen zu können, in Betracht zieht: ſo wird man dieſe Bauart nicht tadeln können.

Die Griechen ſind groſſe Liebhaber von Schnecken; ſie verſtehen aber nicht, ſie durch eine ausgeſuchte Nahrung fett zu machen, wie die Römer. Sie begnügen ſich damit ſie aufzuſuchen, und einige Tage in Töpfen mit Erde angefüllt aufzubewahren, damit ſie alle Nahrungsmittel, die ſie verzehrt haben von ſich geben mögen. Sie laſſen ſie mehrere Stunden hindurch in Salzwaſſer kochen, worauf ſie ſie mit einer Brühe von Knoblauch, Peterſilie und Gewürze eſſen. Die Griechen in Conſtantinopel und Ghemlek eſſen faſt alle Arten europäiſcher Schnecken; vorzüglich aber die Helix caſtanea.

Sie iſt dicker als die Pomatia oder Weinbergsſchnecke, aber die Oeffnung iſt kleiner. Die ganze Schnecke iſt kaſtanienbraun und gelb geſtreift, und der vorderſte Streifen weiß.

Unter den Muſcheln, welche wir in der Gegend von Ghemlek fanden, wollen wir zwey Sorten Buli

mus anführen, welche bis jetzt noch unbekannt zu ſeyn ſcheinen.

Bulimus zebra iſt glatt, weiſslich und der Länge nach röthlich geſtreift: die zwölf Windungen ſind ein wenig convex, die Spitze iſt abgeſtumpft, und die Rima umbilicalis ſehr ſtark; die Oeffnung iſt weiß, und hat drey Zähne, welche in einem Dreyeck einander gegenüber ſtehen.

Bulimus ovularis iſt weiſslich, und gegen die Mündung zu glänzend weiß. Sie beſteht aus ſechs convexen und glatten Windungen. Die Geſtalt iſt ein kurzes und abgeſtumpftes Eyfeld. Die Rima umbilicalis iſt ſehr klein, die Oeffnung länglich rund, ſchief, und auf jeder Seite mit drey Zähnen beſetzt. Sie bekommt hierdurch mit dem Bulimus ſcarabeus Aehnlichkeit; aber ſie iſt nicht eingedrückt, und nur drey bis viertehalb Linien lang.

Den zehnten December fühlten wir zum erſtenmale empfindliche Kälte, und es fiel fünf bis ſechs Zoll hohen Schnee, wodurch eine große Menge Schnepfen und Enten, auf die Ebne und die beyden kleinen Flüſſe kamen. Das rothe Rebhuhn und Haſen waren überall häufig und von vorzüglichem Geſchmack. Da der Capitain ein leidenſchaftlicher Jäger war, und einen vortrefflichen Hund hatte, lebten wir mit geringen Koſten zu Ghemlek ſehr angenehm.

Der Bürger Touſſaint, welcher als Baumeiſter in dieſem Dorfe anſäſſig war, gab ſich alle Mühe, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wir erfuhren mit Mißvergnügen, daß ſein Eifer im Dienſte der Pforte ihn mehrmals der Gefahr ausgeſetzt hatte, von den Türken ermordet zu werden; indem ſie ihn beſchuldigten, daß er die Urſache der vielen Arbeit wäre, womit die Regierung ſie wegen Fällung und des Transports des Schiffbauholzes beſchwerte.

Dieſe Elenden, welche entweder der Schatzmeiſter, der einen ſo rechtſchaffnen Aufſeher haßte oder die, über den Vorzug eines Fremden, eiferſüchtigen Griechen aufgehetzt hatten, kamen eines Tages funfzig an der Zahl, ihn zu ermorden. Der Bürger Touſſaint, der ſtark und muthig iſt, entwiſchte ihnen bey dem Schiffswerfte, verſchloß ſich in ſein Haus, ſetzte ſechs kleine Kanonen vor den Eingang, bewaffnete ſeine Frau und ſeine Bedienten, nahm ſelbſt eine Doppelflinte, zwey Piſtolen und einen Säbel, ſetzte ein Faß mit Pulver mitten ins Haus, und rief den wilden Menſchen zu, daß er ſich mit ihnen allen zugleich unter den Trümmern ſeines Hauſes begraben würde, wenn ſie herein kämen. Einige verſuchten durch die Fenſter zu ſteigen, aber überall fanden ſie einen Menſchen, der ihnen den Tod drohete. Die Einwohner des Dorfs kamen aus Mitleiden oder Eigennutz (da die türkiſche Regierung im Fall einer Mordthat eine ſtarke Geldſtrafe von den übrigen Bewohnern eines Orts fordert,) dem Bürger Touſſaint zu Hülfe, und entwaffneten durch ihre Bitten die Leute,

die ſein Muth ſchon erſchüttert hatte, da ſie es denn auch für klüger hielten, ſich zurückzuziehen, als ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen.

Obgleich die Jahreszeit dem Botaniſiren nicht günſtig war, fanden wir doch einige merkwürdige Pflanzen. Die Clematis cirrhoſa blühete auf allen Hecken, und am Ufer ſahen wir die Daphne collina, die wir nachher im Innern von Klein-Aſien und Syrien wieder fanden, und welche Tournefort in Creta entdeckt hat. Auf den Hügeln fanden wir eine neue Gattung Spartium, welche im Nationalgarten ſehr gut fortgekommen iſt.

In den Wäldern fanden wir überall die Andrachne, und den Erdbeerbaum voll Blüthen und Früchte; da erſtere die Kälte noch weniger, als der letztere verträgt: ſo wächſt er nicht bey Conſtantinopel, aber häufig am Helleſpont, dem Archipelagus und Syrien. Zuweilen erhebt er ſich zu der Höhe eines Baums, aber gewöhnlich iſt er nur ein Strauch. Sein Stamm, welcher, ſobald der Baſt vom vorigen Jahre abgefallen, glatt und roth iſt, die ſchönen Blätter, ſeine Blüthenbüſchel und glänzend-rothen Früchte machen ihn zu einer der ſchönſten Stauden des Morgenlandes. Der Erdbeerbaum iſt nicht ſo ſchön, aber ſeine Früchte ſind angenehmer; die Früchte der Andrachne ſind klein und ſauer, hingegen die letztern ſüß.

Von den Bergen ſieht man den See Aſcanius und die fruchtbare Ebne von Nicäa, welche noch in der Folge erwähnt werden ſoll. Man rechnet zwey bis drey Stunden von Ghemlek bis zum See, und ſieben bis acht bis Nicäa: Pruſa oder Bruſſa iſt ohngefähr eben ſo weit.

Die Fahrzeuge, welche den Handel mit Pruſa betreiben, begeben ſich faſt alle nach der kleinen Stadt Mundania, welche mitten im Meerbuſen auf den Ruinen von Myrlea oder Apamea liegt; ſelten ankern ſie bey Ghemlek, weil der Ankergrund bey Mundania beſſer und der Weg nach Pruſa kürzer und bequemer iſt.

Am 21ſten December begaben wir uns unter Seegel, fuhren in der Nacht bey dem alten Besbicos, jetzt Calo-Limno oder der Pabſtinſel vorbey. Um drey oder vier Uhr des Morgens befanden wir uns am Eingange des Canals, und legten an der Inſel Marmara bey, um nicht im Dunkeln hinein zu fahren.

Marmara hat ſeinen Namen von einer Art weiſſen Marmor, mit grauen und blauen Adern, welcher daſelbſt in groſſer Menge gebrochen wird; ob er gleich weder fein, noch ſchön gefärbt iſt, ſo brauchten ihn doch die Griechen ſonſt ſehr häufig. Sie nannten ihn Marmor von Cyzicus, weil dieſe Halbinſel dieſelbe Art lieferte, oder die Stadt gleiches Namens zum Magazin diente. Man findet Stücke davon unter den Trümmern aller alten Städte, und Säulen in den Moſcheen zu

Conſtantinopel. Jetzt wird er nur zu Grabſteinen für Türken, Armenier und Europäer, aber ſelten zum Bauen gebraucht.

Die Inſel hat etwa zwölf Meilen im Umfange, iſt bergig, fruchtbar und hat mehrere gut bevölkerte Dörfer: ſie hat zwey ziemlich enge Häfen gegen Süden, worinn die Schiffe, welche ein ſtarker Nordwind überfällt, zuweilen Schutz ſuchen. Die Einwohner haben Schafheerden und bauen Wein, Oehl, Baumwolle und Korn.

Marmara hieß ehedem Nevris, Elaphonneſus, oder Proconneſus wegen der vielen Hirſche, welche ſich darauf fanden. Ich zweifle, ob ſie jetzt noch vorhanden ſeyn mögen, da die Berge faſt ganz kahl und die Wälder ausgerottet ſind.

Beym Eintritt in den Kanal hefteten wir unſre Blicke mit Vergnügen auf die europäiſche Küſte, wo wir einen, mit dem Meerufer gleichlaufenden, Berg und ein fruchtbares gut bebauetes Land ſahen. Die Küſte von Aſien reitzte unſre Aufmerkſamkeit noch mehr, ſie iſt flach, ſumpfig bis zum Granicus und an den nicht überſchwemmten Stellen äußerſt fruchtbar. Die Berge in der Ferne ſind ſehr waldig und höher wie die europäiſchen. Wir betrachteten lange den Olympus, welcher ganz mit Schnee bedeckt war, und nahmen Abſchied von Conſtantinopel, dem Propontis und Cyzicus.

Die Gegenſtände, welche ſich, auf beyden Seiten des Canals, unſerm Auge darboten, verſchwanden mit der größten Schnelligkeit; wir fuhren mit vollem Winde, und der Strom des Waſſers beſchleunigte unſern Lauf: ſo daß wir um zehn Uhr Morgens vor Gallipoli anka- men. Dieſe Stadt, welche jetzt die anſehnlichſte am Helleſpont iſt, kam unter Johannes Paläologus Regie- rung in die Hände der Türken, und wurde vom Soli- mann dem Sohne des Orchan erobert. Sie zählt ohn- gefähr 15 bis 16,000 Griechen, Türken und Juden als Einwohner und liegt auf einer Felſenbank, welche das Meer ausgehöhlt hat. Dieſe bildet eine Art Vorge- birge, an deſſen Spitze ein Leuchtthurm für die Schiffe ſteht, welche des Nachts in den Canal einfahren. Faſt gerade gegenüber iſt, zu demſelben Zweck, auf der aſiati- ſchen Küſte ein zweyter erbauet. Der Canal verengt ſich plötzlich bey Gallipoli, ſo, daß er nur eine Meile breit iſt, und bildet ſüdlich von der Stadt einen kleinen Hafen.

Das obenerwähnte Gebirge hat ſich hier in nackte und unbebaute Hügel verwandelt; die Berge in Aſien hingegen ſind hier der Küſte näher, und zeigen ein ſehr fruchtbares und ſchönes Land.

Lampſacus, wo wir beynahe zu gleicher Zeit anka- men, liegt gleichfalls in einer ſehr fruchtbaren Gegend. Dieſe Stadt, ehedem beträchtlicher als Gallipoli, war wegen ſeiner Gärten, Weinberge und vorzüglich durch

den Dienſt des Priapus berühmt. Jetzt iſt es nur ein elendes Dorf, welches einige Griechen und Türken bewohnen. An den benachbarten Küſten giebt es Weinberge, aber die ſchönen Gärten ſind verſchwunden, und auf den Trümmern der Tempel ſteht eine Moſchee.

Bis zur Spitze Nagara, wo man noch die Ruinen von Abydos ſieht, zeigt der Helleſpont nichts Merkwürdiges, als die grünen und fruchtbaren Hügel längs den Küſten. Obgleich Abydos von Lampſacus funfzehn Meilen entfernt iſt, kamen wir doch ſchon um ein Uhr Nachmittags bey dieſem Cap vor Anker; wir eilten, unſre Sachen auszuſchiffen, und uns nach der, zwey Meilen entfernten, Stadt zu begeben. Der franzöſiſche Vice-Conſul Bermond erwartete uns ſeit einigen Tagen: er hatte uns eine Wohnung im Conſularhauſe bereitet, und verſäumte nichts, uns unſern Aufenthalt in den Dardanellen angenehm und nützlich zu machen.

Zweyter Abſchnitt.

Aufenthalt in den Dardanellen. Beſchreibung des Helleſponts und der Küſtenſtädte. Produkte und Handel dieſer Gegend.

Der Helleſpont iſt heutiges Tages mehr unter dem Namen Canal der Dardanellen bekannt; weil die neue Stadt, wo wir eben angekommen waren, von den Europäern die Dardanellen genannt wird, welchen Namen man ihr nach dem alten Dardana, Dardania oder Dardanus gegeben hat, welches einige Meilen weiter hin lag. Der Fluß Rhodius, an welchem die neue Stadt erbaut iſt, floß in der Mitte, zwiſchen Abydos und Dardanus.

Dieſe Stadt hat höchſtens 4,000 Einwohner, welche aus Türken, Griechen und Juden beſtehen. Ihre Lage iſt ſehr angenehm, und der Boden fruchtbar. Nördlich liegen Weinberge, und ſüdlich eine Ebne, welche durch einen niedrigen Berg begrenzt wird. Dieſe Ebne bildet gegen Oſten ein ſehr fruchtbares Thal, welches der Rhodius bewäſſert. Am Ende des Thals ſieht man Spuren von Vulkanen, und ungeheure Granit-Blöcke, in denen der Quarz faſt ganz verglaſet iſt. Weiterhin iſt eine kleine Vertiefung, welche von waldigen Bergen eingeſchloſſen wird.

Man bauet um die Dardanellen, Baumwolle, Seſam, verſchiedne Gemüſe, Wein, Oliven und Obſtbäume. Der Pomeranzen-Baum wächſt hier in freyer Luft. Getreide wird in Menge gewonnen, und die benachbarten Berge liefern Galläpfel und Knoppern für den Handel. Der Helleſpont ſtrömt ſehr ſtark gegen die Feſtung am Ende der Stadt: ſo daß das Waſſer in den Hafen am obern Ende zurück getrieben wird, wo die Handelsſchiffe, und zuweilen auch Kriegsſchiffe ankern. Die letztern ziehen indeſſen den Hafen bey Nagara vor, wo ſie mehr vor dem Nordwinde gedeckt ſind, und beſſern Ankergrund haben. Der Helleſpont ähnelt, auf dem erſten Anblick, einem majeſtätiſchen Strom, der ſich in den Ocean ergießt; aber niemals übertritt er die Grenzen, welche die Natur ihm beſtimmte, und man ſieht nicht die zerſtörenden Ueberſchwemmungen, welchen ſo oft Länder an großen Flüſſen ausgeſetzt ſind. Eben ſo wenig trifft man verpeſtende Sümpfe, die man gewöhnlich an den Mündungen der Flüſſe findet; ſondern das Land iſt bis zur Waſſerfläche angebaut; und wenn auch das Waſſer des Helleſponts keinen fruchtbaren Schlamm abſetzt: ſo iſt doch die Verbindung, die er zwiſchen dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere hervorbringt, und die Bequemlichkeit des Transports für Handel und Ackerbau vielleicht von mehreren Nutzen, als die Nachbarſchaft eines großen Fluſſes.

Der Rhodius entſpringt nordöſtlich vom Ida. Er nimmt einige Bäche von den benachbarten Bergen auf,

und nachdem er eine Fläche von zwölf bis funfzehn Meilen durchſtrömt hat, ergießt er ſich, neben dem Dardanellen-Schloß, in den Helleſpont. Im Sommer wird ſein weniges Waſſer zum Begießen der Felder angewandt; aber im Winter ſetzen ihn die häufigen Regen in den Stand, den Namen eines Fluſſes zu verdienen. Nicht weit von der Mündung haben die Einwohner der Dardanellen eine Brücke über ihn geſchlagen, um zu den Feldern auf dem linken Ufer gelangen zu können. Hinter dem Schloß, zwiſchen der Stadt und dem Fluſſe, iſt ein weiter, von hohen Platanen beſchatteter, Spaziergang. Obgleich es an dieſem Orte ſehr kühl und angenehm iſt, findet man doch niemals Einwohner der Stadt hier, ſondern nur Europäer, welche der Handel oder die Neugier in dieſe Gegend geführt hat.

Drey Meilen von den Dardanellen findet man gegen Norden, auf einer dreyeckigten Ebne einige Spuren von dem alten Abydos. Der Boden iſt mit Schutthaufen bedeckt, unter denen man Ziegelſteine, gebrannten Thon, Stücken Granit und Marmor von allen Arten findet. Man bemerkt eine unförmliche Mauer längs der Südweſtſeite, und, bey dem benachbarten Hügel, einen tief ausgehöhlten Weg, auf welchem ſich die Einwohner von Abydos nach einer fruchtbaren Ebne gegen Oſten begeben. Die Stadt nahm den ſüdlichen Theil des obenerwähnten Dreyecks ein, und erſtreckte ſich bis zu dem Hügel dem Canal gegenüber.

Es giebt auf den Ufern des Hellespونts keine glück- lichere Lage für eine Stadt: denn die Ausſicht über den ganzen Canal und ſelbſt bis Tenedos, und die Leichtig- keit, die Stadt zu befeſtigen, ungerechnet, iſt der An- kergrund ohne Zweifel hier der ſicherſte im ganzen Helles- pont, und wenn die Türken die Einfahrt in den Pro- pontis am wirkſamſten hätten vertheidigen wollen, ſo würde die Spitze von Nagara gewiß der ſchicklichſte Ort für eine Batterie ſeyn; denn die Schiffe müſſen jedesmal dicht an dieſer Spitze vorbeyfahren, und der Canal iſt hier beynahe eben ſo ſchmal, als bey den Dar- danellen.

Zwey Meilen ſüdöſtlich von Abydos ſieht man den Silleis, einen kleinen Bach, den ich nicht erwähnen würde, wenn er nicht die Lage von Arisba beſtimmte, bey welcher Stadt ſich die Armee des Alexanders lagerte, während dieſer große Eroberer die Ruinen Troja's be- ſuchte.

Die Geographen ſind über die Lage des alten Dar- danus nicht einig: einige ſetzen es auf das Vorgebirge Trapezium und andre am Fuße des Berges Ida. Ich habe in der Gegend des Vorgebirges, welches gewöhn- lich die Barbierſpitze genannt wird, nicht die geringſte Spur einer Stadt gefunden, und weder Schutt, noch Ziegel oder Bauſteine bemerkt. Der Boden ſelbſt iſt uneben, bergig, unfruchtbar und ohne Waſſer: ſo daß er zu der Lage einer beträchtlichen Stadt wenig geſchickt wäre. Ich vermuthe daher, daß ſie tiefer im Innern

lag, da man in jenen Zeiten die Vortheile des Seehandels noch nicht ſo ſchätzen konnte, und ſich oft abſichtlich vom Ufer entfernte, um vor den Seeräubern ſicher zu ſeyn.

Hinter dem Cap iſt die Küſte weiß und kreidigt, weßwegen die Matroſen dieſen Ort die weißen Flecken nennen. Hier ankern gewöhnlich die Schiffe, welche einen günſtigen Wind zur Hinausfahrt durch den Helleſpont erwarten. Nicht glücklicher ſind wir in der Auffindung von Ophrynium geweſen, welches man zwiſchen Dardanus und Rhoetium ſetzt. Wahrſcheinlich lag es zwiſchen dem Vorgebirge dieſes Namens und dem Grabmale des Ajax, nach den Bruchſtücken von Backſteinen zu ſchließen, welche man daſelbſt findet; denn bekanntlich iſt dieſes die ſicherſte Anzeige von der Lage alter Städte. Die Denkmäler zerfallen, die Steine werden weggeführt, und der Pflug ebnet das Erdreich, aber nur Ziegel und Scherben widerſtehen der Zeit und der Menſchen Hand.

Wenn man bey dem Grabe des Ajax, welches auf einem Hügel liegt, vorüber iſt, ſieht man bis hinter den Simoïs eine flache, in der Nähe des Meeres ſandige Ebne, die aber, tiefer ins Land hinein, immer fruchbarer wird. Aber ehe wir Troas durchſtreifen, und die Orte welche durch die Geſchichte ſo berühmt ſind, beſuchen, wollen wir zum Helleſpont zurück gehen, und uns an die europäiſche Küſte verſetzen.

Nach den Dichtern und den mehreſten griechiſchen Geſchichtſchreibern lag Seſtos gegenüber Abydos, an dem engſten Theile des Canals, und die Liebe Leanders zur Hero hat dieſe Orte berühmt gemacht. Procopius ſetzt Seſtos in den Hafen, welcher Abydos am nächſten liegt, und fügt ſogar hinzu, daß der Kaiſer Juſtinian eine Citadelle bey der Stadt hätte aufbauen laſſen, wovon man die Spuren noch am Ufer ſieht. Man unterſcheidet den erſten Abſatz des Mauerwerks von Quaderſteinen, worauf die Mauer ſtand. Die Mauer ſteht funfzehn Zoll weiter zurück. Der Thurm liegt am Ende der Citadelle, iſt rund und größtentheils zerſtört. Man bemerkt die Ueberbleibſel eines Schwibbogens, welcher das erſte Stockwerk ausmachte. Die Mauern beſtehen, wie die der Citadelle, aus verſchiednen Abſätzen von Bruchſteinen, und mehrern Abſätzen von Ziegelſteinen, welche mit der breiten Fläche aufeinander liegen. Man findet innerhalb der Mauern Haufen Steine, worunter man Ziegel, Scherben, Granit und Marmor unterſcheidet. Wahrſcheinlich hat man dieſe Trümmer zuſammengehäuft, um jenes Erdreich, worauf ſie lagen, urbar zu machen, und auf dieſe Art die Monumente, die ſich vielleicht noch vorfanden, zerſtört.

Vier Meilen von Seſtos trifft man einen andern Hafen, wo man ein einfaches Derwiſchen-Kloſter erblickt, welches drey bis vier türkiſche Mönche bewohnen. Dieſe Bucht iſt eine der beſten des Canals, aber wenig bekannt, weil die meiſten Schiffer mit Recht Nagara

vorziehen, wo ſie Maita und den Dardanellen, den Orten der Verproviantirung näher ſind.

Eine kleine Meile ſüdweſtlich von Seſtos ſieht man im Grunde einer Bucht das Dorf Maita, welches auf den Ruinen von Madytos erbauet iſt. Man findet noch Spuren von einer alten Mauer auf einem kleinen Berge, welcher das Dorf beſtreicht. Nahe bey Madytos lag ehedem Celos-portus, eine kleine Stadt, bey welcher das Seetreffen zwiſchen den Athenern und Spartanern vorfiel, worinn letztere beſiegt und genöthigt wurden, der Herrſchaft über den Helleſpont zu entſagen.

Das Gebiet von Maita iſt zwar nicht ſehr fruchtbar, aber liefert doch Früchte, etwas Korn, Wein und vorzüglich Baumwolle. Die mehreſten Einwohner ſind Schiffer; die übrigen beſchäftigen ſich mit Ackerbau und Verfertigung von Segeltuch, wozu ſie ihre Baumwolle benutzen, und die, welche ſie zu Gallipoli oder den Dardanellen kaufen.

Zwey kleine Meilen von Maita, den Dardanellen gegenüber, liegt an der ſchmalſten Stelle des Canals ein unbeträchtliches Dorf, welches unter dem Namen: des zweyten Schloſſes von Europa bekannt iſt. Die Citadelle, welche unten, am Meeres-Ufer liegt, und welche Tournefort abgezeichnet hat, iſt eben ſo wenig zur Vertheidigung des Canals geſchickt, wie die in Aſien. Beyde würden ſich, im Fall eines Angriffes,

nur kurze Zeit gegen Kriegsſchiffe halten können. Ihre ungeheuren Kanonen, ohne Lavetten, mit Kugeln von Marmor oder Granit, von zwey Fuß Durchmeſſer, geladen, würden bald von den Artilleriſten verlaſſen werden, welche ſie weder richten noch mit Bequemlichkeit laden können.

Dieſes Dorf, welches am Fuße eines Hügels liegt, bietet den Bewohnern der Dardanellen eine ſehr angenehme Ausſicht dar, welche durch das beſtändige Vorbeyſegeln der Schiffe verſchönert wird.

Die Bewohner deſſelben ſind weniger betriebſam, als die von Malta. Die meiſten ſind Türken, welche zum Dienſt der Citadelle gehören, oder ſich damit beſchäftigen, Reiſende von einer Stadt zur andern in Kähnen zu fahren. Die Griechen machen vorzüglich den Ackerbau zu ihrer Beſchäftigung. Hier ſahe ich zum erſtenmal Bienenkörbe, welche nach der Menge der Bienen, in größern oder kleinern Häuſern ſtanden. Man verſchließt ſie in ſteinernen Gebäuden, um ſie im Winter vor der Kälte, vor der Hitze im Sommer, und zu jeder Zeit vor Dieberey zu verwahren.

Eine Meile von dem zweyten Schloß in Europa liegt ein andres Kloſter, welches einige türkiſche Mönche bewohnen, deren Beſchäftigung darin beſteht, die Schiffe und Kriegsſchiffe, welche den Canal paſſiren, zu begrüßen, und von Zeit zu Zeit die türkiſche Flagge wehen zu laſſen. Von hier bis zum erſten Schloß von

Europa iſt die Küſte unbebaut, und zeigt nichts merkwürdiges, als ein Grabmal, welches man für das der Hecuba hält, und eine Waſſerleitung, welche wahrſcheinlich das nöthige Waſſer nach dem alten Eleuns führte.

Auf den Ruinen von Eleus ſteht heutiges Tages ein türkiſches Dorf, welches Elbahar-Kaleſſi heißt, und unter welchen das erſte Schloß von Europa liegt. Weſtlich von dieſem Schloſſe ſieht man noch das Grabmal des Proteſilaus, Königs von Theſſalien, welchen Hector erſchlug, und einige Spuren des Tempels, den er ſich durch ſeine Aufopferung erwarb. Er war der erſte der griechiſchen Helden, welche Aſien betraten; obgleich das Orakel dreymal verkündigt hatte, daß der des Todes ſeyn würde, welcher zuerſt in Troas landete.

Von hier bis Critia, einem griechiſchen Dorfe gegen Norden, ſind etwa zwey Stunden. Man weiß, daß ehedem eine Stadt gleiches Namens im Thraciſchen Cherſones lag, und wahrſcheinlich befindet ſich das jetzige Dorf an demſelben Ort. Man gelangt durch ein unebnes Erdreich und eine kleine kreidigte Ebne dahin.

Nirgend ſahen wir das rothe Rebhuhn ſo häufig, als auf dieſer Ebne und in den Fichtenwäldern umher. Die Haſen ſind eben ſo häufig und von gutem Geſchmack. Während des Winters findet man in den unbebaueten, ſchattigten und feuchten Thälern viele Schnepfen. Das wilde Schwein iſt auch nicht ſelten; und da es den Feld-

früchten groſsen Schaden thut, und vorzüglich auf den Wein erpicht iſt, ſo tödten die Griechen zuweilen eine groſse Anzahl davon. Aber am häufigſten in dieſen Gegenden iſt der Schakal, von dem ich noch öfter Gelegenheit, zu ſprechen haben werde.

Ich war eines Tages in der Gegend der Dardanellen Zeuge von der Art, wie die Griechen die Rebhühner jagen, weniger, um ſich ein leckeres Wildpret zu verſchaffen, als um dieſe Feinde ihrer Erndte zu vermindern. Die Jagd beſteht darin, daſs man ein Gewehr und eine aufgewickelte Fahne mitnimmt, welche ſo bunt wie eine Harlekinsjacke bemahlt iſt, ſobald man von fern ein Volk Rebhühner bemerkt, wird die Fahne aufgewickelt, und man nähert ſich ihnen nach und nach bis auf einen Büchſenſchuſs. Der Jäger pflanzt darauf die Fahne in die Erde, und zielt darauf durch eine angebrachte Oefnung nach den Rebhühnern, welche ſo erſchrocken ſind, daſs ſie ſich niederducken, und eins nach dem andern tödten laſſen, ehe ſie auffliegen. Am ſchwierigſten iſt es hierbey, ſie zu entdecken; der Jäger muſs daher, immer hinter der Fahne verſteckt, rund um ſie herum gehen, und ſo bald er eins entdeckt, ſchieſsen, bis er den ganzen Haufen erlegt hat. Man ſieht, daſs dieſe Jagd nur auf bebaueten, nicht mit Büſchen bewachſenen Gegenden, anzuwenden iſt.

Das Stück Land, zwiſchen dem Helleſpont und dem Saroniſchen Meerbuſen, welches der Thraciſche Cherſones genannt wird, hält nur drey bis vier Meilen in

ſeiner größten Breite, und etwa zwanzig von der Südſpitze bis zur langen Mauer, Macrontichos, welche die Halbinſel vom feſten Lande trennt. Am Ende dieſer Mauer, auf der Seite des Propontis, war die Stadt gleiches Namens, von welcher nur einige Häuſer ſich, des Hafens wegen, erhalten haben. Im Innern liegt die Stadt Hexamila, welche noch den Namen führt, der ihr wegen der Entfernung eines Meeres vom andren gegeben ward.

Der Boden dieſer Halbinſel iſt ungleich, bergigt, und nicht ſo gut, wie die Küſte von Aſien; einige Thäler und Ebnen ſind indeſſen ziemlich fruchtbar. Die Erde iſt kreidigt, und die Hügel durchgängig kalkig. Man findet darin verſteinerte Muſcheln, die es in den europäiſchen Meeren nicht giebt. In der Gegend um Maita findet man am Fuße der Hügel einen reinen Kiesſand, und in dem Meerbuſen von Seſtos eine zwanzig Fuß über das Meer erhabene Sandbank, deren Muſchelarten ſämmtlich ins mittelländiſche Meer gehören. Dieſe Bank hing ohne Zweifel ehedem mit Aſien zuſammen; denn auf der Ebne hinter Abydos findet man dieſelben Muſchelgattungen, wie hier.

Mehrere Franzoſen, Italiener und Engländer haben verſucht, Handelshäuſer in den Dardanellen zu errichten; aber es iſt nie gelungen. Sie haben wahrſcheinlich nicht bemerkt, daß die Kaufleute zu Conſtantinopel, wo die Conſumtion ſo beträchtlich iſt, ſowohl die Artikel, welche die Städte am Hellespont bedürfen,

als auch die Waaren zum Verkauf, leicht herbey ſchaffen können. Die jüdiſchen, griechiſchen und armeniſchen Kaufleute, durch deren Hände auf jedem Fall, alles geht, ſind ſehr darauf bedacht, die Verbindungen mit den Handelshäuſern in Conſtantinopel zu unterhalten, deren Waaren ſie für beſſer, und die Zahlung für ſicherer halten.

Die Ausfuhr-Artikel, welche die Städte am Helleſpont liefern, ſind folgende:

Zwey bis dreyhundert Ballen Seide von verſchiedner Güte.

Zweyhundert Centner grobes Baumwollengarn.

Eine beträchtliche Menge grober baumwollner Zeuge.

Drey bis vierhundert Ballen grobe Wolle.

Sehr viel Saffian, welcher in den Dardanellen und Gallipoli bereitet wird.

Drey bis vierhundert Centner Galläpfel.

Eine noch beträchtlichere Menge Knoppern.

Zwölf bis funfzehn tauſend Haſenfelle.

Eine geringe Quantität Färberröthe.

Malta und die Dardanellen liefern etwas Wein für die Hauptſtadt, und verkaufen auch etwas davon an die Schiffe, welche in ihren Häfen ankern. Dieſe

finden zu jeder Zeit in den Dardanellen Zwiebackt, friſches Brodt, Geflügel, Eyer, Gemüſe und andern Vorrath, deſſen ſie auf ihrer Reiſe bedürfen.

Man verfertigt in den Dardanellen ſehr viel grobe Töpferwaaren, die gröſstentheils nach Conſtantinopel gehen. Da ſie von ſehr guter Beſchaffenheit ſind, und die Glaſur gut hält: ſo iſt es deſto auffallender, daſs die Blumen und andere Zierathen ſich gröſtentheils mit der Zeit verwiſchen, und alſo nicht mit der Glaſur zuſammenhängen.

Die Republik Venedig war ehedem die einzige Macht, welche einen Conſul in den Dardanellen unterhielt. Frankreich, England, Teutſchland, Ruſsland und die übrigen Seemächte hatten bloſs eingeborne Agenten, Juden oder Griechen, welche die Verrichtungen eines Conſuls, wenn auch nicht klug oder treu, doch wenigſtens mit dem gröſten Eifer übernahmen, und vermittelſt eines Dollmetſchers ſich unter den unmittelbaren Schutz eines Geſandten begaben, wodurch ſie alle Gerechtſame der Europäer genoſſen. Aber ſeit einigen Jahren hat die franzöſiſche Regierung ein Vice-Conſulat daſelbſt errichtet; indem ſie hoffte, daſs ein Beamter von ihrer Nation die hier ankernden Schiffe wirkſamer beſchützen, und die Kriegsſchiffe, welche bey den weiſsen Flecken ankern, beſſer unterſtützen könnte, ſo wie auch, daſs ihr ſeine Lage in den Stand ſetze, dem Geſandten alle erforderlichen Nachrichten mitzutheilen.

Die Kriegsſchiffe der freundſchaftlichen Mächte können ohne Hinderniß in den Canal fahren, und bey den weißen Flecken, oder der Barbierſpitze, ankern, aber die Dardanellen können ſie nur auf beſondre Erlaubniß des Großherrn vorbey ſegeln. Kauffahrtheyſchiffe können gerade durchfahren, und in Conſtantinopel oder irgend einem Hafen des Propontis anlegen; aber auf der Rückkehr müſſen ſie bey Nagara oder den Dardanellen anhalten, um ſich viſitiren zu laſſen. Gewöhnlich werden ſie den Tag nach ihrer Ankunft durchſucht, um zu ſehen, ob alle Abgaben in der Hauptſtadt entrichtet, ob keine verbotne Waaren geladen ſind, und ob entlaufene Sklaven oder ungläubige (d. h. nicht muſelmänniſche) Unterthanen, welche ihr Vaterland verlaſſen wollen, ſich am Bord befinden.

Dritter Abſchnitt.

Excurſion nach Troas. Beſchreibung dieſes Landes. Bevölkerung. Produkte. Eichenarten, welche Galläpfel und Knoppern liefern.

Nachdem wir, mit dem Senkbley in der Hand, faſt alle Küſten des Helleſponts unterſucht und an mehreren Gegenden das Innere des Landes, ſeiner Produkte wegen, durchſtrichen hatten, eilten wir nach Troas, um unſre Blicke auf die Orte zu wenden, welche der Geiſt der Griechen und Römer ſo verherrlicht hat. Wir verließen den 29ſten Januar die Dardanellen auf einem türkiſchen Fahrzeuge, und kamen in zwey Stunden vor dem erſten Schloß in Aſien an. Wir ließen ſogleich unſer Gepäck und Vorrath nach dem griechiſchen Dorfe auf dem Vorgebirge Sigeum bringen, wo wir mit mehr Ruhe und Leichtigkeit unſere Beobachtungen, fern von den argwöhniſchen Blicken der Türken, anzuſtellen hofften.

Wir wurden ſehr angenehm überraſcht, als wir Troas, mit der Iliade in der einen und Le Chevaliers Charte in der andern Hand, durchſtrichen, die größte Uebereinſtimmung mit Homers Gemählden zu finden. Man trifft zwar faſt keine Spur von den Städten an, welche in dieſer Gegend lagen, die Bewohner ſelbſt ſind verſchwunden; aber der Lauf des Simois und des Scamander hat ſich nicht verändert. Am Ufer dieſes letz-

tern ſieht man noch die Sümpfe, welche Homer erwähnt; die Zeit hat die Erdhügel nicht zerſtören können, unter denen die Aſche der Helden ruht, deren Namen bis zu uns gelangt ſind; das Meer hat keine merkliche Veränderung an der Küſte hervorgebracht; das Land iſt noch immer fruchtbar, und im Stande, eine Menge Bewohner zu ernähren, und noch iſt der Ida und alle Berge öſtlich von Troas, mit Fichten und Eichen bedeckt.

Einige Gelehrte haben beweiſen wollen, daß der Krieg, welchen Homer beſchreibt, ſich nicht zugetragen, daß Troja nie exiſtirt habe, und die ganze Iliade ein Roman ſey. Der Gegenſtand unſrer Beobachtungen war keinesweges um zu erforſchen: ob dieſer lange und grauſame Krieg, den alle griechiſche Fürſten mit den Trojanern um eine geraubte Prinzeſſin führten, wo von beyden Seiten ſo viele Krieger und Helden fielen, und an dem alle Götter des Olymps ſo lebhaft Theil nahmen, eine dichteriſche Fabel oder eine hiſtoriſche Begebenheit geweſen ſey. Die Täuſchung, welche die Schriften des Vaters der Dichtkunſt bey uns hervor brachte, war zu angenehm, als daß wir ſie durch ſcharfſinnige Bemerkungen hätten zerſtören ſollen.

Es machte uns ſoviel Vergnügen, das Lager der Griechen zu meſſen, den Ort ihrer Landung zu ſehen, die Ufer des Simois und Scamander, der Zeugen ſo groſſer Thaten, zu verfolgen, den Feigenhügel, den Gegenſtand von Andromaches Unruhe zu ſuchen, die Spu-

ren von Ilion und Pergamos aufzufinden, und die Hügel, unter denen griechiſche und trojaniſche Helden ruhen, zu betrachten, daß wir damals jedem das Ohr verſchloſſen hätten, welcher uns beweiſen wollte, daß keiner dieſer Oerter den Reitz der Erinnerung gewähren könne.

Allein, welche Meinung man auch über den trojaniſchen Krieg und die Exiſtenz von Troja annehmen mag: ſo kann man ſeit Le Chevaliers intereſſanter Reiſe nach Troas und ſeinen vortrefflichen Bemerkungen über den Homer nicht daran zweifeln, der Dichter der Iliade habe die genaueſte Kenntniß dieſer Gegend gehabt, die an ſeinen Aufenthalt grenzte, und daß er ſie vor der Anlage ſeines Werks durchwanderte. In dieſem Fall gewährt Troas und die Iliade allen Reitz der Wahrheit.

Die Dardanellen ſind von dem erſten Schloß in Aſien, Kum-kaleſſi, vier Meilen entfernt; von hier iſt es eine halbe Meile bis zum Vorgebirge Sigeum, auf welchem das Dorf Jenitſcher-keui liegt. Das Erdreich erhebt ſich von hier an, und man trifft zwey Grabhügel, welche man für die des Achilles und Patroclus hält. Die Stadt, hinter dem Schloß am linken Ufer des Simois, liegt auf einer ſandigen Ebne, und iſt weder ſo groß noch ſo bevölkert, als die Dardanellen. Die Luft iſt auch nicht ſo geſund, wegen der Sümpfe am gegenſeitigen Ufer, deren faule Dünſte im Sommer durch den unausgeſetzten Nord-Nord-Oſtwind auf die

Stadt geführt werden. Die Sümpfe in der Ebne, ſüdlich von der Stadt, tragen auch dazu bey, gegen den Herbſt, wenn der Südwind weht, Fieber zu verurſachen. Der erſte Moraſt, welcher ehedem Palus-ſtoma hieß, wird durch das Meerwaſſer hervorgebracht, der letzte durch das Gewäſſer des Scamanders, welches ſich über die flachen Ufer verbreitet.

Neben dem erſten Sumpf iſt ein kleiner Meerbuſen, welchen man für den hält, wo die Griechen bey der Belagerung von Troja landeten; die Türken nennen ihn Karamlik-limani.

Der Thymbrius entſpringt nordweſtlich vom Ida, durchläuft eine fruchtbare, faſt ganz bebauete Ebne, und ergießt ſich nahe am Meere, in den Simois. Wenn man dieſem Bach, welcher von Oſten nach Weſten fließt, nachgeht, ſo trifft man, nahe bey ſeinem linken Ufer, den Ort, welchen Conſtantin gewählt hatte, um die Hauptſtadt des orientaliſchen Reichs zu bauen, und noch eine halbe Stunde weiter ſieht man am rechten Ufer ein kleines Dorf, Haléli-keui genannt, in deſſen Nähe, gegen Nordoſten, die Ruinen eines Tempels liegen, welchen man für den des Apollo Thymbraeus hält. Eine kleine Meile weiter hin liegt, gleichfalls dicht am Bache, das Dorf Thumbrek-keui, welches wahrſcheinlich auf den Ruinen von Thymbra, einer alten Stadt in der Nähe von Dardanus, gebauet iſt.

In der Ebne von Thymbra traf, nach einigen Schriftſtellern, den Achilles der tödtliche Pfeil, welchen Paris nach ihm warf.

Wir überlaſſen den Alterthumskennern, auszumachen, ob die Stadt und Ebne ihren Namen von dem Saturey, einer wohlriechenden Pflanze, welche auf Griechiſch Thymbra heißt, oder nach dem Thymbrios, einem Freunde des Dardanus, welcher jene Stadt erbauete, erhalten hat, und bemerken bloß, daß der Saturey (satureja) in dieſer Ebne und auf allen benachbarten Hügeln ſehr häufig wächſt.

Als wir dieſes Dorf verließen, wandten wir uns gegen Süden, indem wir die erſte Kette des Ida links liegen ließen. Nachdem wir zwey Stunden über eine unebne, bergige, faſt ganz unbebauete Gegend gegangen waren, kamen wir zu einem andern Dorfe, Namens Aich-keui: der Simois fließt eine Viertelmeile davon. Wir begegneten mehreren Herden Schafe mit Fettſchwänzen, und fragten die Schäfer, ob es auf den benachbarten Gebirgen keine wilden Thiere, als: Hyänen, Unzen, Wölfe und Schackale gäbe, welche ihre Herden anfielen: ſie verſicherten, daß dieſes ſelten geſchähe, indem ſie gute Wache hielten. Wir erfuhren, daß ſich auf dieſen Bergen Bären, Eber und Schackale aufhielten, aber wir konnten uns nie verſtändlich machen, wenn wir von der Hyäne und Unze ſprachen, welche wir in Syrien, Egypten und Perſien ſo häufig antrafen. Es ſcheint auch, als ob ſich wenige Wölfe im

dieſer Gegend aufhielten, aber deſto mehr Schackale, welche bekanntlich nicht ſehr reißend, und nicht viel ſtärker als ein Fuchs ſind. Der Schackal iſt dem Vieh nur gefährlich, wenn er in zahlreiche Herden kommt.

Mitten im Frühling, wenn die grüne Bekleidung der Ebnen vor den heißen Sonnenſtrahlen verſchwindet, ſuchen die Schäfer dieſer Gegenden, wie die im mittägigen lichen Frankreich und Spanien, in den Thälern und Bergen des Innern, Weiden, welche die Kühle und Feuchtigkeit in dieſer Jahreszeit dort unterhält. Erſt, wenn die erſten Herbſtregengüſſe die Vegetation wieder beleben, kehren ſie in die Nachbarſchaft des Meeres zurück.

Der Simois entſpringt auf der Südweſtſeite des Cotylus, er läuft faſt gerade nach Weſten, durchſtrömt einen Strich von zwölf bis funfzehn Meilen, nimmt den Andrius bey Ine-keni und einige andre Bäche auf, und ergießt ſich, eine halbe Meile nordöſtlich von dem Vorgebirge Sigeum, in den Helleſpont. Er iſt nicht beträchtlich genug, um den Namen eines Fluſſes zu verdienen; ſondern iſt mehr ein Waldſtrom, den die Regengüſſe im Winter und Frühling, und das ſchnelle Schmelzen des Schnees, der zuweilen im Januar und Februar auf den Ida und Cotylus fällt, anſchwellen. Sein Bett iſt groß genug, aber ſelten enthält er hinlängliches Waſſer; und im Sommer iſt er beynahe

trocken, ſeitdem ein Pacha den Scamander in das Aegeiſche Meer geleitet hat.

Der Scamander entſpringt, am Ende der trojaniſchen Ebne, aus fünf bis ſechs Quellen, wovon ſich eine durch ihr etwas laues Waſſer auszeichnete. Nachdem er ſechs bis ſieben Meilen durchfloſſen hat, ergießt er ſich in den Simois, eine Meile vom Meere. Er zeigt keine merkliche Veränderung in ſeinem Bette, ſeine Ufer ſind faſt zu allen Jahreszeiten mit Blumen bedeckt, und an mehrern Gegenden ſo niedrig, daß das Waſſer Sümpfe verurſacht, in denen Schilf, Binſen und Sumpfpflanzen wachſen. In der Regenzeit iſt der Scamander kleiner als der Simois, aber dafür hat er faſt immer dieſelbe Menge Waſſer, welches Fruchtbarkeit in ſeine Ebne bringt.

Ich habe dem Simois ſeinen Namen bis zur Mündung gelaſſen, obgleich alle Alten ihm denſelben nach ſeiner Vereinigung mit dem Scamander genommen haben; aber der Simois hat nicht allein ein weit größeres Bett, und einen längern Lauf als jener, ſondern der Scamander läuft auch heutiges Tages anders. Da der Capudan-Pacha Haſſan, unter der Regierung des Abdulhamid, einige Mühlen bauen, und ſeine Ländereyen am Cap von Troja bewäſſern wollte, ließ er einen Canal, weſtlich vom Dorfe Erkeſſi-keui, graben, und leitete den Scamander hinein: er ergießt ſich ſeitdem in das Aegeiſche Meer, eine halbe Meile ſüdlich vom Cap Troja.

Die Küſte iſt niedrig und ſumpfig an der neuen Mündung des Scamanders. Sie erhebt ſich unmerklich vom Cap bis zum Dorfe Jeni-keui, und iſt ſteil beym Vorgebirge Sigeum. Man geht auf einer erhabnen Bühne, wo man, ohne Hinderniß, die ganze Gegend überſehen kann: im Grunde ſieht man den Hügel, worauf das alte Troja lag; daneben den Ida, in Geſtalt eines Amphitheaters. Nördlich erblickt man den Hellespont und den Thraciſchen Cherſones, weſtlich das Aegeiſche Meer mit einigen ſeiner Inſeln, Tenedos zeichnet ſich durch ſeinen pyramidaliſchen Berg, durch ſeine, mit Reben bedeckten, Hügel und Felder aus. Die kleine Kaninchen-Inſel hat nie die Aufmerkſamkeit der Geographen und Geſchichtſchreiber erregt. Man unterſcheidet undeutlich das vulkaniſche Lemnos, wo, nach der Fabellehre, Vulkanus ſeine Werkſtätte hatte. Nordweſtlich fließen die hohen Inſeln, Imbros und Samos Thrace, mit dem feſten Lande zuſammen.

Jenitſcher-keui, welches auf den Ruinen von Sigeum erbaut iſt, zeigt noch einige Spuren der alten Stadt. Die Neugierigen bewundern einen Marmorblock, von acht bis neun Fuß Länge, neben einer Kirchthüre; er hat eine griechiſche Inſchrift, welche faſt ganz verloſchen und buſtrophedon geſchrieben iſt, d. h. die erſte Linie läuft von der Linken zur Rechten, die zweyte kommt von der Rechten zur Linken zurück, und ſo bis zu Ende.

An der andern Seite der Thür ſieht man ein ziem⸗lich gut gearbeitetes Basrelief von Marmor: es ſtellt eine ſitzende Frau vor, welcher andre Weiber eingewi⸗ckelte Kinder darzubieten ſcheinen; hinter dieſen ſieht man eine andre Frau, welche eine Schachtel in einer und eine Vaſe in der andern Hand trägt. Der Graf Choiſeul, Geſandter zu Conſtantinopel, verlangte dieſe beyden Marmorblöcke wegnehmen zu dürfen, und erhielt auch von der Pforte die Erlaubniß; da er aber die Hin⸗derniſſe, welche ihm die Eingebornen entgegenſetzten, nicht überwinden konnte, begnügte er ſich, das letztere abzeichnen zu laſſen.

Nördlich vom Dorfe liegen zehn bis zwölf Wind⸗mühlen, welche den Matroſen zu Zeichen dienen: eine halbe Meile weiter ſüdlich richten ſie ſich nach dem Grabmal des Antilochus, welches auf der oben erwähnten erhabnen Stelle der Küſte liegt. Antilochus, der Sohn des weiſen Neſtor kam bey der Belagerung von Troja um, indem er den Hieb, den Memnon nach ſeinem Vater that, abwenden wollte. Eine Meile weiter süd⸗wärts nach dem Cap von Troja, findet man das Grab⸗mal des Peneleus, eines Anführers der Thebaner: das Grab des Aëſietes iſt eine Meile vom Meer, öſtlich von der neuen Mündung des Scamanders. Auf dem Gipfel dieſes Grabmals wagte Polites, der Sohn des Pria⸗mus, die Bewegungen der Griechen auszuſpähen; in⸗dem er ſich auf die Schnelligkeit ſeiner Füße verließ. Dieſes Grabmal iſt zwey Meilen von Troja entfernt.

und drey bis zu der Stelle am Helleſpont, wo die Griechen landeten.

Indem wir an dem Scamander hinaufgehen wollten, kamen wir mehrmals in Sümpfe, aus denen wir uns mit Schwierigkeit heraus wanden, und wir waren genöthigt, den Weg zu nehmen, welcher nach Bunarbaſchi führt; eine Viertelmeile rechts lag das Dorf Bos-keui. Am Ende der Ebne entſprang die erſte Quelle des Scamanders: der Erineos, oder Hügel der wilden Feigen, lag auf der andern Seite. Wir glaubten die Ueberreſte einer alten Mauer am Hügel zu bemerken; aber das, was wir für ein Gemäuer hielten, war bloß der Kalkfelſen ſelbſt, der durch einen ſteinigen, rothen, feſten Kitt zuſammenhing.

Am Wege fanden wir mehrere Quellen; wir ſuchten vorzüglich die, welche Homer erwähnt, auch im Winter heiß iſt und raucht: ſie iſt die nächſte am Dorfe, die ein Baſſin von Marmor und Granit hat. Wir ſteckten die Hand, im Märzmonat, hinein, da wir mit Ferregeau, Pampelone und andern Franzoſen das Land noch einmal durchreiſen wollten. Wir fanden damals das Waſſer nur ein wenig lau; aber im Winter war es ſo, wie es Homer beſchreibt: ſehr warm, geſchmacklos, und ohne merklichen Niederſchlag. Nachdem es einige Gärten gewäſſert, und ein kothiges Land durchfloſſen hatte, wo Weiden, Ulmen, Binſen und Schilf wuchſen, vereinigten ſich alle Quellen in ein gemeinſchaftliches Bett, deſſen Breite zwölf, funfzehn

bis höchſtens zwanzig Fuß betrug, und zwey bis drey in der Tiefe hatte. Dies iſt der berühmte Scamander, den ich erwähnt habe.

Bunar-baschi liegt nordöſtlich von der lauen Quelle, auf einem ſanft abhängigem Erdreich: dieſes Dorf hat, ohngeachtet des Ueberfluſſes ſeiner Weiden und ſeiner fruchtbaren Lage, höchſtens zweyhundert Einwohner. Wir eilten, den Hügel zu beſteigen, worauf, nach Homer, das alte Troja erbaut war: ſchon hatten wir auf einem ſteinigen Grunde zwey Grabhügel gefunden, ohne eine Spur von der alten Stadt zu entdecken, und kamen auf eine erhabne Gegend, neben welcher der Simois floß. Nahe vor uns hatten wir die erſte Bergkette des Ida: vor uns floß in einem engen und fruchtbaren Thale der Simois zwiſchen Kalkbergen, und wir ſahen nördlich den Helleſpont bis zum Vorgebirge Sigeum; ſo wie weſtlich die ganze Ebne. Wir verfolgten den Lauf beyder Flüſſe, und unterſchieden die Grabhügel des Aeſietes und Antilochus; wir waren, mit einem Wort, auf der Citadelle und dem Schloß des Priamus, und ſuchten noch Troja. Nach einer genauen Forſchung entdeckten wir einige, kaum bemerkbare, Spuren von Mauern und Scherben: aber man muß geſtehen, daß wir ohne die Iliade nicht die geringſte Spur der berühmten Stadt gefunden hätten, welche zehn Jahre hindurch der vereinten Macht von ganz Griechenland widerſtand.

Le Chevalier glaubt, daß die Stadt den ganzen Raum zwiſchen Bunar-baſchi und dem Abhange, an deſſen Fuße ſich der Simois ſchlängelt, einnahm: er ſetzt die Citadelle zwiſchen dieſem Abhange und dem Scaeiſchen Thore, oder dem öſtlichen Thor des Dorfes; er bezeichnet den unbebaueten Hügel gegen Südweſten, auf welchen man noch wilde Feigen und Mandeln trifft, als den Erineos, oder den Feigenhügel, und ſeine Beweiſe ſind nicht zu widerlegen, wenn der Scamans der unter der Stadt entſprang, und Troja am Simois lag.

Eine halbe Meile gegen Süden ſieht man einen waldigen Berg, den die Türken Kara-Daag nennen: hinter dieſem Berge liegt Ine-keni, ein kleines Dorf an dem Bache, welchen man für den Andrius der Alten hält: eine Meile weiter ſieht man Eski-ſkuptſchu, welches Le Chevalier für das alte Scepſis hält.

Dieſe Vermuthung ſcheint uns nicht unwahrſcheinlich; denn das türkiſche Wort Skuptſchu hat nicht allein viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Scepſis, und dieſes lag, nach Strabo, an der höchſten Stelle des Ida, oder gegen Oſten; ſondern derſelbe Schriftſteller erwähnt noch eine andre Stadt auch unter dem Namen Scepſis, vierzig Stadien von der erſtern, und dies trifft ganz genau mit der wirklichen Lage von Skuptſchu überein.

Dieſe Stadt war das Vaterland von Demetrius, dem Grammatiker, und mehrern berühmten Männern. Sie hatte mehrere Büchersammlungen, und war wegen ihrer vortrefflichen Weiden bekannt. Artaxerxes, der König von Perſien, beſchenkte den Themiſtocles mit Scepſis, wegen ſeiner Kleiderfabriken, Lampſacus wegen des Weins, Magneſia am Meander wegen des Brodts, und Myontes wegen ſeines Fleiſches.

Hinter dem Andrius kommt man in ein ſehr fruchtbares Thal, in deſſen Mitte der Simois fließt. In dieſem Thal, welches vier bis fünf Meilen lang, und höchſtens anderthalb breit iſt, liegt gegen Oſten das Dorf Baira-mitſche, welches faſt ganz von Türken bewohnt wird.

Der Cotylus, welcher drey Meilen hinter dieſem Dorfe liegt, iſt das höchſte von allen Gebirgen gegen Oſten von Troas. Seine Höhe über der Meeresfläche beträgt beynahe 775 Toiſen.

Nach der Anzahl der Dörfer, welche die Landcharte dieſes ſchönen und fruchtbaren Landes angiebt, ſollte man glauben, daß dieſes Land ſehr bevölkert ſey; aber, wenn man bedenkt daß keiner dieſer Flecken über 300 Einwohner hat, (ausgenommen Baira-mitſche, welches über 600 zählt) ſo wird man ſich nicht wundern, wenn ich die ganze Volksmenge in dieſer Gegend nicht über 7 bis 8000 anſchlage: ich nehme nicht einmal bey dieſer

Schätzung das erſte Schloß von Aſien aus, welches allein ein Drittel dieſer Zahl enthält.

Die Bewohner von Troas ſind nicht ſehr betriebſam; ſie begnügen ſich damit etwas Korn, Gerſte, Baumwolle und Seſam zu ihrem Bedürfniß zu bauen, einige Herden zu ziehen, und auf den benachbarten Bergen Galläpfel und Knoppern zu ſammlen.

Die Eiche, welche dieſe Galläpfel liefert, iſt dem Botaniker nicht bekannt. Sie iſt in ganz Klein-Aſien vom Bosphorus bis Syrien, von den Küſten des Archipelagus bis zu den Grenzen von Perſien verbreitet. Ihr Stamm iſt krumm; ſie erreicht ſelten die Höhe von ſechs Fuß, und zeigt ſich häufiger unter der Geſtalt eines Buſches als unter der Geſtalt eines Baums.

Die Blätter ſind klebrigt, auf beyden Seiten hellgrün, und ſitzen an einem kurzen Stiel: ſie ſind gezähnt, und jeder Zahn ziemlich ſpitz. Sie fallen jährlich gegen das Ende des Herbſtes ab. Die Eichel iſt länglich glatt, und zwey bis dreymal ſo lang als der Kelch: dieſe ſitzt feſt, iſt mit kurzer Wolle bedeckt, und mit Schuppen befeſtigt (Quercus infectoria foliis ovato-oblongis, ſinuato-dentatis, glaberrimis, deciduis; fructibus ſeſſilibus, longiſſimis.)

Der Gallapfel iſt hart, holzig und ſchwer. Er wächſt auf den Stielen der kleinſten Zweige, und erreicht vier bis zwölf Linien im Durchmeſſer. Gewöhn-

lich iſt er rund, und voll Unebenheiten, die zum Theil ſpitz zulaufen.

Dieſer Gallapfel wird höher geſchätzt, wenn er vor ſeiner Reife, oder vor der Entfernung des Inſektes, das ihn hervorgebracht hat, geſammelt wird. Die Galläpfel, welche durchbohrt ſind, oder aus denen das Thier heraus gekrochen iſt, ſind leichter und von hellerer Farbe.

Die Einwohner des Morgenlandes wenden viel Aufmerkſamkeit darauf, die Galläpfel gerade zur günſtigſten Zeit zu ſammeln, d. h. dann, wenn dieſer Auswuchs am größten und ſchwerſten iſt. Wenn ſie mit der Einſammlung zögern wollten, ſo würde die Larve, welche im Innern lebt, ſich verwandeln, die Frucht durchbohren, und unter der Geſtalt eines geflügelten Inſekts erſcheinen. Der Gallapfel würde vertrocknen, wenn er die Säfte, die zum Wachsthum des Thieres nöthig ſind, verlieren ſollte, und ſeine Brauchbarkeit zu färben einbüßen.

Die Agas ſorgen dafür, daß die Bauern im Julius die mit Eichen bedeckten Berge und Hügel durchſtreichen; es iſt nämlich ihr Vortheil, wenn die Galläpfel von guter Beſchaffenheit ſind, weil ſie eine Abgabe davon erhalten. Die erſten Galläpfel werden abgeſondert: ſie heißen im Orient Jerli, und im Handel grüne oder ſchwarze Galläpfel; die, welche bey der erſten Einſammlung übergangen ſind, und die etwas ſpäter geſammlet

werden, heißen weiße Galläpfel, und ſind von weit ſchlechterer Beſchaffenheit.

Die Galläpfel aus der Gegend von Moſſul und Tocat, und überhaupt aus der öſtlichſten Gegend der Türkey, ſind weniger geſchätzt, als die von Aleppo, Smirna, Magneſia, Karahiſſar, Diarbekir, und im Innern von Anatolien. Von den erſtern koſtet in Smirna und Aleppo der Centner zwey bis drey Piaſter weniger, als die letztern.

Man verſäumt faſt überall, die Eicheln aufzuleſen, welche den Schweinen und Ziegen zur Fütterung dienen. Dieſe tragen viel dazu bey, die Eichen zu verkrüppeln, indem ſie außer den Früchten auch die Blätter und jungen Zweige abnagen. Die Diplolepis, welche die Galläpfel verurſacht, hat einen gelben Leib, dunkle Fühlhörner und einen glänzend braunen Rücken. Unter dieſer Geſtalt findet man ſie zuweilen in den undurchbohrten Galläpfeln (diplolepis gallae tinctoriae).

Auf derſelben Eiche findet man eine Menge andre Auswüchſe, welche, weil ſie nicht zum Färben dienen, nicht geſammelt werden. Er zeichnet ſich durch ſeine Größe aus, iſt ſchwammig, leicht, braunroth, und an der dickſten Stelle mit Höckern beſetzt. Eben derſelbe unterſcheidet ſich, wie man ſieht, von der Tauſineiche und dem Inſekt, welches die Auswüchſe hervorbringt. Bey dieſer iſt es eine Diplolepis von ſchwarzgelber Farbe mit bräunlichen Fühlhörnern und Füßen.

Die Eiche, welche die Knoppern liefert, wird von den Griechen Velani (von $\beta\alpha\lambda\alpha\nu o\varsigma$) und von den Botanikern Quercus aegylops genannt. Sie wächſt auf der Weſtküſte von Anatolien, auf den Inſeln des Archipelagus, Corfu, Cephalonien und ganz Griechenland. Sie iſt kaum ſo groß, wie unſre Zirneichen: das Holz wird nicht ſo geſchätzt, und man benutzt es höchſtens zu Tiſchlerarbeit. Die Blätter ſind hellgrün, und unten etwas gewunden; ihre Geſtalt iſt länglich rund, mit ſpitzen Zacken. Die Eichel iſt dick, kurz, und an der Spitze etwas eingedrückt. Der Kelch iſt ſehr groß, und mit langen Blättchen beſetzt.

Dieſe Kelche benutzen die Morgenländer, Italiener und Engländer eben ſo, wie die Galläpfel zum Färben. Die Franzoſen führen ſie nur nach Marſeille, um ſie weiter nach Genua oder Livorno zu ſenden. In unſern Färbereyen hat man ſich ihrer bisher noch nicht bedient.

Troas liefert wenig Wein; obgleich die Berge und Hügel ſehr dazu geeignet ſind. Die Trauben benutzt man zu Weinbeermuß, welches auf türkiſch Petmés heißt, wovon die Orientalen das ganze Jahr über ſehr viel verzehren. Sie gebrauchen es bey ihren Ragouts, und anſtatt Honig oder Zucker zu ihren leckerſten Gerichten, und mit Seſam machen ſie eine Art Gebacknes daraus, welches man auch in Europa nicht verſchmähen würde. Ich habe es in Conſtantinopel, den Dardanellen und den meiſten türkiſchen Städten häufig geſehen.

Man miſcht dieſe beyden Subſtanzen in Keſſeln an mäßigem Feuer, und rührt ſie mit einem hölzernen Löffel um, bis die Miſchung ſich zu einem dicken Teig vereinigt. Man gießt dieſen über große Marmor- oder Kupferplatten, und erhält, nach der Abkühlung, Kuchen von anderthalb Zoll Dicke. Im Einzelnen wird das Pfund für fünf bis ſechs Sous verkauft.

Im Winter wimmeln die Sümpfe und Flüſſe von Troas von einer ungeheuern Menge Enten, Reiher, Schnepfen, Regenpfeifer und andern Waſſervögeln. Wir ſahen auch viele wilde Schwäne, Pupinen (macreuſes) und Waſſerhühner. Die Seeſchwalben und Meven halten ſich gewöhnlich am Canal auf.

Im May ſammelten wir eine anſehnliche Menge Pflanzen und Inſekten: wir erſtaunten dabey über die große Anzahl von Schlangen, die wir antrafen. Da das Gras hoch und buſchigt war, gingen wir mit vieler Vorſicht, weil wir befürchteten, daß dieſe Amphibien giftig ſeyn könnten. Wahrſcheinlich war es die Zeit ihrer Begattung; denn wir fanden ſtets zwey und zwey beyſammen; ohngeachtet ihrer Dicke, ihres Ziſchens und ihrer funkelnden Augen, welche Virgil erwähnt. Dieſe flohen bey unſrer Annäherung, und ſchienen keineswegs geneigt zu ſeyn, uns zu überfallen und uns den Tod des Laocoon und ſeiner Söhne zu verurſachen.

Vierter Abſchnitt.

Bemerkungen über Alexandria-Troas und die umliegenden Gegenden. Ankunft zu Tenedos, Beſchreibung dieſer Inſel; Produkte und Sitten der Bewohner.

Wenn auch gleich Troja keine Spuren ſeiner Exiſtenz mehr zeigt, wenn Priamus-Burg, die Citadelle, die Tempel und Stadtmauern bis auf den Grund zerſtört, wenn die Ruinen einer ſo beträchtlichen Stadt auch gänzlich verſchwunden ſind: ſo iſt doch an der Stadt, welche nach vielen Jahrhunderten Troja erſetzen ſollte, ob ſie gleich zerſtört iſt, noch der alte Glanz ſichtbar. Man ſieht an der Länge ihrer Mauern ihre Größe, und an den Ruinen ihre Pracht: die ungeheure Menge zerbrochner Säulen, Capitäle und Geſimſe, die man zerſtreut findet, zeugen von dem Luxus und dem Reichthum der Einwohner.

Sechs Meilen ſüdlich, vom Vorgebirge Sigeum, trifft man auf die Ueberbleibſel der Stadt, welche Alexander zum Gedächtniß Trojens erbauen ließ. Antigonus, einer ſeiner Generale, dem nach Alexanders Tode Klein-Aſien zu Theil wurde, gründete ſie zu gleicher Zeit, als er Smirna wieder bauete, und die unter den Lydiern zerſtreuten Einwohner ſammelte. Antigonus gab ſeiner erbaueten Stadt ſeinen Namen; aber Lyſimachus, der ſie nach ihm beſaß, nannte ſie nach dem Er-

oberer, welcher zuerſt den Plan dazu entwarf; er verſchönerte und erweiterte ſie. Nachdem ſie in die Hände der Römer gefallen war, wurde ſie unter August eine der ſchönſten Städte des Orients. Unter dem Hadrian ließ Herodes Atticus, Statthalter der freyen Städte in Aſien, eine prächtige Waſſerleitung bauen, von der man noch einige Ueberreſte ſieht. Wahrſcheinlich führte dieſe Waſſerleitung einen Theil des Scamanders nach der Stadt; denn es iſt kein andrer Fluß in der Nähe, welcher zu dem Bedürfniß einer großen Stadt reichhaltig genug wäre.

Ich will die Ruinen von Alexandria-Troas nicht beſchreiben; man mag hierüber frühere Reiſende, als Pocock, Wheeler, Chandler, Le Chevalier und andre nachleſen.

Die Mauern der Stadt, der Häuſer, der Tempel und andrer Gebäude waren von einem harten Muſchelſtein erbaut. Pariſcher Marmor und von Marmara ſind gleichfalls häufig, ſo wie einige Arten von Granit. Man ſieht noch neben dem Hafen zwey große Marmorſäulen, welche die Türken haben einſchiffen wollen; ſie ſind die letzten von denen, welche die Sultane nach und nach, zum Bau der Moſchéen in Conſtantinopel, abgeholt haben; die eine iſt beym Transport zerbrochen.

Südlich von der Stadt fließt ein unbedeutender Bach, und neben dieſem ſind zwey heiße Quellen, deren ſich die Türken und Griechen dieſer Gegend ohne Ein-

ſicht und auch faſt immer ohne Erfolg bedienen. Im Frühling nämlich kommen ſie zu ganzen Schaaren von Tenedos und Troas, um ſich darin zu baden; theils um künftigen Krankheiten vorzubauen, theils um ſich von ſchweren Uebeln zu heilen, vorzüglich empfiehlt man ſie bey Hautkrankheiten, Ausſatz und veneriſchen Uebeln.

Der Hafen iſt ſehr eng, und der Eingang faſt ganz durch den Sand verſtopft, welchen der Strom des Hellesponts, und das Wogen des Meers nach und nach an die Küſte von Troas geſpült haben. Jetzt würde dieſer Hafen zu einem, nur einigermaßen beträchtlichen, Seehandel nicht hinreichen; aber in einer Zeit, wo der Handel beſchränkt, und die Schiffe kaum ſo groß als unſre Kähne waren, auch die Schiffahrt durch keine Jahreszeit gehindert ward, konnte eine kleine Anzahl Schiffe die Ausfuhr einer Ackerbau treibenden Stadt, und die Einfuhr der Artikel des Luxus beſtreiten.

Der Hafen bildete eine Art von halbrunden Becken, welches durch eine Landzunge vom Meere getrennt wird; durch das Vorgebirge Tuzelik und eine Reihe Felſen an ſeinem Eingange iſt es vor den Nord- und Nordweſtwinden gedeckt.

Die Geſchichte erwähnt nicht, in welcher Zeit dieſe Stadt zerſtört ward: als die Türken dieſes Land einnahmen, exiſtirte ſie nicht mehr; denn, nach Leunclavius, ging Solimann, der Sohn des Orchon, ehe er Galipoli belagerte, lange auf den Ruinen von Troja

umher, und bewunderte die zerſtörten Mauern und Ueberbleibſel der ungeheuern Gebäude.

Die Gegenden um Alexandria-Troas ſind fruchtbare Ebnen, auf denen die Velani-Eiche wild und häufig wächſt: ſie wird von der trojaniſchen Ebne durch einige Hügel getrennt. Ein Gebirge, welches auf den Ida folgt, zeigt ſich zwey bis drey Meilen öſtlich, und erſtreckt ſich gegen Süden: von hier bis zum Cap Baba ſcheint der Boden uneben und von abwechſelnder Fruchtbarkeit zu ſeyn, im Innern aber bergigt und waldicht. Doch ehe wir uns ſüdlich wenden, wollen wir einen Blick auf das Merkwürdigſte und Intereſſanteſte von Tenedos werfen.

Den vierten Februar verließen wir Alexandria-Troas auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge, welches wir vom erſten Schloß von Aſien hatten kommen laſſen, und da das Wetter ſchön und die Temperatur gelinde war, fuhren wir an der Küſte Kum-burnu, oder dem Sand-Cap, mit Vergnügen herunter, und ſtiegen von Zeit zu Zeit ans Land. Wir fanden auf dieſem ganzen Striche nichts Merkwürdiges, und ſuchten vergeblich Spuren von alten Städten, vorzüglich von Lariſſa, welches die Geographen hieher ſetzen. Die Küſte iſt niedrig und ſandig; die Ebne fruchtbar, aber unbebaut, und von dem Bach Sudlu-ſu bewäſſert, den zuweilen das Regenwaſſer im Winter anſchwillt: gegen ſeine Mündung wieder breiter, und bildet einige Sümpfe. Ich bin nicht im Stande, zu beſtimmen, wie er ehedem geheißen

haben mag. Wir reiſten Nachmittags von dieſem Vorgebirge ab, und kamen durch Rudern ſehr geſchwind in den Hafen von Tenedos.

Die Entfernung dieſer Inſel von der Küſte beträgt nur anderthalb Meilen, und fünf bis zum Eingange in den Helleſpont. Der Hafen iſt klein, und kann nur Kauffahrtheyſchiffe faſſen: er wird durch einen Damm, welcher mit der Waſſerfläche gleich ſteht, und von einer Landzunge gebildet, auf welcher die Citadelle liegt, welche den Eingang beſchützt und die Stadt vor dem Ueberfall eines Seeräubers deckt. Die Stadt liegt im Halbkreiſe in einem Thal und auf einem Hügel. Sie hat fünf bis ſechstauſend Einwohner, deren Anzahl man nach der Kopfſteuer angeben kann.

Man zählt zu Tenedos eben ſo viele Türken, als Griechen, die ſich faſt alle mit dem Ackerbau beſchäftigen, nur wenige ſind Matroſen, die erſtern gehören größtentheils zur Beſatzung der Citadelle.

Es iſt hier ein Waiwode oder Statthalter, ein Aga oder Befehlshaber der Citadelle unter dem Waiwod, und ein Cadi oder Richter. Die Janitſcharen, zwey bis dreyhundert an der Zahl, müſſen im Fall eines Angriffs, den Ort vertheidigen, und täglich auf die Wache ziehen, welches aber lange nicht geſchehen iſt. Man ſieht in der Citadelle noch einige venetianiſche Kanonen ohne Lavetten, welche nur dort zu ſeyn ſcheinen,

um daran zu erinnern, daß dieſe Inſel vor Ankunft der Türken, jener Handelsnation gehörte.

Dieſe wenig bevölkerte und ſchlecht vertheidigte Inſel kam früh unter ottomanniſche Herrſchaft. Während der Minderjährigkeit Mahomed des Vierten, eroberten die Venetianer ſie wieder, nachdem der Admiral Mocenigo die türkiſche Flotte im Jahr 1656 in der Meerenge aufs Haupt geſchlagen hatte; als aber der Admiral das Jahr hierauf in einem zweyten Treffen umkam, zog ſich die venetianiſche Flotte zurück, und die Inſel fiel von neuem unter die Herrſchaft der Türken, welche ſie bis jetzt ununterbrochen beſeſſen haben.

Die Stadt wird von einem nicht ſehr hohen, pyramidenförmigen Berge beſtrichen, welcher durch vulkaniſche Ausbrüche, von denen man Spuren auf dem ganzen nördlichen Theil der Inſel antrifft, gebildet zu ſeyn ſcheint. Man findet in der Gegend umher Granit, welcher ſich durch kleinere oder größere Stücke kryſtalliſirten Feldſpath auszeichnet.

Wenn man aus der Stadt gehet, und ſich nach Weſten wendet, bleibt dieſer Berg rechts liegen, und man kommt in eine ſandige, nicht ſehr fruchtbare Ebne, welche faſt ganz mit Weinſtöcken bepflanzt iſt. Die Hügel ſind größtentheils kahl, dürre und keiner Kultur fähig; ſüdlich von der Stadt beſtehen ſie aus Kalk, die Felſen ſind mehr oder weniger kreidig, und mit Seemuſcheln bedeckt. Wir fanden wenige Obſtbäume; die

Fichte von Aleppo und die Velani-Eiche ſind auch nicht ſehr häufig. Wir erlegten einige Kaninchen an den Hügeln; aber dieſes Wildpret iſt hier ſehr ſelten; häufiger trifft man rothe Rebhühner und Haſen. Die Schnepfen und Wachteln ruhen auf ihrer Wanderung mehr in Troas und den übrigen Inſeln des Archipelagus.

Tenedos liefert wenig Korn, Früchte und Gemüſe; eben ſo wenig Baumwolle und Seſam. Der Weinſtock iſt der einzige Reichthum dieſes Landes, und ſeine Behandlung die Hauptbeſchäftigung der Einwohner; er gedeihet in dem leichten, ſandigen Erdreich der Ebne, und kommt auch am Fuß der Anhöhen gut fort. Die Weinſtöcke werden in gleichen Entfernungen, welche nach der Güte des Bodens verſchieden ſind, neben einander gepflanzt; man gräbt das Land zweymal um, des Winters und im Frühling, beſchneidet den Wein vor Ende des Winters, wie bey uns in ſüdlichen Provinzen, und ſammelt in der Mitte des Augusts die Früchte; aber dann ſind die Trauben ſchon ſo reif und ſüß, daß die Gährung zu langſam vor ſich gehen würde, wenn man ihren Saft nicht mit etwas Waſſer vermiſchte. Die Einwohner gießen ein Viertel Waſſer zu, wenn die Trauben in die Kufe gelegt werden.

Ohngeachtet dieſe Gewohnheit fehlerhaft iſt, wird der Wein doch feurig und ſehr gut. Wir haben bey einigen reichen Privatperſonen davon getrunken, und würden ihn, wenn man uns nicht anders berichtet

hätte, für vortrefflichen Porto-Wein getrunken haben. Er war indeß ſorgfältiger, als der gewöhnliche Handelswein bereitet, und hatte nur ein Sechſtel Waſſer Zuſatz erhalten; ferner war er alt und in Bouteillen aufbewahrt. Wir haben auch bey dem griechiſchen Biſchof vortrefflichen weißen und rothen Muſcatwein getrunken, welcher dem beſten Frontignac nichts nachgab. Unter dieſen wird kein Waſſer gemiſcht: man beert die Trauben ab, preßt ſie, ſo ſchnell wie möglich aus, und läßt ſie ohne Treſter gähren. Mitten im Winter füllt man ihn auf Tonnen oder Krüge, von da wird er in irdene gefirnißte Töpfe gegoſſen, die man ſorgfältig zuſtopft.

Die Bereitung des Muſcatweins läßt vermuthen, daß man den Wein, eher um ihn zu vermehren, als um Gährung zu befördern, mit Waſſer verſetzt. Die Habſucht veranlaßt die mehreſten Einwohner, das richtige Verhältniß zu überſchreiten; ſie gießen zu viel Waſſer darunter, wodurch der Wein, ehe ſie Gelegenheit haben, ihn zu verkaufen, ſauer wird.

Dieſes Getränk zahlt dem Staate zwey Paras von der Ocke, welche Abgabe von dem Verkäufer erhoben wird. Der Generalpächter dieſer Auflage begiebt ſich unmittelbar nach der Weinleſe in die Häuſer und Niederlagen der Privatperſonen, um die Menge des vorhandnen Weins zu taxiren, und zu beſtimmen, wie viel ſie davon trinken und verkaufen dürfen. Er läßt ſich die Abgabe nach Verhältniß des Verkaufpreiſes bezahlen,

und oft fordert er ſie voraus, indem er ſicher iſt, daß ihn ein eben ſo ungerechter Waiwode oder Cadi unterſtützen werde.

Es werden jährlich über 600,000 Ocken Wein von Tenedos ausgeführt, welche dem Pächter über 30,000 Piaſter einbringen. Der Wein geht nach Conſtantinopel, Smirna und Rußland, man zieht ihn dem Wein von Rodoſto und der Inſel Thaſos vor, welche nordweſtlich von Tenedos, ohnfern dem feſten Lande, liegen.

Obgleich die Türken Weinberge beſitzen, erlauben ſie ſich doch nicht, den Wein ſelbſt zu bereiten; da die Geſetze ſowohl des Staats als auch der Religion es verbieten; ſie verkaufen die Trauben an griechiſche Kaufleute, nachdem ſie den Theil, den ſie für den Winter zu Weinbeermuß beſtimmen, zurückgelegt haben. Es wird auch eine geringe Quantität Branntwein davon ausgeführt, wovon die Ocke vier Paras abzugeben hat.

Das Klima von Tenedos iſt noch gelinder, als bey den Dardanellen; ſtarken Froſt empfindet man nie. Es friert ſelten, und die Hitze im Sommer wird durch den Nordoſtwind gemäßigt, welcher unausgeſetzt den Tag über weht. Die Häuſer haben ſtatt der Dächer Terraſſen, und obgleich die meiſten maſſiv ſind, ſo vermißt man doch die Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit der Häuſer von Scios, und der größern Inſeln des Archipela-

gus, welche die Genueſer oder ehedem Venetianer beſaßen.

Den Griechen von Tenedos mangelt jene Fröhlichkeit, welche man bey den Griechen der übrigen Inſeln bemerkt; auf den Straßen ſind ſie ſtumm und traurig, und wagen es kaum, ſich in ihren Häuſern zu erholen. Sie vermeiden rauſchende Vergnügungen, welche ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit der Türken erregen, und ihre Habſucht wecken würden; aber ſobald ſie ganz ſicher ſind, überlaſſen ſie ſich einer Art von Taumel und Ausgelaſſenheit. Die Küſte von Troja iſt oft der Schauplatz ihrer Feſte, und der Ort ihrer Vergnügungen: hieher begeben ſie ſich zur Zeit einer Hochzeit und eines Schmauſes, und bringen unter einem Platanus oder einer Eiche den ganzen Tag mit Tanzen, Singen, Eſſen und Trinken zu.

Der Grieche, bey dem wir wohnten, glaubte, als Agent der Republik, uns vor unſerer Abreiſe ein Gaſtmal geben zu müſſen, wozu er die vornehmſten Einwohner der Stadt einlud. Eine große Anzahl Frauensperſonen von jedem Alter war zugegen, der Wein wurde nicht geſpart, die Muſikanten waren zahlreich, und der Tanz, welcher anfangs feyerlich und abgemeſſen war, wurde, unter den Männern, ſo wild und lebhaft nachher, daß die Decke zum Theil einfiel; da aber niemand Schaden nahm, ward er in einem andern Zimmer fortgeſetzt, und dauerte bis tief in die Nacht. Auf Geſänge der Liebe, folgten bacchiſche Lieder, und dieſe ver-

wandelten ſich nach Ausleerung einer anſehnlichen Menge Flaſchen in Gebrüll.

Die Frauen waren zwar luſtig, aber nicht ausgelaſſen; ſondern es herrſchte unter ihnen der größte Anſtand. Ihr Tanz war beſtändig ſittſam, ihr Geſang ſanft und angenehm: ſie miſchten ſich nicht unter die Männer, und nahmen weder Theil an ihrer Trunkenheit, noch an ihrer Ausgelaſſenheit. Die jüngern waren faſt alle hübſch. Einige fielen uns durch ihre Schönheit auf; ſie konnten an Wuchs und Geſichtszügen den ſchönſten Muſtern des Alterthums an die Seite geſtellt werden.

Wir hatten Luſt nach Lemnos, Imbros und Samothrace zu fahren, um auf der erſtern die vulkaniſchen Spuren, worauf die Fabel anzuſpielen ſcheint, und ihre großen Häfen zu ſehen. Die beyden andern, die uns ſchon lange vor Augen lagen, reitzten uns durch ihre waldigen Gebirge, und durch das, was man uns von den griechiſchen Stämmen erzählt, welche ſie bewohnen. Da wir aber kein, nach dieſer Inſel beſtimmtes, Fahrzeug in dem Hafen von Tenedos fanden, und uns mitten im Winter keiner Calque anvertrauen mochten, beſchloſſen wir, ein groſes bedecktes Fahrzeug, welches nach Mitylene ſegelte, zu benutzen.

Fünfter Abſchnitt.

Ankunft zu Lesbos. Beſchreibung dieſer Inſel, Bevölkerung und Handel.

Wir verließen Tenedos am 24ſten Februar, um acht Uhr Morgens, unter einem ſanften Nordwinde, und fuhren an der Küſte von Aſien herunter, ſo, daß wir uns gegen Mittag dem Cap Baba, ehedem Lectos, gegenüber befanden. Unſer Schiffscapitain würde uns vergönnt haben, bey der Stadt öſtlich vom Cap auszuſteigen, wenn er nicht befürchtet hätte, er möchte vor Nachts den Hafen Petra nicht erreichen; er willigte indeſſen ein, einige Zeit hindurch längs der Küſte, welche wir beobachten wollten, hinzufahren.

Die Stadt liegt am Ufer auf einem abhängigem Boden und hat einen kleinen Hafen für Kähne: die Schiffe, welche widrigen Nordwind haben, ankern zuweilen zwey bis drey Taulängen vom Hafen, bis der Wind ſich umſetzt. Es lagen eben zwey Schiffe, ein Venetianiſches und ein Raguſaniſches, hier, welche ſeit vierzehn Tagen an der Spitze des Caps den Südwind erwarteten, um durch den Helleſpont nach Conſtantinopel gelangen zu können.

Baba ſchien eine ſehr kleine Stadt zu ſeyn; ſie iſt in der Türkey wegen der Säbel und Meſſer, welche hier

für den Orient verfertigt werden, ſehr berühmt. Man ſagte uns, daß ſie halb von Türken und halb von Griechen bewohnt würde: der Boden iſt ziemlich fruchtbar, und liefert dieſelben Produkte, als Troas.

Die Küſte hatte vom Cap bis zu dem Ort, wo wir ſie verließen, oder zwey bis drey Meilen weit, ein vulkaniſches Anſehen: ſie iſt hoch, ſteil und röthlich von Farbe. Das Innre des Landes iſt bergig und mit Wald bewachſen. Als wir uns von der Küſte entfernten, bemerkten wir bebaute Stellen, und Herden, welche Bewohner der Ruinen von Aſſos und der umliegenden Gegenden anzeigten.

Nach Sonnenuntergang eilten wir, nach Petra zu kommen, wo wir auch vor dem Anbruch der Nacht die Anker auswerfen konnten. Dieſer Hafen oder vielmehr dieſe Rhede liegt auf der Nordſeite von Lesbos; ſie iſt an der Nordweſtſeite offen, weswegen das Meer unruhig war. Die Schiffe können indeß vor allen Winden ſicher darinn liegen, weil die Wellen ſich beym Eingange an einigen Klippen brechen, und weil die Küſte von Aſien, welche nur zwey bis drey Meilen entfernt liegt, die ſtarke Bewegung des Canals durch Nord- und Nordweſtwinde verhindert.

Es befanden ſich zwey Janitſcharen am Bord, welche uns ein reicher Türke auf Tenedos empfohlen hatte. Dieſe landeten zu Petra, in der Abſicht, zu Lande nach

Mitylene zu gehen, da ſie befürchteten zu Waſſer aufgehalten zu werden. Ich ergriff ſogleich dieſe Gelegenheit, und bot mich an, ſie zu begleiten. Ich nahm einen Bedienten mit: Bruguière blieb mit einem andern am Bord, um auf unſre Sachen Acht zu haben, welche wir weder der verdächtigen Treue griechiſcher Bedienten, noch unbekannten Seeleuten derſelben Nation anvertrauen mochten.

Das Dorf Petra, welches von einem großen, einzeln ſtehenden Granitfelſen, den man in ſeiner Mitte ſieht, den Namen hat, liegt auf einer Ebne an der Seeküſte: es hat 2 bis 300 Türken und Griechen zu Einwohnern, welche faſt alle Ackerbau treiben. Es iſt von vulkaniſchen Bergen umgeben, und ſtößt an die Ebne von Molivo. Die griechiſchen Weiber dieſes Dorfs tragen einen ſehr hohen Kopfputz, welcher einer Biſchofsmütze ähnelt.

Da wir keine Pferde zu Petra antrafen, ſchlugen mir die Janitſcharen vor, das Nachtlager in dem eine Meile entfernten Molivo zu halten. Dieſes Dorf liegt öſtlich von Petra, auf einem Hügel, nahe am Meer: es iſt auf Baſaltfelſen, genau an der Stelle des alten Methymna, gegründet. Ein faſt zerſtörtes Schloß, welches die Genueſer erbauet haben, beſtreicht den Ort: man ſieht daſelbſt einige zerbrochne und unbrauchbare Kanonen zerſtreut liegen.

Die Bevölkerung von Molivo mag 2 bis 3000 Türken und Griechen betragen. Die Gegend iſt eine kleine ſehr fruchtbare, von vulkaniſchen Bergen umgebne Ebne. Die Produkte beſtehen vorzüglich in Oehl, Korn und Gerſte. Es giebt hier wenig Wein, und verſchiedne Obſtarten, auch baut man etwas Baumwolle und mehrere Gemüſe.

Molivo hat noch, wie ehedem, ausgezeichnete Muſiker. Um die Langeweile bey Tiſche den Janitſcharen zu vertreiben, brachte man unter andern einen jungen Griechen zu uns, Namens Petraki-tangros, welcher mit Recht für den beſten Sänger und geſchickteſten Spieler gehalten wurde. Dieſer junge Mann, den eine gute Erziehung noch mehr empfahl, hatte eine einnehmende Geſtalt, eine ſchöne Stimme, Lebhaftigkeit des Geiſtes und eine aufgeweckte Gemüthsart. Er hatte ſich mehrmals als Dichter und Virtuoſe in der Hauptſtadt Mitylene hören laſſen, und ſollte ſich in einigen Tagen nach Smirna begeben, wohin ihn ein Tonkünſtler, deſſen Schüler und Verwandter er war, berufen hatte. Ich glaubte in ihm einen Abkömmling des Arion zu erkennen, dieſes berühmten lyriſchen Dichters, den Methymna erzeugt hat, oder des Terpanders, welcher die Leier vervollkommte, und durch ſeinen Geſang einen Aufruhr dämpfte.

Wir wohnten bey einem Muſelmanne, welcher um eine geringe Summe, Leute von ſeiner Religion, welche

der Zufall nach Malivo führte, zu bewirthen pflegte. Er ſetzte uns zum Abendeſſen Pillau und Oliven vor: ein ſchlechter Sofa diente uns allen zum Bette, und meine Kleider zur Decke, weil die, welche er mir anbot, zu zerriſſen und ſchmutzig war.

Unſer Fahrzeug begab ſich den folgenden Tag um dieſelbe Zeit unter Segel, als man uns Maulthiere brachte, welche ziemlich gut ausſahen, und mit denen wir zufrieden ſeyn konnten. Ohngeachtet des Anſehens und der Bemühung meiner beyden Reiſegefährten, war ich nicht im Stande, einen Sattel zu erhalten, ſondern mußte mich mit einem Saumſattel begnügen, welchen man über eine Decke legte. Die Eingebornen reiſen freylich niemals anders, und es giebt nur einige Agas, welche Sättel haben, die ſie aber an niemand, vorzüglich nicht an Ungläubige, verleihen. Wir kamen wieder über Petra, ritten über mehrere ganz vulkaniſche Berge, und gelangten nach einem ſtarken Ritt von ſechs Stunden, zu einem kleinen Dorf in der Ebne, welches dicht am Hafen Caloni liegt. Dieſe Ebene iſt zwey Meilen breit: die Hauptprodukte beſtehen in Korn, Baumwolle und Oliven: man pflanzt aber auch Feigen, Melonen, Waſſermelonen, Kürbiſſe und verſchiedne Gemüſe. Man ſieht mehrere Dörfer, aber die Bevölkerung ſteht mit der Fruchtbarkeit und der Größe des urbaren Landes in keinem Verhältniß. Die Luft iſt überall ſo ungeſund, daß in manchen Jahren eine große Anzahl Menſchen ſtirbt; man hat mich verſichert, daß es Dörfer gäbe, wo alle Bewohner Ausſätzige wären;

in andern zeigt die Geſtalt aller Einwohner deutlich, daß ſie intermittirenden oder Faulfiebern, und überhaupt allen Krankheiten, welche durch Moräſte erzeugt werden, ausgeſetzt ſind. In allen dieſen ungeſunden Dörfern wohnen nur arme griechiſche Bauern: die Türken, welche Ländereyen beſitzen, ziehen den Aufenthalt von Mitylene, Molivo und der übrigen beſſer gelegenen Orte vor.

Der Hafen Caloni liegt mitten auf der Südſeite von Lesbos: er iſt ſehr geräumig und ſicher; aber wenig beſucht. Nur die vom widrigen Winde, oder von Stürmen verſchlagenen Schiffe legen hier vor Anker; aber niemals um eine Ladung einzunehmen oder zu löſchen.

Unſer Mittagsmahl war geſchwind beendigt. Eine Stunde, nachdem wir von unſern Mauleſeln abgeſtiegen waren, ritten wir weiter. Wir ritten drey Stunden über neue vulkaniſche Berge, bis wir auf die Ebne vor dem Yero oder Olivenhafen gelangten, welcher ſeinen Namen von der großen Menge dieſer Bäume hat, welche auf der Ebne und den ſie umgebenden Bergen und Hügeln gepflanzt ſind. An der Oſtſeite des Hafens liegen einige Kalkhügel, welche das vulkaniſche Feuer nicht angegriffen hat. Man findet hier nahe am Meer eine heiße, mineraliſche Quelle, welche ziemlich viel Waſſer enthält, und von den Einwohnern zu Mitylene ſehr gerühmt wird.

Man hält dieſes Waſſer hier für eröffnend, und trinkt es, oder badet ſich darin, um die Abſonderung des Urins zu befördern, und zur Linderung in den meiſten chroniſchen Krankheiten. Es ſoll, wenn man viel davon trinkt, gelinde abführen; ich halte es für ſalpeterhaltig, nach ſeiner Wirkung, und dem wenigen Geſchmack zu urtheilen. Huſſein, der Capudan-Pacha hat ein Becken bauen laſſen, welches zehn bis zwölf Perſonen faßt, und das Gebäude wieder aufgerichtet, welches der Türke bewohnt, der die Badegäſte aufnimmt.

Der Olivenhafen, welchen Choiſeul in ſeiner maleriſchen Reiſe ſehr richtig gezeichnet hat, iſt einer der ſicherſten und geräumigſten des Archipelagus. Er liegt an der äußerſten Südoſtſpitze der Inſel, und ſoll Ueberfluß an Muſcheln und Fiſchen haben: man fiſcht unter andern vortreffliche Auſtern, welche nach Scios und Smirna gebracht werden. Er wird das ganze Jahr hindurch von Schiffen beſucht, welche das in dieſer Gegend gewonnene Oel ausführen.

Von der mineraliſchen Quelle hat man noch zwey Meilen bis Mitylene; wir kamen über einen vulkaniſchen Berg, und gelangten auf einem ſehr ſteilen Wege zur Stadt. Aber ehe wir ankamen genoſſen wir von der Höhe dieſes Berges einen Anblick, deſſen wir nicht ſatt werden konnten. Mitylene und die umliegende Gegend lag vor uns, wir ſahen deutlich ſeine beyden Häfen, die Kähne, Galeeren und Schiffe, welche darin

vor Anker lagen. Wir maßen die Breite des Canals, welcher Lesbos vom feſten Lande trennt, mit den Augen, wir erblickten die zahlreichen Inſeln längs der Küſte von Aſien, weiterhin das feſte Land, ſeine hohen waldigen Gebirge, und ſeine fruchtbaren, bebaueten Thäler: alles dieſes bildete ein Gemälde, deſſen Schönheit die Strahlen der untergehenden Sonne, welche ſich hinter uns in Wolken verlor, erhöheten.

Unſer Fahrzeug war mit günſtigem Winde bey guter Zeit angekommen, und ankerte im ſüdlichen Hafen, Bruguière hatte unſre Sachen ausladen laſſen, und eine Wohnung in dem Kloſter der griechiſchen Mönche aufgefunden.

Die beyden Häfen von Mitylene ſind durch eine Landzunge getrennt, auf welcher die Genueſer eine Citadelle erbauet hatten, die bis jetzt noch von den Türken erhalten iſt. Der obere oder nördliche Hafen wird vor dem Nordoſtwind durch einen Damm gedeckt, deſſen Urſprung man bey den alten Griechen ſucht, der ſüdliche Hafen iſt nach Südoſten zu offen: er iſt nicht ganz ſo groß und ſo tief, wie der erſtere; nur die einheimiſchen Kähne können darin ankern; der nördliche Häfen hingegen kann kleine Kauffahrtheyſchiffe aufnehmen. Die Kriegsſchiffe und europäiſchen Fahrzeuge, welche der Handel nach Mitylene führt, ankern im Sommer vor den ſüdlichen Hafen; ſie wagen es aber nicht im Winter, weil der Nordoſtwind dann zuweilen heftige Stöße giebt, wodurch ſie untergehen oder ſich genöthigt ſehen

könnten, die Ankertaue zu kappen und ſchnell unter Segel zu gehen.

Die beyden Häfen waren ehedem durch einen Canal verbunden, welcher die Erdzunge, die ich erwähnt habe, zu einer Inſel machte, auf die ein Theil der Stadt gebaut war. Die Zeit hat dieſen Canal ausgefüllt; ſie hat aber nicht den Damm zerſtören können, welcher von der kleinen Inſel ausgeht und den nördlichen Hafen vor den heftigſten Stürmen ſichert.

Mitylene, welches heutiges Tages Caſtro oder Metelin heißt, enthält zwey bis dreytauſend Griechen, drey bis viertauſend Türken und dreyßig bis vierzig jüdiſche Familien. Die Citadelle iſt groß, die Kanonen in gutem Zuſtande, und die Stadt wird von 5 bis 600 Janitſcharen, die faſt alle verheirathet und anſäſſig ſind vertheidigt. Inwendig liegen zwey Moſcheen, und eine große Menge Häuſer, welche von dieſer Beſatzung bewohnt werden. Die neue Stadt liegt im Halbkreiſe um den nördlichen Hafen herum, und zum Theil auf dem Flecke, welchen die alte Stadt einnahm. Die Stücken von Säulen, die man in den Gebäuden findet, die Capitäler, Marmor- und Granit-Trümmer, welche man überall erblickt, zeigen ihre ehemalige Größe und Wichtigkeit. Man bemerkt noch einige Inſchriften, welche die Reiſenden uns überliefert haben. In dem Hofe des griechiſchen Kloſters, wo wir wohnten, befin-

det ſich ein Stuhl von weißen Marmor, auf welchem man die Worte lieſet:

ΠΟΤΑΜΩΝΟΣ

ΛΕΣΒΟΝΑΚΤΟΣ

ΠΡΟΕΔΡΙΑ

Sitz des Potamon, des Sohnes des Lesbonax.

Dieſer Potamon von Mitylene gebürtig war ein berühmter Rhetor, welcher zu Rom unter dem Kaiſer Tiberius lebte. Als er in ſein Vaterland zurückgehen, und eine Schule der Beredſamkeit daſelbſt errichten wollte, erhielt er vom Tiberius einen Brief, in welchem ausdrücklich geſagt war: daß jeder, welcher den Potamonon beleidigte, den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Perſon beleidigen würde.

Lesbos hat lange unter verſchiednen Tyrannen geſeufzt, und nur zuweilen die Freyheit genoſſen. Die Inſel gerieth nach und nach unter die Herrſchaft der Perſer, der Griechen und Römer, die Kreuzfahrer ſetzten ſich kurze Zeit darin feſt, und die Genueſer waren Meiſter davon, als das öſtliche Kaiſerthum in die Hände der Türken fiel.

Indeſſen die Griechen ſich über ſo thörichte als unverſtändliche, religiöſe Dogmen ſtritten, und die Ehr-

geitzigen in der Hauptſtadt und den Provinzen, um ſchneller zum Throne zu gelangen, Bewegungen erregten, bemächtigten ſich die Türken von einer Seite der ſchönſten Provinzen Aſiens, und bedroheten Conſtantinopel; und zwey ſchifffahrende Nationen ſetzten ſich auf der andern Seite nach und nach in den Inſeln des Archipelagus, den Seeſtädten am ſchwarzen Meer, dem Bosphorus, und ſelbſt in Galata, einer Vorſtadt von Conſtantinopel, feſt. Die Meere der Levante waren von ihren Fahrzeugen bedeckt, und die Produkte des Orients giengen nur durch ihre Hände.

Lesbos ſtand unter der Herrſchaft der Genueſer, als Mahomed der Zweyte, zehn Jahre nach der Eroberung von Conſtantinopel, eine anſehnliche Flotte ausrüſtete, ſich ſeiner zu bemächtigen. Mitylene, Methymna und die meiſten Städte dieſer Inſel waren gut befeſtigt; die Ritter von Rhodus hatten Zeit gehabt, ihnen zu Hülfe zu kommen, und die Einwohner, denen die türkiſche Grauſamkeit bey Conſtantinopels Eroberung bekannt war, waren entſchloſſen, ſich gut zu vertheidigen. Die ottomanniſche Macht wäre ohne Zweifel an ihrem Muthe geſcheitert, wenn der Fürſt Gattiluſio den Muth ſeiner Soldaten beſeſſen und nicht ſeinem Vetter Lucco Gattiluſio getraut hätte, der aus falſchem Ehrgeitz dem ſchriftlichen Verſprechen Mahomeds glaubte, die Oberherrſchaft der Inſel zu erhalten, wenn er ſie ihm übergäbe.

Nachdem Lucco dem Feinde ein Thor geöffnet hatte, bewog er ſeinen ſchwachen Vetter, eine ſchimpfliche Capitulation zu unterſchreiben, aus dem falſchen Wahne, für dieſes Opfer entſchädigt zu werden; aber Mahomed ließ beyde, zum Lohn der Verrätherey des einen und der Feigheit des andern grauſam hinrichten: eine ſchreckliche Warnung, welche Verräther und Feige ſtets vor Augen haben ſollten.

Lesbos hat mehrere große Männer hervorgebracht, unter welche vorzüglich folgende gehören: Alcaeus, der lyriſche Dichter, welcher ſo lange wider die Tyranney redete; Sappho, welche die Alten unter die Muſen verſetzten, und welche eine unglückliche Liebe bewog, ſich von den Leucadiſchen Felſen zu ſtürzen. Theophraſt, der Schüler des Plato und Ariſtoteles, deſſen Beredſamkeit ſo eindringend, und ſeine Philoſophie ſo liebenswürdig war. Pittacus endlich, den Griechenland unter die ſieben Weiſen zählte, und der das ſeltne Beyſpiel eines Mannes gab, der mehr auf ſeinen Ruhm als auf ſeine Macht, und mehr auf das Glück ſeiner Unterthanen, als ſein eignes ſah, der auch den Plan entwarf und ausführte, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen, um ſeinem Vaterlande die Freyheit zu geben.

Aus den neuern Zeiten könnte ich die Gebrüder Barbaruſſa, die Söhne eines Töpfers anführen, welche aus gemeinen Matroſen berühmte Seeräuber und beyde nach einander Herren von Algier wurden; der jüngere,

welchen Soliman der Erſte zum Groß⸗Admiral ernannte, iſt in der türkiſchen Geſchichte bekannter als ſein Bruder.

Obgleich die Inſel im Winter heftigen Oſt⸗ und Nordoſtwinden ausgeſetzt iſt, welche von den aſiatiſchen Bergen kommen, ſo wie dem Nordwind, welcher den ganzen Archipelagus beſtreicht, ſo iſt das Clima doch ſchön, und die Temperatur der Luft ziemlich gelinde. Es friert ſehr ſelten in dieſer Jahreszeit; aber die Hitze iſt im Sommer ſehr heftig auf der Südſeite, und die Luft gewöhnlich ungeſunder, als an den übrigen Theilen der Inſel.

Man zählt auf Lesbos ungefähr 8000 Griechen, welche die Kopfſteuer vom ſiebenten Jahre bis an ihren Tod bezahlen; hiernach kann man ihre Bevölkerung, mit Weibern und Kindern von dieſem Alter, auf 20,000 ſchätzen. Es ſollen ohngefähr eben ſoviel Türken als Griechen auf der Inſel ſeyn, welches zuſammen 40,000 Einwohner gäbe. Die Juden ſind nicht zahlreich genug, um in Anſchlag gebracht zu werden.

Die Inſel iſt in Herrſchaften vertheilt; aber anſtatt, daß der Aga in andern Ländern ſich, wenn er dazu aufgefordert wird, zur Landarmee begeben muß, iſt er zu Lesbos zum Seedienſt verpflichtet, wovon er ſich gewöhnlich durch eine Geldſumme befreyen

Nach einem, ohne Zweifel ſehr alten, Gebrauch erbte nur die älteſte Tochter auf dieſer Inſel das Vermögen des Vaters und der Mutter, mit Ausſchluß der Söhne und übrigen Töchter. Dieſer Gebrauch, welchen die Länge der Zeit zum Geſetz geſtempelt hatte, wurde geehrt, und genau befolgt; obgleich jedem Kinde das Recht zuſtand, ſich an die türkiſche Juſtiz zu wenden, und ſich auf das Naturrecht zu berufen. Seit einiger Zeit haben der Patriarch von Conſtantinopel, der Erzbiſchof und die ganze Geiſtlichkeit von Mitylene dieſes Geſetz etwas verändert, indem ſie alle Töchter, nach folgendem Verhältniß, zur Erbſchaft zulaſſen. Die Erſtgeborne erhält ein Drittel der Erbſchaft, die folgende erhält ein Drittel von dem, was ihre Schweſter übrig gelaſſen hat, die Dritte eben ſo das Drittel, und ſofort bis zur letzten.

Die Berge der Inſel, welche ich erſtiegen habe, ſind waldicht. Die Fichte von Aleppo wächſt hier häufig, und erreicht eine beträchtliche Höhe. Die Pinie und einige Eichen mit langſtieligen Eicheln trifft man gleichfalls an. Der Erdbeerbaum, die Andrachne, der Maſtixbaum, der Terpentinbaum, der Agnus caſtus, einige Sträucher mit Hülſenfrüchten und mehrere Ciſtusarten, unter welchen ſich die auszeichnet, welche Ladanum liefert, ſind ſehr häufig. Die Velani-Eiche findet man mehr auf Hügeln und Ebnen als Bergen. Die Eſche wächſt in den niedrigen und feuchten Gegenden, und der Platanus nur an dem Ufer der Bäche und Waldſtröme. Die Einwohner bereiten, vermittelſt des Feuers,

aus der Fichte eine anſehnliche Menge ſchwarzes Pech, für das Schiffswerft am ſüdlichen Hafen, oder zum Kalfatern der Fahrzeuge, welche deswegen nach Mitylene kommen. Das beſte Zimmerholz erhält man von der Küſte von Aſien. Es wächſt hier ſehr häufig, da aber der Transport mühſam und koſtſpielig iſt, ſo beſchränkt man ſich auf die Bäume, welche nahe am Meere ſtehen. Man rechnet über 50,000 Centner Oel, welches in gewöhnlichen Jahren von dieſer Inſel ausgeführt wird: es geht faſt alles nach Conſtantinopel. Die Franzoſen erhielten ehedem vieles davon, und hielten einen Viceconſul in Mitylene; dieſe Stelle iſt aber eingegangen, ſeitdem ſich die Kaufleute auf das Oel von Candia und Morea beſchränkt haben, welches wohlfeiler iſt.

Dieſes Oel iſt gewöhnlich von mittelmäßiger Güte, weil die Einwohner, denen es an Mühlen fehlt, genöthigt ſind, die Oliven nach und nach zu ſammeln. Diejenigen, welche abfallen, und einige Zeit liegen bleiben, verderben mehr oder weniger, nachdem das Wetter feucht iſt; überdem hat man den Gebrauch, die Oliven, ehe ſie zur Mühle geſchickt werden, dicht aufeinander zu häufen, und eine Menge Seeſalz darauf zu werfen, um die Fäulniß ſoviel wie möglich zu verhindern.

Italien erhält von Mitylene 8000 Centnern Knoppern, wovon ein Theil von der aſiatiſchen Küſte kommt; trockne Feigen und Wolle ſind nur ein unbedeutender Handelsartikel.

Man erhält in geringer Quantität, Baumwolle, Seſam, Seide, Honig, Wachs und Getreide; da dieſes letztere aber für die Einwohner nicht hinreicht, wird von Aſien viel Korn und Gerſte eingeführt. Dorther kommen auch Ochſen, Pferde und Mauleſel zum Ackerbau und Fuhrwerk, und Schlachthammel.

Der Wein iſt jetzt ſelten; weil eine groſse Menge Trauben zu Weinbeermuſs von den Türken verbraucht wird, und die Griechen aus dem übrigen Branntwein abziehen. Wir muſsten uns, um welchen zu erhalten, an die reichſten Griechen wenden, und dieſer beſtätigte ſehr ſchlecht den alten Ruhm des Lesbiſchen Weins; er war ſüſslich und von ſchlechtem Geſchmack, wie faſt alle Weine auf den Inſeln des Archipelagus.

Es giebt keine Flüſſe auf Lesbos: einige nicht ſehr groſse Regenbäche führen im Winter das Regenwaſſer ins Meer; aber es giebt eine groſse Menge Quellen, deren Waſſer trinkbar, und hinlänglich iſt, die Ebnen zu bewäſſern, und fruchtbar zu machen.

Sechſter Abſchnitt.

Ankunft zu Scios. Beſchreibung der Inſel. Sitten und Induſtrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeſchichte. Produkte und Handel.

Den 16ten Februar ſchifften wir uns, mit einem ſchwachen Oſtwinde, bey heiterm Himmel und ruhigem Meer um ſieben Uhr Morgens, auf einem groſſen bedeckten Kahne nach Scios ein. Wir umfuhren bald das Vorgebirge Malea und ſahen Scios ſchon ſehr deutlich, als ſich der Wind plötzlich umſetzte: ſo, daß wir erſt am folgenden Tage mit Sonnen-Aufgang den Hafen, in der Mitte der Oſtküſte der Inſel erreichten.

Der Hafen von Scios, deſſen Einfahrt durch zwey Leuchtthürme ſichtbar wird, wird von der Südſeite durch einen Damm, welcher beynahe mit der Waſſerfläche gleich iſt, verſchloſſen. Ob er gleich ehedem groß genug für den Handel der Inſel mit dem ganzen Archipelagus war, ſo verſandet er doch jetzt zuſehends, ohne daß die Türken, um ihn zu reinigen und zu unterhalten, die geringſten Koſten daran wendeten.

Die von den Genueſern erbaute Citadelle vertheidigt den Hafen; ein breiter Platz trennt ſie von der Stadt, und ein rings umher laufender Graben iſt dazu

beſtimmt, im Fall einer Belagerung mit Meerwaſſer angefüllt zu werden.

Die Feſtungswerke ſind alt, aber regelmäßig. Sie ſind hier und da eingefallen, und die Kanonen faſt alle ohne Lavetten, die ausgenommen, auf der Batterie am Eingange. Das Innre der Citadelle iſt voll Wohnhäuſer, welche die ſieben bis achthundert Janitſcharen, die einzige Beſatzung der Inſel bequem faſſen könnten; aber ſie ſind theils verfallen, und theils ſind die Türken größere Freunde vom Zerſtören als vom Aufbauen.

Die Stadt iſt groß und wohlgebaut, die Straßen enge und ziemlich gut gepflaſtert, die Häuſer ſind hoch, alle maſſiv und größtentheils von Quadern, wozu man ſich der Sand- oder Kalkſteine bedient. Man erhält von einigen Orten der Inſel, einen harten, röthlichen, ſehr feinkörnigen Sandſtein, deſſen man ſich mit Vortheil zur Einfaſſung der Thüren und Fenſter, zu Fußboden des untern Stocks, und zu den Vorderſeiten der Kirchen bedient. Dieſer Stein iſt es ohne Zweifel, welchen man bey den Alten Jaſpis nannte, und welchen Strabo, Plinius und Cicero erwähnen.

Man hat in Scios die Gewohnheit, im Mittelpunkt des Hauſes ein geräumiges, ſehr hohes Zimmer anzubringen, welches man des Sommers während der heißen Stunden bewohnt. Des Morgens und Abends ſchöpft man friſche Luft auf der Terraſſe der Häuſer,

und genießt zu gleicher Zeit die Ausſicht über die Inſel und das Meer.

Scios iſt etwas kleiner als Lesbos. Die Länge der Inſel von Norden nach Süden beträgt etwa 50 Meilen, und die Breite iſt wegen der vielen Krümmungen der Küſte ſehr verſchieden. An dem ſüdlichen Ende beträgt ſie etwa zwölf, und am nördlichen funfzehn Meilen. Die Inſel iſt von Aſien durch einen acht bis neun Meilen breiten Canal getrennt.

Die Stadt iſt gegen Abend und Mitternacht von Granit- und Schieferhügeln umgeben, welche ihrer Dürre ohngeachtet doch einiger Cultur fähig ſind. Nordweſtlich von dieſen Hügeln ſieht man nichts als kahle Kalkberge, zwiſchen denen nur ſehr wenig urbares Land liegt. Südlich von der Stadt läßt man das Auge mit Vergnügen auf einer, zwey Meilen breiten, fruchtbaren Ebne verweilen, welche mit ſchönen Landhäuſern beſäet, und kleinen und großen Gärten geſchmückt iſt, worin man faſt alle europäiſche Gemüſe und Früchte antrifft.

Pomeranzen, Citronen, ſüße Limonen und Cedrat wachſen im Ueberfluß und in ungekünſtelten Gruppen, Feigen, Granaten und Pflaumen ſind etwas weniger häufig. Man erblickt auch Pfirſichen, Aprikoſen, Mandeln und ſchwarze Maulbeerbäume; Roſenſtöcke werden überall angepflanzt. Auberginen, Keimie, Melonen,

Gurken und Waſſermelonen füllen die nicht mit Bäumen beſetzten Flecke aus.

Dieſe Gärten werden durch Quellen von benachbarten Bergen, oder aus Brunnen bewäſſert, aus denen man das Waſſer, mittelſt eines Rades und zwey Stricken herauszieht, an welche eine Menge Töpfe hinter einander gebunden ſind.

Hinter dieſer Ebne, und faſt durch den ganzen mittäglichen Theil der Inſel, iſt der Boden überall der Cultur fähig, aber nur von mittelmäßiger Beſchaffenheit. Das Erdreich iſt weniger bergicht, als gegen Norden, und die Bevölkerung größer.

Nach den Regierungsregiſtern kann man die Bevölkerung von Scios auf 100,000 Seelen ſchätzen; man rechnet hiervon 30,000 auf die Hauptſtadt; nämlich 3,500 Türken, 1,500 katholiſche Griechen, 25,000 ſchismatiſche Griechen und etwa 100 Juden. Es giebt 68 Dörfer auf der Inſel, welche alle von Griechen bewohnt ſind. Die 24 Dörfer, welche den Maſtix liefern, ſind die bevölkertſten und reichſten. Pirchi gegen Weſten iſt das größte unter allen; Ninita, Calamoti und Calimatia gegen Süden ſind nach dieſem die beträchtlichſten. Voliſſo am Meeresufer, der Inſel Pſera gegenüber, zeichnet ſich durch das rohe, beynahe wilde, Weſen ſeiner Bewohner aus. Alle übrigen Dörfer, ohne Rückſicht auf Größe oder Lage, ſind gut gebaut, und haben

faſt alle eine Mauer, welche im Stande iſt, ſie vor dem plötzlichen Anfall eines Seeräubers zu ſchützen.

Der Geſetzgeber, welcher den Einfluß der Verfaſſung und Geſetze auf Charakter, Sitten und Induſtrie beobachten will, muß ſeine Blicke vorzüglich auf ein Volk wenden, welches unter dem nämlichen Himmelsſtrich, auf demſelben Boden, derſelben Religion zugethan, demohngeachtet ſo unter ſich verſchieden iſt, daß man es kaum wieder erkennt. Ich glaubte hier in ein ganz andres Land, in ein andres Clima zu kommen. Ich hatte den Griechen unter den fürchterlichſten Deſpotismus gebeugt geſehen, und er war betriegeriſch, roh, furchtſam, unwiſſend, abergläubiſch und arm; hier genießt er einen Schatten von Freyheit, und iſt rechtſchaffen, höflich, dreiſt, fleißig, lebhaft, gebildet und reich. Ich fand hier nicht jene Miſchung von Stolz und Niederträchtigkeit, welche die Griechen von Conſtantinopel und einem großen Theil der Levante charakteriſirt. Dieſe Furchtſamkeit, welche eine beſtändige Scheu oder Schüchternheit verurſacht, dieſe Bigotterie, welche kein Verbrechen hindert. Was die Einwohner von Scios von den übrigen Griechen unterſcheidet, iſt ein entſchiedner Hang zum Handel, ein lebhafter Geſchmack für Künſte, und ein unternehmender Geiſt. Ihr luſtiger, epigrammatiſcher Sinn, ihre komiſche und zuweilen närriſche Fröhlichkeit hat zu dem Sprichwort Veranlaſſung gegeben: daß es leichter ſey, ein grünes Pferd als einen verſtändigen Score zu finden.

So wahr auch dieſes Sprichwort, in Rückſicht einiger Bewohner von Scios ſeyn mag, ſo giebt es doch eine weit größere Anzahl, welche die vorſichtigſte Klugheit mit der liebenswürdigſten Lebhaftigkeit zu verbinden weiß. Keine Stadt in der ganzen Levante zeigt ſoviel Bildung, keine andre beſitzt ſoviel vorurtheilsfreye Menſchen von geſunder Vernunft und gutem Kopf.

Man kann indeſſen mehreren von ihnen einen lächerlichen Stolz und ſchädlichen Fanatismus vorwerfen; wir haben Thoren geſehen, welche auf ein koſtbares Taſchenbuch, ein ſchönes Haus oder eine zahlreiche Bedienung eitel waren. Der Unwiſſende, welcher keine perſönlichen Verdienſte in der Geſellſchaft geltend machen konnte, glaubte mit denen ſeiner Vorfahren prahlen zu dürfen. Der Streit zwiſchen den beyden Kirchen hat oft zu anſtößigen Auftritten Veranlaſſung gegeben, von welchen die Türken allein Vortheil zogen, und der Einfluß der Prieſter iſt vielleicht zu groß für ein Land, welches Handel und Ackerbau treibt.

Ohngeachtet der grotesken Kleidung der Weiber ſind ſie doch liebenswürdiger als zu Conſtantinopel, weil ſie freundlicher, lebhafter und geiſtreicher ſind. Man ſieht ſie ohne Zwang in Gegenwart ihrer Eltern, und ſie genießen mehr, als anderswo, Freyheit, ohne ſie jemals zu mißbrauchen. Sie bringen in jeder Jahreszeit einen Theil des Tages ſingend und arbeitend, oder ſpielend und ſcherzend vor ihren Häuſern zu. Sie necken

welchen Soliman der Erſte zum Groß-Admiral ernannte, iſt in der türkiſchen Geſchichte bekannter als ſein Bruder.

Obgleich die Inſel im Winter heftigen Oſt- und Nordoſtwinden ausgeſetzt iſt, welche von den aſiatiſchen Bergen kommen, ſo wie dem Nordwind, welcher den ganzen Archipelagus beſtreicht, ſo iſt das Clima doch ſchön, und die Temperatur der Luft ziemlich gelinde. Es friert ſehr ſelten in dieſer Jahreszeit; aber die Hitze iſt im Sommer ſehr heftig auf der Südſeite, und die Luft gewöhnlich ungeſunder, als an den übrigen Theilen der Inſel.

Man zählt auf Lesbos ungefähr 8000 Griechen, welche die Kopfſteuer vom ſiebenten Jahre bis an ihren Tod bezahlen; hiernach kann man ihre Bevölkerung, mit Weibern und Kindern von dieſem Alter, auf 20,000 ſchätzen. Es ſollen ohngefähr eben ſoviel Türken als Griechen auf der Inſel ſeyn, welches zuſammen 40,000 Einwohner gäbe. Die Juden ſind nicht zahlreich genug, um in Anſchlag gebracht zu werden.

Die Inſel iſt in Herrſchaften vertheilt; aber anſtatt, daß der Aga in andern Ländern ſich, wenn er dazu aufgefordert wird, zur Landarmee begeben muß, iſt er zu Lesbos zum Seedienſt verpflichtet, wovon er [illegible] gewöhnlich durch eine Geldſumme befreyen

Nach einem, ohne Zweifel ſehr alten, Gebrauch erbte nur die älteſte Tochter auf dieſer Inſel das Vermögen des Vaters und der Mutter, mit Ausſchluß der Söhne und übrigen Töchter. Dieſer Gebrauch, welchen die Länge der Zeit zum Geſetz geſtempelt hatte, wurde geehrt, und genau befolgt; obgleich jedem Kinde das Recht zuſtand, ſich an die türkiſche Juſtiz zu wenden, und ſich auf das Naturrecht zu berufen. Seit einiger Zeit haben der Patriarch von Conſtantinopel, der Erzbiſchof und die ganze Geiſtlichkeit von Mitylene dieſes Geſetz etwas verändert, indem ſie alle Töchter, nach folgendem Verhältniß, zur Erbſchaft zulaſſen. Die Erſtgeborne erhält ein Drittel der Erbſchaft, die folgende erhält ein Drittel von dem, was ihre Schweſter übrig gelaſſen hat, die Dritte eben ſo das Drittel, und ſofort bis zur letzten.

Die Berge der Inſel, welche ich erſtiegen habe, ſind waldicht. Die Fichte von Aleppo wächſt hier häufig, und erreicht eine beträchtliche Höhe. Die Pinie und einige Eichen mit langſtieligen Eicheln trifft man gleichfalls an. Der Erdbeerbaum, die Andrachne, der Maſtixbaum, der Terpentinbaum, der Agnus caſtus, einige Sträucher mit Hülſenfrüchten und mehrere Ciſtusarten, unter welchen ſich die auszeichnet, welche Ladanum liefert, ſind ſehr häufig. Die Velani-Eiche findet man mehr auf Hügeln und Ebnen als Bergen. Die Eſche wächſt in den niedrigen und feuchten Gegenden, und der Platanus nur an dem Ufer der Bäche und Waldſtröme. Die Einwohner bereiten, vermittelſt des Feuers,

aus der Fichte eine anſehnliche Menge ſchwarzes Pech, für das Schiffswerft am ſüdlichen Hafen, oder zum Kalfatern der Fahrzeuge, welche deswegen nach Mitylene kommen. Das beſte Zimmerholz erhält man von der Küſte von Aſien. Es wächſt hier ſehr häufig, da aber der Transport mühſam und koſtſpielig iſt, ſo beſchränkt man ſich auf die Bäume, welche nahe am Meere ſtehen. Man rechnet über 50,000 Centner Oel, welches in gewöhnlichen Jahren von dieſer Inſel ausgeführt wird: es geht faſt alles nach Conſtantinopel. Die Franzoſen erhielten ehedem vieles davon, und hielten einen Viceconſul in Mitylene; dieſe Stelle iſt aber eingegangen, ſeitdem ſich die Kaufleute auf das Oel von Candia und Morea beſchränkt haben, welches wohlfeiler iſt.

Dieſes Oel iſt gewöhnlich von mittelmäßiger Güte, weil die Einwohner, denen es an Mühlen fehlt, genöthigt ſind, die Oliven nach und nach zu ſammeln. Diejenigen, welche abfallen, und einige Zeit liegen bleiben, verderben mehr oder weniger, nachdem das Wetter feucht iſt; überdem hat man den Gebrauch, die Oliven, ehe ſie zur Mühle geſchickt werden, dicht aufeinander zu häufen, und eine Menge Seeſalz darauf zu werfen, um die Fäulniß ſoviel wie möglich zu verhindern.

Italien erhält von Mitylene 8000 Centnern Knoppern, wovon ein Theil von der aſiatiſchen Küſte kommt; trockne Feigen und Wolle ſind nur ein unbedeutender Handelsartikel.

Man erhält in geringer Quantität, Baumwolle, Seſam, Seide, Honig, Wachs und Getreide; da dieſes letztere aber für die Einwohner nicht hinreicht, wird von Aſien viel Korn und Gerſte eingeführt. Dorther kommen auch Ochſen, Pferde und Mauleſel zum Ackerbau und Fuhrwerk, und Schlachthammel.

Der Wein iſt jetzt ſelten; weil eine groſe Menge Trauben zu Weinbeermuß von den Türken verbraucht wird, und die Griechen aus dem übrigen Branntwein abziehen. Wir mußten uns, um welchen zu erhalten, an die reichſten Griechen wenden, und dieſer beſtätigte ſehr ſchlecht den alten Ruhm des Lesbiſchen Weins; er war ſüßlich und von ſchlechtem Geſchmack, wie faſt alle Weine auf den Inſeln des Archipelagus.

Es giebt keine Flüſſe auf Lesbos: einige nicht ſehr groſe Regenbäche führen im Winter das Regenwaſſer ins Meer; aber es giebt eine groſe Menge Quellen, deren Waſſer trinkbar, und hinlänglich iſt, die Ebnen zu bewäſſern, und fruchtbar zu machen.

Sechſter Abſchnitt.

Ankunft zu Scios. Beſchreibung der Inſel. Sitten und Induſtrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeſchichte. Produkte und Handel.

Den 16ten Februar ſchifften wir uns, mit einem ſchwachen Oſtwinde, bey heiterm Himmel und ruhigem Meer um ſieben Uhr Morgens, auf einem groſſen bedeckten Kahne nach Scios ein. Wir umfuhren bald das Vorgebirge Malea und ſahen Scios ſchon ſehr deutlich, als ſich der Wind plötzlich umſetzte: ſo, daß wir erſt am folgenden Tage mit Sonnen-Aufgang den Hafen, in der Mitte der Oſtküſte der Inſel erreichten.

Der Hafen von Scios, deſſen Einfahrt durch zwey Leuchtthürme ſichtbar wird, wird von der Südſeite durch einen Damm, welcher beynahe mit der Waſſerfläche gleich iſt, verſchloſſen. Ob er gleich ehedem groß genug für den Handel der Inſel mit dem ganzen Archipelagus war, ſo verſandet er doch jetzt zuſehends, ohne daß die Türken, um ihn zu reinigen und zu unterhalten, die geringſten Koſten daran wendeten.

Die von den Genueſern erbaute Citadelle vertheidigt den Hafen; ein breiter Platz trennt ihn von der Stadt, und ein rings umher laufender Graben iſt dazu

beſtimmt, im Fall einer Belagerung mit Meerwaſſer angefüllt zu werden.

Die Feſtungswerke ſind alt, aber regelmäßig. Sie ſind hier und da eingefallen, und die Kanonen faſt alle ohne Lavetten, die ausgenommen, auf der Batterie am Eingange. Das Innre der Citadelle iſt voll Wohnhäuſer, welche die ſieben bis achthundert Janitſcharen, die einzige Beſatzung der Inſel bequem faſſen könnten; aber ſie ſind theils verfallen, und theils ſind die Türken größere Freunde vom Zerſtören als vom Aufbauen.

Die Stadt iſt groß und wohlgebaut, die Straßen enge und ziemlich gut gepflaſtert, die Häuſer ſind hoch, alle maſſiv und größtentheils von Quadern, wozu man ſich der Sand- oder Kalkſteine bedient. Man erhält von einigen Orten der Inſel, einen harten, röthlichen, ſehr feinkörnigen Sandſtein, deſſen man ſich mit Vortheil zur Einfaſſung der Thüren und Fenſter, zu Fußboden des untern Stocks, und zu den Vorderſeiten der Kirchen bedient. Dieſer Stein iſt es ohne Zweifel, welchen man bey den Alten Jaſpis nannte, und welchen Strabo, Plinius und Cicero erwähnen.

Man hat in Scios die Gewohnheit, im Mittelpunkt des Hauſes ein geräumiges, ſehr hohes Zimmer anzubringen, welches man des Sommers während der heißen Stunden bewohnt. Des Morgens und Abends ſchöpft man friſche Luft auf der Terraſſe der Häuſer,

und genießt zu gleicher Zeit die Ausſicht über die Inſel und das Meer.

Scios iſt etwas kleiner als Lesbos. Die Länge der Inſel von Norden nach Süden beträgt etwa 50 Meilen, und die Breite iſt wegen der vielen Krümmungen der Küſte ſehr verſchieden. An dem ſüdlichen Ende beträgt ſie etwa zwölf, und am nördlichen funfzehn Meilen. Die Inſel iſt von Aſien durch einen acht bis neun Meilen breiten Canal getrennt.

Die Stadt iſt gegen Abend und Mitternacht von Granit- und Schieferhügeln umgeben, welche ihrer Dürre ohngeachtet doch einiger Cultur fähig ſind. Nordweſtlich von dieſen Hügeln ſieht man nichts als kahle Kalkberge, zwiſchen denen nur ſehr wenig urbares Land liegt. Südlich von der Stadt läßt man das Auge mit Vergnügen auf einer, zwey Meilen breiten, fruchtbaren Ebne verweilen, welche mit ſchönen Landhäuſern beſäet, und kleinen und großen Gärten geſchmückt iſt, worin man faſt alle europäiſche Gemüſe und Früchte antrifft.

Pomeranzen, Citronen, ſüße Limonen und Cedrat wachſen im Ueberfluß und in ungekünſtelten Gruppen, Feigen, Granaten und Pflaumen ſind etwas weniger häufig. Man erblickt auch Pfirſichen, Aprikoſen, Mandeln und ſchwarze Maulbeerbäume; Roſenſtöcke werden überall angepflanzt. Auberginen, Keimie, Melonen,

Gurken und Waſſermelonen füllen die nicht mit Bäumen beſetzten Flecke aus.

Dieſe Gärten werden durch Quellen von benachbarten Bergen, oder aus Brunnen bewäſſert, aus denen man das Waſſer, mittelſt eines Rades und zwey Stricken herauszieht, an welche eine Menge Töpfe hinter einander gebunden ſind.

Hinter dieſer Ebne, und faſt durch den ganzen mittäglichen Theil der Inſel, iſt der Boden überall der Cultur fähig, aber nur von mittelmäßiger Beſchaffenheit. Das Erdreich iſt weniger bergicht, als gegen Norden, und die Bevölkerung größer.

Nach den Regierungsregiſtern kann man die Bevölkerung von Scios auf 100,000 Seelen ſchätzen; man rechnet hiervon 30,000 auf die Hauptſtadt; nämlich 3,500 Türken, 1,500 katholiſche Griechen, 25,000 ſchismatiſche Griechen und etwa 100 Juden. Es giebt 68 Dörfer auf der Inſel, welche alle von Griechen bewohnt ſind. Die 24 Dörfer, welche den Maſtix liefern, ſind die bevölkertſten und reichſten. Pirchi gegen Weſten iſt das größte unter allen; Ninita, Calamoti und Calimatia gegen Süden ſind nach dieſem die beträchtlichſten. Voliſſo am Meeresufer, der Inſel Pſera gegenüber, zeichnet ſich durch das rohe, beynahe wilde, Weſen ſeiner Bewohner aus. Alle übrigen Dörfer, ohne Rückſicht auf Größe oder Lage, ſind gut gebaut, und haben

faſt alle eine Mauer, welche im Stande iſt, ſie vor dem plötzlichen Anfall eines Seeräubers zu ſchützen.

Der Geſetzgeber, welcher den Einfluß der Verfaſſung und Geſetze auf Charakter, Sitten und Induſtrie beobachten will, muß ſeine Blicke vorzüglich auf ein Volk wenden, welches unter dem nämlichen Himmelsſtrich, auf demſelben Boden, derſelben Religion zugethan, demohngeachtet ſo unter ſich verſchieden iſt, daß man es kaum wieder erkennt. Ich glaubte hier in ein ganz andres Land, in ein andres Clima zu kommen. Ich hatte den Griechen unter den fürchterlichſten Deſpotismus gebeugt geſehen, und er war betriegeriſch, roh, furchtſam, unwiſſend, abergläubiſch und arm; hier genießt er einen Schatten von Freyheit, und iſt rechtſchaffen, höflich, dreiſt, fleißig, lebhaft, gebildet und reich. Ich fand hier nicht jene Miſchung von Stolz und Niederträchtigkeit, welche die Griechen von Conſtantinopel und einem großen Theil der Levante charakteriſirt. Dieſe Furchtſamkeit, welche eine beſtändige Scheu oder Schüchternheit verurſacht, dieſe Bigotterie, welche kein Verbrechen hindert. Was die Einwohner von Scios von den übrigen Griechen unterſcheidet, iſt ein entſchiedner Hang zum Handel, ein lebhafter Geſchmack für Künſte, und ein unternehmender Geiſt. Ihr luſtiger, epigrammatiſcher Sinn, ihre komiſche und zuweilen närriſche Fröhlichkeit hat zu dem Sprichwort Veranlaſſung gegeben: daß es leichter ſey, ein grünes Pferd als einen verſtändigen Scioten zu finden.

So wahr auch dieſes Sprichwort, in Rückſicht einiger Bewohner von Scios ſeyn mag, ſo giebt es doch eine weit größere Anzahl, welche die vorſichtigſte Klugheit mit der liebenswürdigſten Lebhaftigkeit zu verbinden weiß. Keine Stadt in der ganzen Levante zeigt ſoviel Bildung, keine andre beſitzt ſoviel vorurtheilsfreye Menſchen von geſunder Vernunft und gutem Kopf.

Man kann indeſſen mehreren von ihnen einen lächerlichen Stolz und ſchädlichen Fanatismus vorwerfen; wir haben Thoren geſehen, welche auf ein koſtbares Taſchenbuch, ein ſchönes Haus oder eine zahlreiche Bedienung eitel waren. Der Unwiſſende, welcher keine perſönlichen Verdienſte in der Geſellſchaft geltend machen konnte, glaubte mit denen ſeiner Vorfahren prahlen zu dürfen. Der Streit zwiſchen den beyden Kirchen hat oft zu anſtößigen Auftritten Veranlaſſung gegeben, von welchen die Türken allein Vortheil zogen, und der Einfluß der Prieſter iſt vielleicht zu groß für ein Land, welches Handel und Ackerbau treibt.

Ohngeachtet der grotesken Kleidung der Weiber ſind ſie doch liebenswürdiger als zu Conſtantinopel, weil ſie freundlicher, lebhafter und geiſtreicher ſind. Man ſieht ſie ohne Zwang in Gegenwart ihrer Eltern, und ſie genießen mehr, als anderswo, Freyheit, ohne ſie jemals zu mißbrauchen. Sie bringen in jeder Jahreszeit einen Theil des Tages ſingend und arbeitend, oder ſpielend und ſcherzend vor ihren Häuſern zu. Sie necken

che ſie den Vorübergehenden verkaufen, oder den Käufern ins Haus bringen, die reichen ſticken Tücher und Zeuge zum Gebrauch der Orientalen. Einige haben Weberſtühle, auf denen ſie ſeidne und baumwollene Zeuge verfertigen. Die Zuckerwaaren, die Conſituren von Roſen und Orangen, ſo wie der Syrup von Limonen und Cedrat beſchäftigen eine große Menge Weiber von jedem Alter und Stande. Das Aufziehen der Seidenwürmer und Spinnen der Baumwolle wird gewöhnlich auf dem Lande betrieben.

Diejenigen, welche ſich vorzüglich auf das Sticken legen, färben die Seide, die ſie gebrauchen, ſelbſt: ſo erhalten ſie unter andern eine goldgelbe Farbe von den Aeſten des Micoculier, oder den Blättern der Henna; ein Hellgelb von den Blüthen des Ginſtſtrauchs und den Stengeln der Daphne tartonraira. Die Wurzeln des Apfelbaums geben ihnen Roſenroth, und das Holz des Quittenbaums eine Fleiſchfarbe. Aus den Aeſten des Pfirſichbaums machen ſie ein helles und aus den Blättern ein dunkles Grün.

Sie ſchneiden die holzigen Theile in kleine Stücken, weichen ſie zwey Tage im kalten Waſſer ein, laſſen ſie am dritten bis auf die Hälfte einkochen, gießen den Saft durch ein Tuch, und ſetzen ihn mit etwas Alaune wieder ans Feuer. Sobald das Waſſer ſiedet, tauchen ſie die Seide kürzere oder längere Zeit hinein, nachdem die Farbe hell oder dunkel werden ſoll.

Die rothen Zwiebelſchaalen geben ihnen Orangen-gelb; ſie erweichen ſie vier oder fünf Tage im Waſſer, und kochen ſie mit etwas Alaune vermiſcht. Wenn ſie ein ſchönes Roth erhalten wollen, thun ſie einen Löffel Cochenille oder Kermes hinzu.

Die äußern Schaalen der noch unreifen Nüſſe, die man beym Einmachen der Früchte abſchneidet, geben ihnen ein Hell- oder Dunkelgrün.

Sie bedienen ſich auch der Galläpfel, der Knoppern, des Krapps und aller in Europa gebräuchlichen Färbemittel.

Auf keiner Inſel des ganzen Archipelagus und überhaupt in keiner Provinz des ganzen türkiſchen Reichs, haben wir das Land ſo gut bebaut, den Handel ſo lebhaft getrieben, und Induſtrie ſo groß gefunden, wie in Scios. Das trockenſte und ſteinigſte Erdreich verbeſſert ſich nach und nach unter der Hand des Score, und wird für Sämereyen, oder nützliche Bäume empfänglich. Kein Handelszweig iſt ihm fremd, keine Spekulation zu gewagt. Niemand iſt hier müßig: die Prieſter ausgenommen, iſt jeder Handelsmann, Manufakturiſt, Künſtler, Seefahrer oder Ackersmann.

Wenn Ackerbau und Kunſtfleiß dieſer Inſel faſt nichts zu wünſchen übrig laſſen, ſo genießt auch kein Theil des ottomanniſchen Reichs einen wirkſamern Schutz, und wird mehr von der Regierung begünſtigt.

Durch ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, kommt hier das Privatintereſſe mit dem des Staats überein, als Apanage einer Sultanin ſteht die Inſel unter ihrem beſondern Schutz. Ein Naib verwaltet die Gerechtigkeit für den Molla von Conſtantinopel; dieſer hat Intereſſe dabey, auf ſeinen Subſtituten Acht zu haben, und ihn zurück zu rufen, wenn die, gegen ihn erhobenen, Klagen gegründet ſind.

Der Sultan hat dem volkreichſten Theil der Inſel, allen den Dörfern, deren Bewohner den Maſtix für das Serail bereiten, Privilegien verſtattet: er hat ſie einem Mutſelim unterworfen, und ihnen einen Aga gegeben, welcher Pächter dieſes koſtbaren Artikels iſt. Die Stadt hat gleichfalls eine Menge Vorrechte, von denen ich weiter unten reden werde. Endlich bemüht ſich der Gouverneur, welcher zu gleicher Zeit Pächter des Zolls und der Auflagen iſt, den einen durch ſeinen Schutz und die Begünſtigung der Handelsleute und Landbauer geltend zu machen, und erlaubt ſich in Rückſicht der andern keine Bedrückungen und Erpreſſungen, welche ſo oft das Vermögen der Unterthanen in andern Städten verzehren. Hier haben Arme und Reiche, Gutsbeſitzer und Handelsleute, Bauern und Städter gleiche Rechte. Alle können ihre Klagen gleich laut werden laſſen, und die Abſetzung desjenigen, welcher ſeine Macht mißbraucht, verlangen und erhalten.

Der Zoll iſt auf fünf pro Cent, ſowohl bey Griechen als Muſelmännern, feſtgeſetzt, und nach einem

Ueberſchlage, den man bey den verarbeiteten Stoffen dieſes Landes gemacht hat, zeigt es ſich, daß dieſe kaum drey pro Cent Abgabe für die Ausfuhr erlegen.

Die Anſlagen werden bey den Städtern von den Häuptern der Gemeinde vertheilt; der Yeronta oder Vorſteher jedes Dorfs ſetzt ſie bey den Bauern ſeines Diſtrikts feſt. Die erſte dieſer Anſlagen haftet auf dem Eigenthume und dem Erwerb; ſie ſollte ein Fünftel pro Cent betragen; wenn man die Anordnung des Sultan Solimans befolgte; aber der lange Aufenthalt einiger Befehlshaber der Pforte, der aſiatiſchen Truppen, der türkiſchen und barbariſchen Geſchwader, und hundert andre Gelegenheiten haben zum Vorwande gedient, die Auflage von Zeit zu Zeit bis auf vier Piaſter von fünf hundert zu vermehren.

Die Inſel iſt ferner, ſo wie alle des Archipelagus, der Steuer unterworfen, welche der Capudan-Pacha jährlich von ihnen erhebt. Scios bezahlte ehedem 24 Beutel; aber heutiges Tages beynahe 48 Beutel türkiſcher Piaſter, jeder Beutel zu 500 Piaſter gerechnet.

Alle auf der Inſel verfertigte Zeuge müſſen, vor ihrer Ausfuhr bey Strafe der Confiſcation von dem Mutſelim geſtempelt werden. Sie bezahlen dafür ſechs Aſper für die Elle, wenn ſie in Gold oder Silber gearbeitet ſind: die gemeinen ſeidnen Zeuge bezahlen nur zwey Aſper, und die baumwollenen noch weniger.

Der Karatſch, oder die Kopfſteuer, welcher alle Nichtmuſelmänner im ganzen Reiche unterworfen ſind, ward nach der Eroberung der Inſel in den Dörfern nach ihrer damaligen Bevölkerung feſtgeſetzt. Die Taxe hat ſich ſeitdem nicht verändert, ob gleich die Bevölkerung in einigen Dörfern zugenommen, und in andern beträchtlich abgenommen hat. Diejenigen, welche Maſtix bauen, bezahlen das Kopfgeld in dieſem Artikel.

In der Stadt ſind alle Mannsperſonen von dem Alter der Mannbarkeit und durch einen Mißbrauch, vom zehnten bis zwölften Jahre an, in ein Regiſter eingetragen, und in drey Claſſen vertheilt. Die von der erſten Claſſe bezahlen eilf Piaſter, die von der zweyten fünf und einen halben, und die der dritten zwey und drey Viertel Piaſter; die Weiber ſind von dieſer Abgabe befreyt, und können nicht wegen ihrer Männer und abweſenden Kinder in Anſpruch genommen werden. Man ſieht leicht, daß die Habſucht der Einſammler des Kopfgeldes ſie dazu bewegen könne, alle ſteuerbaren zu vermengen, und ſo viel wie möglich die erſte und zweyte Claſſe zu vermehren, wenn die Gemeindevorſteher nicht das Recht hätten, die Klagen der Bedrückten anzubringen, und ernſtlich Gerechtigkeit zu verlangen.

Außer dieſen rechtmäßigen Abgaben, welche der Gouverneur als Muhaſſil oder Pächter fordern darf, erhebt er als Mutſelim willkührliche und unrechtmäßige Steuern, welche für jeden Einzelnen nicht ſehr drückend ſind, aber im Ganzen eine anſehnliche Summe betragen.

Dieſe Taxen, welche die Accidenzien ſeines Amtes ausmachen, werden von den meiſten Lebensmitteln und vorzüglich vom Fleiſch gehoben, welches zu Scios immer ſehr theuer iſt, unter dem Vorwande, daß die Unternehmer das Vieh von der aſiatiſchen Küſte holen laſſen müßten. Jedermann iſt indeſſen überzeugt, daß das ausſchließende Privilegium, Fleiſchbänke zu halten, vom Mutſelim theuer erkauft ſey, und daß der Naib und Janitſcharen-Aga ſich ihr Stillſchweigen gleichfalls bezahlen laſſen.

Die Privatleute, welche vom Mutſelim Stellen, Aufträge, Monopolien und kleine Pächte erhalten, müſſen ihm gleichfalls jedes Jahr eine Abgabe, nach Verhältniß der Einträglichkeit und der Concurrenz, an der es niemals fehlt, entrichten.

Der Subaſchi, dem die Polizey der Stadt und des platten Landes (mit Ausnahme der Maſtix-Dörfer) übertragen iſt, findet tauſend Gelegenheiten, die Unglücklichen, welche ſich einen Augenblick vergeſſen, zu quälen. Anſtatt die öffentlichen Weibsperſonen zu verfolgen, ſchreibt er ihre Namen auf, belegt ſie mit einer Abgabe, und wird ihr Beſchützer. Alle Wirthshäuſer bezahlen ihm gleichfalls eine Steuer, von welcher er dem Mutſelim Rechnung ablegt. Händel, Streitigkeiten, Prozeſſe, und die geringſten Vergehungen ſind Gelegenheit, welche die Habſucht des Subaſchi nicht vorbeygehen läßt. Schuldige und Unſchuldige werden in die Gefängniſſe ſeines Herrn geſteckt, und nicht eher entlaſſen, als

nachdem ſie ſich gerechtfertigt, oder eine Summe Geldes bezahlt haben.

Im ganzen ottomanniſchen Reiche ſind die Geldſtrafen eine unerſchöpfliche Quelle für einen geſchickten und gewiſſenloſen Gouverneur; aber hier muß er mit Recht die Klagen des Gemeindevorſtehers, und die Ahndung der, die Inſel beſchützenden, Sultanin fürchten. Man hat mehr als einmal die Mutſelim zurückgerufen, und auf die Klagen der Vorſteher beſtraft. Dieſe, wenn gleich ſeltnen Beyſpiele, ſind hinreichend, daß ſich alle ſorgfältig in Acht nehmen, und nicht zu ſehr ihre Pflicht vernachläſſigen.

Faſt alle türkiſchen Provinzen ſind, wie ich ſchon erwähnt habe, zu einer jährlichen Abgabe an die Aga's verpflichtet; nur Scios hat durch eine beſondre Gunſt Solimans des Erſten, faſt alle Privilegien behalten, welche es unter der Herrſchaft der Genueſer beſaß. Die Einwohner der Dörfer, welche den Maſtix liefern, erkennen nur den Aga, welcher dieſes Produkt gepachtet hat, für ihr Oberhaupt, ſie ſind von allen Frohndienſten befreyt, und nur verbunden, den Maſtix nach der Stadt zu bringen, und dem Aga Pferde und Laſtthiere zu verſchaffen, wenn er die Dörfer durchreiſt, um den Maſtix einzuſammlen.

Wir hatten Gelegenheit, den Aga auf ſeinem Zuge zu ſehen: vorauf zog eine kriegeriſche Muſik, mehrere Tſchocadare folgten, und eine große Menge Landleute

umgab ihn, voll Eifer, ihm zu dienen, ſo, daß wir ihn eher für einen kriegeriſchen Befehlshaber, als für einen bloßen Pächter gehalten hätten, wären wir nicht davon im voraus unterrichtet worden. Als Geſandte der Republik nahm er uns ſehr höflich auf, beſchenkte uns mit einigen Pfunden des ſchönſten Maſtix, den er hatte, und gab uns Briefe an die Aufſeher der Dörfer, welche wir beſuchen wollten, durch dieſe Briefe erhielten wir überall bequeme Wohnungen, alle Lebensmittel, und die nöthigen Thiere zum Reiten.

Eins der ſchönſten Vorrechte der Scioten, welches die gerichtlichen Ungerechtigkeiten der Türken verhindert, iſt die Befugniß, Notare von ihrer Religion zu haben, deren Acten, in griechiſcher Sprache, in den türkiſchen Gerichtshöfen als gültige Dokumente angenommen werden. Die Katholiken haben nur einen, welcher ſich einen apoſtoliſchen Notarius nennt; die weit zahlreichern Griechen haben mehrere.

Nach dieſem Privilegium iſt das größte, fünf bis ſechs Vorſteher aus ihrer Mitte zu ernennen, deren Verrichtung darin beſteht, die Rechtskraft dieſer Acten zu vertheidigen, und in allen Civilſachen zu entſcheiden. Die Criminalſachen gehören nicht vor ihr Gericht; da ſie indeſſen die öffentliche Rüge haben, hören ſie den Kläger an, liefern den Schuldigen der Regierung aus, und vermitteln das Urtheil bey dem türkiſchen Tribunal.

Die Vertheilung und Einforderung der Auflagen iſt ihrer Sorgfalt überlaſſen, ſie liefern den Betrag in die Kaſſe des Muhatſil, ohne andre Bezahlung als die Beſoldung der Einſammler. Sie werden nur auf ein Jahr durch die Stimmenmehrheit in einer allgemeinen Verſammlung, erwählt; drey von ihnen werden aus den Griechen, und zwey von den Katholiken genommen.

Man ernennt ſogleich die Protomaſtoſi, eine Art Richter, deren Geſchäft darin beſteht, alle Streitigkeiten über Kauf und Verkauf, über Manufakturen, und überhaupt was ſich auf den äußern und innern Handel bezieht, zu unterſuchen. Sie verhindern Betriegereyen und Contrebande, und beſtrafen die, welche das Siegel des Gouverneurs nicht haben auf die auszuführenden Stoffe ſetzen laſſen, um den Stempelbetrag zu erſparen. In allen Fällen iſt ihr Ausſpruch ohne Appellation rechtskräftig; aber in dem letztern beſtraft der Muhatſil den Uebertreter, außer der Confiſkation der ungeſtempelten Waare, noch um eine Summe Geldes nach Proportion des Werths der untergeſchlagenen Waaren.

Dieſes Municipal-Gericht, welches die Türken ſehr verehren, beſteht aus drey Griechen, und einem Katholiken. Das Amt iſt auf ein, öfters noch auf zwey Jahr, und wird Niemanden anders, als einſichtsvollen Handelsleuten von anerkannter Rechtſchaffenheit übertragen.

Die Einwohner von Scios haben auch das Recht, jährlich zwey Sanitätsbeamte zu erwählen, deren Zahl im Fall der Peſt vermehrt wird. Ihre Gewalt erſtreckt ſich auf Alles, was die Inſel bewohnt, oder dort vor Anker liegt, ausgenommen die Türken und Franken. Sie können einem Dorfe, worin die Peſt herrſcht, alle Verbindung mit der Stadt unterſagen, wobey ſie ihm indeſſen Lebensmittel, und alle Hülfe, welche Menſchlichkeit gebietet, zukommen laſſen; aber wehe dem Bauer, welcher des Gewinnſtes oder einer andern Urſache wegen, die zum Wohl des Ganzen feſtgeſetzten Grenzen überſchritte, er würde verhaftet werden, und eine ſchreckliche Baſtonnade aushalten müſſen.

Dieſe Aufſeher laſſen kein verdächtiges Fahrzeug in den Häfen, ſondern es muß auf der Rhede bleiben: ſie erkundigen ſich fleißig nach dem Geſundheitspaß und des Schiffsvolks Befinden, und wenn ein Matroſe von der Peſt befallen wird, laſſen ſie ihn ins Lazareth bringen. Einer von ihnen geht mit einem Stocke vorauf, womit er jedem, welcher ſich nicht auf das laut gerufene Wort: Alarga! entfernt, einen Schlag giebt.

Das Lazareth, welches wir zu einer Zeit, wo nicht die geringſte Gefahr der Peſt vorhanden war, beſahen, liegt, in einer großen Ringmauer am Ufer des Meeres, nördlich von der Stadt. Man gelangt dahin auf einem bedeckten Gange, welcher mit bunten Kieſeln beſtreut iſt. Es ſind verſchiedne Wohnungen darin, welche von ein-

ander getrennt, und theils für die Kranken, theils für die Geneſenen beſtimmt ſind.

Wenn die Peſt in der Stadt iſt, machen die Aufſeher abwechſelnd die Runde, ſetzen Wachen bey den angeſteckten Häuſern, um alle Verbindung mit der Stadt zu hindern, verſehen die vermögenden Kranken mit Leuten zur Wartung und bringen die Aermern mit allen ihren Sachen, die ſich durch Räuchern reinigen laſſen ins Lazareth.

Ohngeachtet der Vorſorge, welche die Griechen und ſelbſt die einheimiſchen Türken wider dieſe Krankheit brauchen, ſchleicht ſie ſich doch manchmal unter ſie ein, wegen des großen Zufluſſes der fremden Türken, den man nicht hindern kann, der häufigen Ankunft der Kriegsſchiffe, vielleicht auch wegen der Nachläſſigkeit, mit der man die Schiffe viſitirt, welche täglich unentbehrliche Nahrungsmittel aus Aſien bringen. Die Peſt von 1788, während welcher in kurzer Zeit 14,000 Menſchen ſtarben, wird noch lange als eine der traurigſten Begebenheiten in dieſem Lande erwähnt werden.

Dieſe Aufſeher haben zugleich die Beſorgung des Hoſpitals der Ausſätzigen, welches, in einiger Entfernung von der Stadt, in einem engen Thale liegt. Jeder Kranke hat eine kleine Wohnung und ein ganz kleines Gärtchen, welches er bebaut. Ich habe mit Bedauern geſehen, daß man die Ausſätzigen im ganzen Morgenlande für Unheilbare anſieht, und deshalb kei

nem die Hülfe, wodurch er vielleicht wieder herzuſtellen wäre, angedeihen läßt. Ich bitte jeden europäiſchen Arzt, der nach Scios kommen ſollte, ſich auf dieſen intereſſanten Gegenſtand einzulaſſen. Die Gemeinde-vorſteher, die Sanitäts-Beamten und die Vornehmern der Stadt werden ihnen die Beobachtungen und Verſuche gern erleichtern.

Die türkiſche Toleranz, welche den Scioten die Freyheit einer eignen Polizey, eigne Gerichtshöfe, und Richter gelaſſen hat, iſt noch nachſichtiger in Rückſicht auf ihre Religion. Die Griechen, welche bey weitem zahlreicher, reicher und mächtiger als die Katholiken ſind, haben ungefähr 700 Kirchen auf der Inſel, was ohne Zweifel übertrieben ſcheint, mir aber von den unterrichteſten Leuten zu Scios verſichert iſt. Die ſchwachen Lateiner haben, von ihren Gegnern verfolgt, jetzt nur noch vier Kirchen; eine in der Stadt, und drey auf dem Lande. Die Anzahl der Prieſter iſt, wie man leicht denken kann, dieſer ungeheuern Anzahl Kirchen angemeſſen. Es iſt äußerſt auffallend, ſie mitten unter den fanatiſchen Muſelmännern alle Ceremonien der griechiſchen und römiſchen Religion zur Schau tragen zu ſehen. Die Prozeſſionen und Begräbniſſe ziehen eine ungeheure Folge von Begleitern hinter ſich her; die Prieſter ziehen in Chorhemden, in Stolen durch die Straßen, vorauf ein langes Kreuz mit einem ungeheurem Gefolge von Gläubigen die Wachskerze in der Hand. Der wilde Muſelmann ſieht ſie ohne Murren einhergehen, weil ſie den Moſcheen Ehrerbietung erwei-

ſen, beym Anblick dieſer heiligen Orte ihre Geſänge verſtummen laſſen und das Kreuz demüthig neigen.

Das Recht, Glocken in den Kirchen zu haben, kömmt bloß den Einwohnern der Maſtix-Dörfer zu. Sie bedienen ſich ihrer, um zum Hochamt, zur Meſſe, zur Arbeit, zum Sammlen des Maſtix und zur Gemeinde-Verſammlung zu läuten; auch braucht man ſie zum Sturmläuten, in Fall eines Ueberfalls, oder in Feuersgefahr.

Außer den lateiniſchen Kirchen, welche ich erwähnt habe, giebt es drey Mönchsklöſter unter franzöſiſchem Schutz. Die Capuziner halten ſich für die Eigenthümer des Conſulathauſes, welches einen Theil ihres Kloſters ausmacht. Die Mönche waren lange vor unſrer Ankunft zu Scios ausgezogen, und die Capelle war verlaſſen, ſeitdem der Conſul nicht mehr die Meſſe bezahlte.

Das älteſte und koſtbarſte Monument, welches dieſe Inſel beſitzt, iſt, was man die Schule des Homers nennt. Vier Meilen nördlich von der Stadt, am Fuße des Berges Epos, findet man am Meeresufer einen Kalkfelſen, deſſen Gipfel platt gehauen iſt, der Durchmeſſer beträgt etwa zwanzig Fuß. Auf dem Gipfel iſt eine kreisförmige Bank, in deren Mitte ein viereckiger Stein ſteht, welcher etwa anderthalb Fuß hoch iſt, und auf jeder Seite das Bild eines faſt ganz verloſchnen Sphinxes hat. Dies Denkmal halten die Einwohner

für den Ort, wo Homer ſeine Landsleute belehrte und vergnügte; denn ſie ſind überzeugt, daß Scios ſein Geburtsort war.

Dieſe Meynung wird von Einigen lebhaft unterſtützt, von Andern wieder heftig beſtritten, ſo, daß es unentſchieden bleibt. Die gelehrteſten Einwohner von Scios führen unter andern ein Kunſtwerk von grauem Marmor an, welches man noch vor Kurzem zu Erythes als einen alten Zierath des Hauſes, worin Homer geboren ſey, zeigte. Sie berufen ſich auch auf den vortrefflichen Wein, welchen die Hügel von Erythes, die an die arviſiſchen Felder grenzen, hervorbringen, welcher ſeit den älteſten Zeiten auf Scios unter dem Namen Homeriſcher Nectar bekannt iſt. Wollte man ihnen Glauben beymeſſen, ſo hätte er dieſen Nectar in ſeiner Jugend getrunken, und er wäre auf den Altären vergoſſen, welche man dem Homer, als ihn ſeine Gedichte unſterblich gemacht hatten, errichtete.

Zwey Meilen hinter der Schule des Homers liegt der Delphinen-Hafen, an welchem das alte Delphinium lag. Die Kriegsſchiffe legen hier im Winter bey, indeß ſie im Sommer es ſichrer und bequemer finden, in der Nachbarſchaft der Stadt Scios zu ankern.

Wenn man die ſpalmadoriſchen Inſeln vorbey gekommen iſt, kommt man nach Cardamyla, wo man nach Tournefort, die Ruinen eines Tempels findet, welchen man nach ihm dem Neptun geweiht hat. Wir ſind

bey Cardamyla nicht ausgeſtiegen, aber den Tag nach unſrer Abreiſe von Mitylene, ſehr nahe vorbey gekommen. Die Küſte iſt hoch und ſteil, der an mehreren Orten kahle Felſen ſchien uns durchaus kalkig. Weſtlich von der Inſel ſieht man, nahe bey Pirghi, auf einer kleinen Ebne an der Küſte die Ruinen des alten Phanum. Dieſer Ort, welcher heutiges Tages Phana heißt, zeigt Haufen von Schütt und behauenen Steinen; aber man findet weder Inſchriften, noch Säulen, oder Basreliefs: der Ankerplatz würde wegen des Nordweſtwindes im Winter großen Fahrzeugen gefährlich ſeyn. Die arviſiſchen Hügel und Felder, welche ehedem wegen der Vortrefflichkeit ihres Weins ſo berühmt waren, liegen weiter nordwärts und gehören zu Voliſſo.

Bey den erſten Reiſen, welche wir auf der Inſel unternahmen, führte man uns nach Sclavia, welches zwey Meilen ſüdlich von Scios liegt. Eine lebhafte, friſche und reichliche Quelle entſpringt am Fuße einiger Kalkfelſen, und bewäſſert die darunter liegenden Gärten. Dieſer wirklich ſchöne und maleriſche Ort wird im ganzen Lande verehrt. Man ſchreibt dem Waſſer eine Menge Tugenden zu, und glaubt, daß die ſchöne Helena ſich in ihm gebadet haben ſoll, als ſie die Inſel bewohnte.

In Rückſicht auf alte Bildhauerkunſt findet man auf Scios kein Denkmal; wenn es nicht zwey Büſten ohne Kopf ſind, welche in der äußern Wand eines, von

den Genueſern erbaueten, Landhauſes nahe bey der Stadt, eingemauert ſind. Der Viceconſul Digeon hielt ſie für zwey Büſten der Iſis, an denen man den egyptiſchen Meißel unter den Ptolemäern noch erkannte; aber der Panzer, womit ſie bekleidet ſind, und ein Zierath von Metall, welches ſie wahrſcheinlich auf der Bruſt trugen, wie man aus den Löchern an dieſer Stelle vermuthen kann, ſcheinen mir zu beweiſen, daß dieſe Büſten viel neuer, und wahrſcheinlich das Werk der Genueſer ſind.

Man trifft noch in den meiſten Dörfern Stücken von Säulen, und Ueberbleibſel von Capitälern, aber nirgends eine Spur von alten Gebäuden oder Tempeln; die Zeit und die Hand des Menſchen hat Alles zerſtört.

Maſtix muß als das wichtigſte Produkt der Inſel angeſehen werden, weil ihm die Einwohner von Scios einen Theil ihrer Privilegien, und die Landleute ihre Unabhängigkeit und Bequemlichkeit verdanken. Der Maſtixbaum, welcher dieſes Gummi hervorbringt, unterſcheidet ſich nicht von dem im mittäglichen Europa, und den übrigen Inſeln des Archipelagus. Man findet in Scios nur einige unbedeutende Varietäten mit viel größern Blättern, welche durch die Cultur erzeugt, und durch Abſenker und Pfropfreiſer vermehrt werden.

Um Maſtix zu erhalten, macht man vom 15ten bis 20ſten Julius (nach dem griechiſchen Kalender) in den

Stamm und die Hauptäſte des Baumes leichte und zahlreiche Einſchnitte. Es läuft nach und nach aus dieſen Einſchnitten ein flüſſiger Saft, welcher ſich unmerklich verdickt, und entweder, in Tropfen von verſchiedner Größe, am Baume ſitzen bleibt, oder abfällt, und auf der Erde gerinnt, der erſte iſt der geſuchteſte. Man löſet ihn mit einem ſcharfen eiſernen Inſtrument ab, welches am Ende einen halben Zoll breit iſt. Oft legt man Tücher unten an den Baum, damit der Maſtix, welcher abträufelt, ſich nicht mit Erde oder Schmutz vermiſchen möge.

Nach den Verordnungen, welche hierüber gemacht ſind, darf die erſte Leſe nicht vor dem 24ſten Auguſt geſchehen; ſie dauert acht Tage hinter einander, nach welchen man bis zum 25ſten September neue Einſchnitte macht. Hierauf wird zum zweyten Male geſammlet, welches abermals acht Tage dauert; wenn dieſe vorüber ſind, macht man keine Einſchnitte weiter, aber man ſammlet den Maſtix, welcher noch nachquillt, jeden Montag und Dienſtag bis zum 19ten November. Nach dieſem Termin iſt das Leſen des Maſtix verboten.

Die Zucht des Maſtixbaums iſt einfach und leicht: ſie beſteht mehr in Reinigung des Bodens, als im Umgraben. Man beſchneidet die Bäume nicht, und hütet ſich ſehr, ihm einen ſchönen Stamm zu verſchaffen, weil man bemerkt hat, daß die kriechenden Bäume mehr Maſtix, als die gerade emporgewachſenen, geben.

Er iſt eigentlich mehr ein Strauch, als ein Baum; der Stamm erreicht kaum ſieben bis acht Zoll im Durchmeſſer, und die Höhe beträgt ſelten mehr als zwölf bis funfzehn Fuß.

Der Conſul Digeon theilte uns eine Entdeckung mit, welche bekannt zu werden verdient. Da es verboten iſt, den Maſtixbaum außer den vorgeſchriebnen Grenzen zu pflanzen, ſo glaubte ein Türke, das Geſetz zu umgehen, und deſſen ungeachtet Maſtix zu erhalten, indem er Maſtixzweige auf junge Terpentinbäume pfropfte; die Pfropfreiſer kamen ſehr gut fort; aber er erſtaunte nicht wenig, als er einige Jahre darauf aus den Einſchnitten eine Subſtanz laufen ſah, welche den Geruch und die Eigenſchaften des Maſtix, aber die Flüſſigkeit des Terpentins hatte.

Man ſammelt den Maſtix in ein und zwanzig Dörfern ſüdlich von der Stadt; es liegen noch drey andre weſtlich, deren wenig ergiebige Pflanzungen verlaſſen ſind. Sie haben nichts deſto weniger ihre alten Namen und Vorrechte behalten, und bezahlen ihre Abgabe in Kalk, ſeitdem ſie keinen Maſtix mehr liefern.

Die Produktion beſteht in gewöhnlichen Jahren aus 50,000 Centner und darüber. 21000 gehören davon dem Aga, welcher den Maſtix in Pacht hat, und werden ihm von den Bauern als Abgabe entrichtet; vom übrigen wird ihnen der Centner mit 50 Paras (etwa 16 Sous) das Pfund bezahlt, und es iſt ihnen bey har-

ter Strafe verboten, an einen andern als den Pächter etwas zu verkaufen oder zu verſchenken.

Der vortrefflichſte Maſtix wird nach Conſtantinopel für den Pallaſt des Großherrn geſchickt; der nächſte an Güte geht nach Cairo in die Harems der Mammelucken; in den Handel kommt gewöhnlich eine Miſchung von der zweyten und dritten Güte.

Die Weiber von Scios, haben, ſo wie die Türken, Griechen, Armenier und Juden im ganzen Reiche, die Gewohnheit, beſtändig Maſtix im Munde zu haben. Dieſe harzige, wohlriechende Subſtanz löſt ſich leicht auf, ſie wird weich, und durch die Wärme und den Speichel ganz weiß; ſie reinigt die Zähne, giebt dem Athem einen angenehmen Geruch, ſtärkt den Magen, und führt der Bruſt heilſame balſamiſche Ausdünſtungen zu, welche ſogar im Stande ſind, die Lungenſchwindſucht zu verhindern, der die Bewohner des Archipelagus ſehr ausgeſetzt ſind.

Der Terpentin von Scios wird täglich ſeltner; kaum ſammelt man noch 200 Centner, anſtatt daß man ehedem doppelt ſoviel erhielt. Man ſchneidet tief in den Baum, anſtatt ihn zu ritzen, und hängt ein kleines irdenes Gefäß darunter, um den herausquellenden Saft aufzufangen. Der Terpentinbaum erreicht eine beträchtliche Dicke. Man ſieht einige neben dem armeniſchen Kirchhof zu Conſtantinopel, an dem Wege nach Bujuk-

dere, welche ſo dick, wie die ſtärkſten Nußbäume ſind.

Die Weiber von Scios ſind ſehr eifrig auf ſeine Frucht, ſie lieben den harzigen und aromatiſchen Geſchmack ſeines Kerns eben ſo ſehr, wie die Mandeln, und da er kaum ſo groß, wie eine Erbſe iſt: ſo eſſen ſie ihn mit der Schaale und der äußern Hülſe.

Man nennt ihn hier Cicudia, ein Wort, deſſen Bedeutung man in keiner morgenländiſchen Sprache antrifft.

Obgleich die Baumwolle in Scios ſehr häufig iſt, ſo reicht ſie doch nicht für die zahlreichen Manufakturen hin, ſondern man muß eine beträchtliche Menge aus Romelien und der aſiatiſchen Küſte einführen. Man verfertigt einfache, glatte und rauhe, und auch grobe blaugeſtreifte Zeuge daraus. Die Bauerweiber ſpinnen die Baumwolle auf dem Rade: ſie verfertigen auch Strümpfe und Mützen daraus, die ſie in der Stadt verkaufen.

Man ſchätzt den Ertrag der Seide in gewöhnlichen Jahren auf 10 bis 12,000 Centner: er beträgt zuweilen 15,000, was aber noch lange nicht für die Manufakturen der Stadt hinreicht; indem man jährlich aus Bruſſa, Adrianopel und Syrien an 20,000 Centner zieht. Der Maulbeerbaum, den man zu Scios baut, iſt derſelbe, den wir unter dem Namen des ſchwarzen oder ſpani-

ſchen kennen. Einige Privatleute ziehen aus der Frucht ein ſchwaches aber angenehmes Aquavit. Die Blätter eines ausgewachſenen Baumes koſteten zwey bis drey Piaſter.

Die Inſel bringt Korn, Gerſte, Wein, Oel und einige Gemüſe hervor; aber dieſe reichen ſo wenig für die Anzahl der Einwohner hin, daß man von allen Orten her Lebensmittel einführen muß. Das Korn reicht kaum für drey, und der Wein, welcher größtentheils ſüß und ſtark iſt, für ſieben bis acht Monate. Der mit Sorgfalt verfertigte Wein iſt von der nämlichen Güte, als Malaga, Frontignac und Cyper-Wein, wenn er ein wenig gelegen hat.

Das Oel iſt in guten Jahren zu den Bedürfniſſen der Einwohner hinlänglich, in ſchlechten führt man es von Mitylene ein. Man macht hier, wie im ganzen Orient, eine große Menge Oliven, auf die oben beſchriebne Art in Salz ein.

Die Pomeranzen, Citronen, Limonen und Cedrat, die man im Winter und Frühling nach Conſtantinopel, Adrianopel und Smirna führt, ſind ein beträchtlicher Handelsartikel, den man in gewöhnlichen Jahren auf zwey Millionen Livres berechnet. Aus dem Citronen- und Cedrat-Saft, den man mit Zucker und Honig einkocht, wird auch ein ſehr angenehmer und geſuchter Syrup verfertigt; er geht nach Conſtantinopel, Cairo und ins ſchwarze Meer. Die Schaalen dieſer Früchte

werden mit Zucker und Honig eingemacht, und in die ganze Levante verſchickt.

Man macht auch die Gallåpfel mit einer Art Salbey (ſalvia pomifera) auf dieſelbe Art ein, dieſe Confiture iſt ſehr beliebt und ſehr geſund. Die Scioten benutzen dazu nicht allein die Gallåpfel ihres Landes; ſondern auch die, welche ſie von den benachbarten Inſeln erhalten.

Auch der Roſenſtock iſt ein wichtiger Gegenſtand der Cultur, theils wegen der großen Menge Roſen-Conſerve, die man bereitet, theils des Oels wegen, das man aus ihnen zieht.

Die trocknen Feigen werden geſchåtzt, und gehen faſt alle nach Smirna und Conſtantinopel. Die Kaufleute von Smirna ſchicken ſowohl aus Scios, als auch aus Klein-Aſien fůr 100,000 Livres Feigen nach Europa.

Man trifft in den meiſten Gårten den Bruſtbeerbaum (ſebeſtier) an, deſſen långliche Frucht, von der Grôße einer kleinen Olive, einen vortrefflichen Leim enthålt, und im ganzen Morgenlande zum Vogelſtellen gebraucht wird.

Man baut hier eine Art Pflaumen (verdaſſier); die Frucht iſt dick, långlich, hellgelb und ſehr ſchmackhaft. Sie reift im Julius und wåhrt hôchſtens drey

Wochen. Die Einwohner benutzen ſie als einen Handelszweig: ſie ſchälen die Frucht, trocknen ſie an der Sonne, und ſchicken ſie nach Smirna und Conſtantinopel, wo der Centner davon zu zwey Piaſter verkauft wird.

Das Wachs reicht nicht zu der groſen Conſumtion in den Kirchen; ſondern es wird aus Griechenland und Natolien eingeführt; auch Honig wird zum Einmachen der Früchte von dorther gebracht, den griechiſchen aber hält man für den beſten.

Man zählt ohngefähr 500 Seidenarbeiter, welche die Stoffe von Lion und die indiſchen, welche von Damaskus und Aleppo kommen mit Glück nachahmen, und die letztern ſogar übertreffen. Man verfertigt auch eine anſehnliche Menge ſeidne Schnüre, welche beſſer als die von Conſtantinopel und Bruſſa ſind. Sie dienen zur Einfaſſung der türkiſchen Kleidung und man verfertigt auch goldne und ſilberne für die Weiber. Die Anzahl der Baumwollenarbeiter iſt weit geringer.

Man ſchätzt den Betrag der verſchiednen zu Scios verfertigten Stoffe über ſechs Millionen Livres.

Siebenter Abſchnitt.

Abreiſe von Scios. Aufenthalt zu Tſchesme, Tine, Andros, Myconi, Delos, Naxia, Paros und Antiparos.

Nachdem wir zu Scios drey Monate lang umſonſt auf Nachricht von Paris gewartet, und dem Bürger Descorches einige Bemerkungen über die bisher durchreiſten Länder mitgetheilt hatten, beſchloſſen wir nach Creta zu reiſen, und unterweges die Inſel und wichtigen Orte zu beſuchen: wir reiſten daher den 10ten May auf einem griechiſchen Fahrzeuge ab, und kamen nach vier Stunden in Tſchesme an, einer kleinen aſiatiſchen Stadt, Scios beynahe gegenüber, mit einem geräumigen Hafen. Eine ziemlich groſse, von den Genueſern erbauete, Citadelle erſtreckt ſich bis ans Ufer und bedeckt den Hafen nebſt der Stadt.

Tſchesme iſt auf den Ruinen von Cyſſus erbaut: ſein Hafen, welcher ehedem durch den Sieg der römiſchen Flotte über die des Antiochus, berühmt war, iſt es heut zu Tage nicht weniger durch die Verbrennung und gänzliche Vernichtung der türkiſchen Flotte im Jahr 1770. Aber die Römer benutzten ihren Sieg, während die Ruſſen, ob ſie gleich Herren des Meeres und von einem günſtigen Winde unterſtützt waren, es nicht wagten, durch den Helleſpont zu fahren, und vor den

Mauern des Seralls dem Sultan Muſtapha die Friedensbedingungen vorzulegen.

Die Geographen ſetzen zwey oder drey Meilen nördlich von Tſchesme, im Grunde einer Bucht, das alte Erytraea, welches durch das ſibyllinische Orakel berühmt war. Ich wollte mich zu Fuß dahin begeben, während mein College zu Tſchesme den nöthigen Mundvorrath einkaufte; die Stadt und einige Kalkhügel ließ ich rechts liegen, und gieng über ein unebnes Land von bebaueten Feldern und nackten Hügeln, bis ich nach einer Stunde Weges zu einer Ebne gelangte, welche an die erwähnte Bucht grenzte.

Nahe am Meer ſah ich eine Quelle, welche heiß und von ſauerm Geſchmack war: in der Gegend umher erzeugte ſich Seeſalz. Neben der Quelle lag ein ſchlechter Kahn, und da ich hörte daß es hier Baſſins zum Baden gäbe, näherte ich mich ihnen, zog mich aber zurück, als ich Türken bemerkte. Gleich darauf kamen zwey, mit dem Yatagan in der Hand, auf mich los, und ſchimpften mich Hund und Ungläubiger. Ich hatte nur einen griechiſchen Bedienten mit mir, der mir, ſeiner Stärke ungeachtet, wenig helfen konnte; aber ich entblößte augenblicklich meinen Stockdegen, und rief ihnen mit feſter Stimme zu: Sie ſollten ſich den Augenblick entfernen, oder ich würde ihnen durch den Aga von Tſchesme fünfhundert Stockſchläge geben laſſen. Dieſe Drohung, und vorzüglich mein Degen, wirkte auf die

Türken: „Es iſt ein Narr, es iſt ein Franzoſe,“ ſagten ſie, „laßt ihn gehen!“

Ich hielt es indeſſen nicht für rathſam, die Ruinen von Erytraea zu beſehen, ſondern ſammelte einige merkwürdige Pflanzen, und gieng zurück nach dem Hafen.

Die Gegend um Tſchesme bringt Korn in Ueberfluß hervor. Man bauet etwas Oel und viel Roſinen. Von dieſem Hafen erhält Scios den größten Theil ſeiner Nahrungsmittel, und unterhält die Verbindung mit Smirna.

Den folgenden Tag ſegelten wir mit einem ſchwachen Nordwinde nach Naxia, vor uns unterſchieden wir deutlich Andros, Tine, Myconi, Nicaria und Samos. Unſer Fahrzeug fuhr auf Myconi zu, wo wir noch vor Nachts anzukommen hofften; aber gegen Abend erſchienen nordweſtlich einige Wolken, ſo, daß wir einen Sturmwind befürchteten. Er kam wirklich, war aber von kurzer Dauer. Als ſich der Wind gelegt und die Wolken zerſtreut hatte, verlangten die Matroſen Wein; wir gaben ihnen etwas, und baten ſie, mäßig zu trinken. Das Wetter blieb heiter; wir ſchliefen die Nacht ſehr ruhig, und fanden uns den Morgen beym Erwachen dicht bey Tine, wo wir ausſtiegen, um uns einen Augenblick zu erholen.

Wir landeten öſtlich in einer kleinen Bucht, die mit Kalkfelſen umgeben war, auf welchen wir den dornenloſen Kapernſtrauch wachſen ſahen, deſſen Blätter dicker und ſaftiger, als die des gemeinen, ſind. Wir erſtiegen darauf einen Berg, um Pflanzen zu ſuchen, worauf wir uns wieder unter Segel begaben, und bey der kleinen Stadt San-Nicolo landeten, welche an dem Orte der alten Hauptſtadt ſteht. Die Citadelle liegt vier Meilen tiefer ins Land hinein, auf einem ſehr hohen Hügel.

Tine iſt nach Scios die induſtriöſeſte Inſel des Archipelagus, weil ſie am meiſten Freyheit und Begünſtigung von der Regierung genießt. Kein Türke hindert hier die Einwohner durch ſeine Gegenwart, oder durch ſeine Gewalt. Die Inſel hat eine Obrigkeit, welche das Volk jährlich ernennt, und dieſe Stellen, welche mehr ehrend als einträglich ſind, werden nur denen zu Theil, welche ſich durch Rechtſchaffenheit und Patriotismus auszeichnen.

Man zählt vierzig Städte oder Dörfer, welche nach den Regierungsverzeichniſſen 15,800 Seelen enthalten, nämlich 19,000 Griechen und 5,800 Katholiken.

Die Inſel iſt in 2,200 Feuerſtellen, und die Aecker in 474,064 Aſper getheilt. Der Aſper gilt fünf Piaſter, ſo daß ein Feld, welches 100 Piaſter werth iſt, zwanzig Aſper in den Regiſtern geſchätzt wird. Jeder Aſper giebt zwey Paras Abgaben, welche zur Beſoldung eini-

ger türkiſcher Aga's in Conſtantinopel angewandt werden.

Um die Summe voll zu machen, welche die Pforte noch für den Capudan-Pacha, für außerordentliche Ausgaben und für die Regierungskoſten verlangt, bezahlt jeder Einwohner nach Verhältniß ſeines Vermögens noch einige Para's mehr.

Jedes Grundeigenthum wird in zwey Regiſter eingetragen: deren eins in den Händen des katholiſchen, und das andre des griechiſchen Controlleurs ſich befindet.

Damit die türkiſchen Agas keinen Tſchocadar zur Einkaſſirung der Abgaben ſenden mögen, ſchicken ihnen die Einwohner das Geld mit der größten Pünktlichkeit; ſie vermeiden hierdurch die Koſten, welche dieſer Beamte verurſachen, und die Plackereyen, die er als Muſelmann und Gewalthaber begehen würde.

Die ſämmtlichen Abgaben belaufen ſich mit den Koſten auf 36,234 Piaſter, welches für die Größe der Inſel beträchtlich, aber der Bevölkerung und Induſtrie nach, gering iſt.

Tine bringt in guten Jahren hinlänglich Gerſte; aber kaum für drey oder vier Monate Korn hervor. Es giebt kein andres Gemüſe als Bohnen und Kichererbſen, deren Mehl man, wie auf Scios, mit dem

Korne zum Brodbacken vermiſcht. Das Hammelfleiſch iſt ſo reichlich, daß man jährlich für 5 bis 6000 Plaſter ausführt.

Oel wird auf Tine nicht gewonnen, die Oliven werden eingeſalzen und im Lande verzehrt. Der Wein iſt hinreichend, die hier ankernden europäiſchen Schiffe damit zu verſehen. Es giebt Feigen, Orangen, und einige andre Früchte und Gemüſe in hinlänglicher Menge für das Bedürfniß der Einwohner. Zuweilen führt man noch etwas nach Scios und Smirna aus. Honig und Wachs, Baumwolle und Wolle werden gewöhnlich im Lande verbraucht.

Die Seide iſt der einzige Artikel, deſſen Ausfuhr in Betracht kommt; ein großer Theil der Inſel iſt mit Maulbeerbäumen bepflanzt, und faſt alle Weiber beſchäftigen ſich mit der Zucht der Seidenwürmer und der Behandlung der Cocons. Es werden jährlich zwey bis drey tauſend Ocken grobe Seide ausgeführt, welche man zu Schnüren und Borten für die Kleidungen beyder Geſchlechter in Scios, Smirna und Conſtantinopel verarbeitet. Man baut auf Tine und den Cycladen den weißen Maulbeerbaum, welchen man ohne weitere Cultur wachſen läßt.

Der Boden der Inſel iſt gröſtentheils nicht ſehr fruchtbar; ausgenommen auf einigen Ebnen und in feuchten Thälern. Die Einwohner erſetzen die Fruchtbarkeit durch mühſame Bearbeitung und eine Thätigkeit,

die man ſelten im Morgenlande antrifft. Der Reiche iſt hier ſo wenig müßig als der Arme, der eine iſt Handelsmann, Krämer oder Güterbeſitzer, der andre Künſtler, Matroſe oder Tagelöhner.

Die Weiber ſind eben ſo thätig; ſie beſchäftigen ſich mit der Haushaltung, der Zucht der Seidenwürmer, dem Landbau; und jeden Tag nehmen ſie die Nadel, oder Spindel zur Hand, oder ſtricken ſeidne Strümpfe, welche wegen ihrer Dauer von Europäern geſucht werden *).

Die Europäer und Griechen von Smirna, Conſtantinopel und Salonich halten viel auf Geſinde von Tine; vorzüglich hält man die Mägde für geſchickter, reinlicher und ehrlicher als von den meiſten Inſeln des Archipelagus. Ihre Anzahl iſt ſo beträchtlich, daß alle zehn bis vierzehn Tage ein Schiff mit Mädchen nach Smirna geht, um die zu erſetzen, welche nach vier oder fünf Dienſtjahren zurückkehren, um ſich mit ihrem erſparten Vermögen zu verheirathen.

Eben ſo geht alle Monat ein Schiff nach Conſtantinopel und alle Jahr eins nach Salonich.

Die Einwohner von Pyrgos, Iſternia und Cardiani bearbeiten den Marmor in ihrem Gebiet für

*) Eben dieſes verſichert Sonnini in ſeiner Voyage en Grece et en Turquie. T. II. S. 315. aber ihre Einfuhr iſt in Frankreich verboten.

Smirna, Salonich und Conſtantinopel. Sie verdienen dabey 20 bis 40 Para's täglich.

Andros iſt von Tine nur durch einen Canal getrennt, welcher eine Meile breit iſt, und welchen groſſe Fahrzeuge, wegen der Klippen und Untiefen, vermeiden. Dieſe Inſel hat etwa neunzig Meilen im Umkreiſe, Tine hingegen höchſtens ſechszig. Sie iſt zwar ſo bergig, wie dieſe leztere, hat aber verhältnißmäßig mehr zum Ackerbau taugliches Land. Die Ebnen ſind etwas gröſſer, und eben ſo fruchtbar und gut bewäſſert. Es enthält etwa funfzig Dörfer; aber höchſtens 12,000 Bewohner.

Andros iſt das Chatoullengut einer Sultanin: ein türkiſcher Waiwode verwaltet die Polizey und ſorgt für die Sicherheit der Inſel. Sie giebt etwa 30,000 Piaſter, theils an die Sultanin, theils an den Capudan Pacha.

Die Seide iſt das Hauptprodukt der Inſel: man rechnet, daß jährlich 6000 Ocken ausgeführt werden. Man führt eine groſſe Menge Pomeranzen nach Salonich, Athen und Morea. Das Korn, die Gerſte, der Wein und das Oel reichen gewöhnlich für die Conſummation der Einwohner hin. Die Inſel bringt auch Gemüſe, Kräuter, Honig, Wachs, Obſt und Baumwolle hervor.

Den 14ten May verließen wir San-Nicolo und landeten bey Myconi, welches etwa zwölf Meilen entfernt iſt. Der Boden nördlich und ſüdlich von der Stadt beſtand ganz aus Granit-Felſen. Die Inſel iſt unfruchtbar und uneben, indeß nicht ſo bergicht als Naxos, Andros und Tine. Die Stadt liegt am Meeresufer, iſt ziemlich groß und hat etwa 4000 Einwohner, welche die ganze Bevölkerung der Inſel ausmachen. Die Einwohner ſind theils Matroſen, theils Ackerleute. Sie bauen hinlänglich Gerſte und Wein, ſo daß jährlich etwas ausgeführt wird. Die übrigen Lebensmittel werden auf der Inſel verzehrt. Sie giebt 7,500 Plaſter Abgabe.

Wir wollten deſſelben Abends nach Delos ſegeln; aber unſre Matroſen wollten lieber die Nacht in Myconi zubringen, wo ſie guten Wein finden konnten, als am Meeresufer oder unter Ruinen, welche für ſie nicht das mindeſte Intereſſe hatten. Sie behaupten hartnäckig, daß Delos und die andern wüſten Inſeln umher, der Zufluchtsort der Seeräuber wären, und daß es gefährlich ſey, die Nacht darauf zuzubringen. Dieſe Leute ſagten ſie, begnügen ſich nicht damit, die Reiſenden auszuplündern, ſondern ſie tödten dieſelben, und werfen ſie, um nicht entdeckt zu werden, ins Meer. Dieſer Grund war ohne Zweifel ſehr triftig, da wir aber den folgenden Tag unter dieſen Inſeln zubringen wollten, ſo war es uns lieber, die Nacht dort zu ſchlafen. „Trinkt, ſagten wir zu den furchtſamen Haſen, damit ihr Muth erlangt, und dann fort!“ Sie baten ſich

eine halbe Stunde aus, um von den Bergen umher zu ſpähen und gegen fünf Uhr Abends fuhren wir nach dem kleinen Delos ab, wo wir noch vor Sonnenuntergang ankamen.

Wir ankerten in dem kleinen weſtlichen Hafen der Inſel: vor uns lagen zwey Inſeln, Groß- und Klein-Rematiari und eine halbe Meile weiter hin, das große Delos oder die Inſel Rhenäa. Wir bewirtheten die Matroſen mit unſerm Wein von Tenedos, und unſerm Mundvorrath von Tſchesme, um ſie für die ungenoſſenen Vergnügungen auf Myconi zu entſchädigen: wir empfahlen ihnen vorſichtig zu ſeyn, und ſpatzierten bis zu Einbruch der Nacht.

Die Unordnung und Verwirrung, welche die Ruinen einer berühmten Stadt darbieten, die Trümmer von Tempeln und Paläſten ſetzen die Reiſenden in Erſtaunen. Die Einbildungskraft verführt ihn auf einige Augenblicke; er ſieht noch die Monumente, deren Spuren übrig ſind, und verſchönert ſie in Gedanken. Jeden Augenblick bleibt er ſtehen; hier iſt der Tempel der Diana, des Apollo, hier wohnten die Prieſter. Weiterhin entdeckt er ein Gymnaſium, ein Theater, einen Säulengang, er findet einen Pallaſt, zertrümmerte Statüen: Bilder von Göttern, Helden, Wohlthätern des Volks. Ueberall Säulen, Capitäler, überall Marmor, Granit und Porphyr mit erhabner Arbeit und Inſchriften. Er kann ſo viel Gegenſtände nicht auf

einmal überſchauen, er hat nur ein Gefühl, alles zu bewundern.

Aber was für traurige Gedanken drängen ſich bald darauf jedem auf, welche barbariſche Hand hat zuerſt mit Feuer und Schwerdt in dieſen verehrten Gegenſtänden gewüthet; welcher Gottloſe hat dieſe Tempel zerſtört, welche Frömmigkeit und Reichthum erbaueten. Wer konnte die Bildſäule eines wohlthätigen Gottes, eines ſchützenden Helden oder eines glücklichen Erfinders zerſchmettern?

Dieſe Inſel iſt nicht ſo hoch wie Tine, Naxos und Myconi; ſie iſt überall Schiefer und Gränit, und zeigt nirgends eine Spur von Vulcanen oder was ſonſt die Wunder der griechiſchen Erzählungen aufklären könnte. Der Berg Cynthus iſt nur ein Granit-Felſen, welcher bloß der Erinnerung wegen erwähnt zu werden verdient.

Den 15ten May wollten wir auf unſrer Fahrt nach Naxos die Oſtküſte von Groß-Delos berühren: wir fuhren zwiſchen der großen und kleinen Rematiari durch, und ſtiegen an dem Orte aus, wo der Boden noch mit Ruinen und Grabmälern bedeckt iſt. Man weiß, daß die Inſel der Begräbnißort für die Einwohner von Delos ward, als man unter dem Archonten Euthydemus anfieng, es für unſchicklich zu halten, daß ein heiliges Land die Ueberbleibſel menſchlicher Körper bedecken ſolle.

Herr des Hauſes ſchätzte ſie nicht, und hatte ſie ſchon mehrmals zerſchlagen wollen, um die Stücken zum Baue zu gebrauchen.

Im nördlichen Theile der Inſel liegt eine koloſſaliſche Bildſäule des Apoll, welche der Bildhauer nicht vollendet hat: ſie befindet ſich in der Nähe des Steinbruchs; aus welchem der Block gebrochen iſt.

Naxos hat, wie die übrigen Inſeln des Archipelagus, alle Veränderungen des Glücks erfahren, zu ſchwach, um lange unabhängig zu ſeyn, ward ſie nach und nach mit den Athenienſern verbündet, von den Perſern erobert und verwüſtet, den Römern zinsbar, vom Marcus Antonius an Rhodus abgetreten, darauf den griechiſchen Kaiſern unterworfen, lange von venetianiſchen Fürſten beherrſcht, und endlich unter Selim dem Zweyten mit dem türkiſchen Reiche vereinigt.

Die Einwohner von Naxos haben den Vortheil, nach eignen Geſetzen und von ſelbſt erwählten Richtern beherrſcht zu werden. Die Unwichtigkeit der Inſel und ihre Entfernung von der aſiatiſchen Küſte war Urſach, daß die Türken ſich nicht darauf feſtſetzten. Die Pforte begnügt ſich einen Waiwoden zur Ausübung der Polizey und Einkaſſirung der Abgaben hierher zu ſenden.

Obgleich Naxos freyer und unabhängiger als Scios iſt: ſo genießt es doch lange nicht das Glück jener Inſel. Der Handel iſt nicht lebhaft genug, der Acker-

bau wird zu ſehr vernachläſſigt, und Kunſtfleiß findet man faſt gar nicht. Sollte man die Urſach hiervon wohl der Abneigung gegen Arbeit zuſchreiben können, welcher die Adlichen, die die beſten Ländereyen beſitzen, ſo ſehr ergeben ſind, und beynahe allen Ständen mitgetheilt haben.

Stolz auf ihren alten Adel, arm und eingebildet, voll Abneigung gegen Handel und Ackerbau, laſſen dieſe, aus den erſten italieniſchen Familien herſtammenden, Herren ihre zerſtörten Schlöſſer und faſt ganz unbebauten Ländereyen nach und nach in die Hände der Bürgerlichen gerathen, ohne daran zu denken, wie ſie durch Fleiß dieſen Verluſt erſetzen könnten.

Die Bevölkerung der Inſel beträgt nach den Verzeichniſſen, welche uns die vornehmſten Bewohner mitgetheilt haben, über 10,000 Seelen. Die Abgaben der Grundſtücke, die Kopfſteuer und die Zölle belaufen ſich etwa auf 40 Beutel (40,000 Livres), die Taxen ungerechnet, welche ſie jährlich erlegen müſſen, wenn der Capudan-Pacha mit ſeinem Geſchwader im Hafen Trio auf Paros, vor Anker kommt.

Die Anzahl der Katholiken nimmt täglich ab; in der Stadt befinden ſich kaum 600. Deſſen ungeachtet haben ſie noch einen Erzbiſchof, einen Coadjutor, ſechs Domherren, einen Prieſter und mehrere Vicare. Sie haben auch ein Kloſter zur Erziehung der Jugend, ein Capuziner-, ein Franciskaner- und ein Nonnenkloſter.

Die Griechen nehmen hingegen zu, und ihre Geiſtlichkeit iſt weit zahlreicher und begüterter als die katholiſche. Alle religiöſe Gebräuche geſchehen hier im größten Prunk und Freyheit. Die Pforte bekümmert ſich nicht im geringſten darum, was auf der Inſel vorgeht, wenn nur die Abgaben richtig entrichtet, und allen türkiſchen Beamten gehorſamt wird.

Der Aufenthalt in Naxos oder Naxia würde einer der angenehmſten im Archipelagus ſeyn, wenn nicht die müßigen Bewohner im beſtändigen Streit wären, und wenn nicht die Geiſtlichkeit beyder Kirchen, zu zahlreich für den kleinen Ort, Haß und Trennung gefliſſentlich unterhielt. Der Fremde bemerkt bald, daß die Prieſter das Land mit einer eiſernen Ruthe beherrſchen, und, ohne es zu wollen, die Einwohner eher gottlos als fromm, eher zänkiſch als gerecht und menſchlich machen.

Die Inſel iſt mit hohen Bergen beſäet, deren Grundlage aus Schiefer oder Granit beſteht. Der weiße Marmor und der harte Kalkſtein folgen überall auf den Schiefer, und geben einer großen Menge Quellen, welche das Land bewäſſern und fruchtbar machen, den Urſprung. Der höchſte dieſer Berge iſt der des Jupiters, welchen die Einwohner Dia oder Zia nennen. Wir begaben uns mit den franzöſiſchen Agenten dahin: er liegt drey Meilen öſtlich von der Stadt. Im Vorbeygehen ſahen wir den Marmor mit der Inſchrift, welchen Tournefort erwähnt. Wir ſtiegen in einen ſteilen

Schlund, und kamen zu einer weißen Marmorgrotte, welche viele Reiſende beſucht haben, wie man aus den eingegrabnen Namen ſieht.

Dieſe Grotte, welche die Einwohner von Naxia für einen heiligen Ort halten, wo die Bacchanten ihre Feſte und Myſterien feyerten, hat jetzt nichts Merkwürdiges mehr. Man ſieht inwendig Stalactiten, wie in allen Kalkgrotten, verſchüttete Gänge an mehrerern Stellen, loßgeriſſne Marmorblöcke, und auswendig eine einſam kahle Gegend, den Gipfel des Jupiter-Berges, welcher beynahe ganz ſpitz zu läuft, eine artige Art Campanula in den Felſenritzen, und weiterhin einige Eichen und viele Ahornbäume (acer creticum).

Der höchſte Theil des Berges iſt von dieſer Seite unzugänglich. Wir umgingen ihn, und kamen nach einigen mühſamen Stunden auf den Gipfel genau an die Stelle, wo Nointel, franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel, ſeinen Namen, und eine Inſchrift, welche die Zeit verwiſcht hat, eingraben ließ. Nichts iſt ſo ſchön, als die Ausſicht, die man von hier genießt. Unter uns lag die Inſel mit ihren Bergen, und unter dieſen Corono, welcher ſeinen Namen von der Nymphe Corones, der Amme des Bacchus erhalten hat, überall flachen fruchtbare Ebne, friſche Thäler, gutgebauete Dörfer und Capellen gegen weiße Felſen und dürre Hügel ab, und bildeten Gemälde, auf denen wir die Blicke nicht ruhen laſſen konnten, da der Anblick des Meeres und der Inſeln ſo ſchön und erhaben war.

Unſer Blick ruhte auf einer groſſen Menge hoher und niedriger, kleiner und groſſer Inſeln. Nördlich lag Myconi, nordweſtlich Tine und Andros, Sira und Jura weiter hinter, nordweſtlich von dieſen Cherpho, Thermia und Zea; weſtlich Paros, Antiparos und Siphanto; ſüdweſtlich Argenteria, die verbrannte Inſel und Milo. Gegen Süden ſahen wir Nio und Santorin, rechts Policandro und Siquino, links Amorgo, Stampali, Calmino und Lero.

Noch höher hin auf Pathmos und Nicaria; ja nach allen Himmelsgegenden hin, entdeckten wir Inſeln oder zerſtreute Felſen, welche nur den Schiffer intereſſiren können.

Auf dieſer Seite des Berges ſtieſſen wir auf einige Herden von kleinen Schafen, wie in Italien und Provence, und von Ziegen, welche von den Aermern gegeſſen werden: die Reichen eſſen nur die ganz jungen Ziegen. Man kann ſich keine wilderen Menſchen als die Schäfer, und keine roherern als ihre Weiber denken. Sie waren ſehr von denen, welche ehedem den Ida, Tempe und die Ufer des Mäanders bewohnten, verſchieden; mit der gröſſten Mühe erhielten wir einige Gläſer Milch, deren wir ſehr bedürftig waren. Wir mußten ſie lange darum bitten und voraus bezahlen; aber es iſt nicht ihre Schuld, wenn ſie hart und mißtrauiſch ſind; ſie haben ſo oft von den Türken ſprechen hören, daß ſie alle Menſchen, die ſie nicht kennen, für eben ſo ungerecht und böſe anſehen.

Die Weiber von Naxos kauen eine geruchloſe Subſtanz, welche ihre Inſel hervorbringt, eben ſo, wie die Weiber von Scios beſtändig Maſtix im Munde haben. Die Pflanze, welche dieſe Materie giebt, heißt Atractylis gummifera: ſie wird nicht ſehr hoch und blüht gegen Ende des Sommers.

Man hat dieſe Subſtanz mit Unrecht Gummi genannt; es ſcheint mir vielmehr ein Harz zu ſeyn, oder eigentlich eine ganz beſondre Subſtanz, welche dem Gummi elaſticum ſehr nahe kommt. Desfontaines hat bemerkt, daß die Araber und Mauren in der Gegend von Algier dieſes Harz ſammlen, und Leim daraus bereiten; aber er kennt das Verfahren dabey nicht. Die Wurzel der Pflanze iſt ein eben ſo geſundes, als nahrhaftes Lebensmittel.

Die Hügel und Berge von Naxos ſind mit Myrthen, Erdbeerbäumen, Maſtixbäumen, Johanniskraut, Saturey, Pfriemenkraut und mehrern Arten Ciſtus bedeckt, unter welchen letztern die Gattung häufig iſt, welche das Ladanum liefert. An den Ufern der Bäche wachſen Lorbeerbäume, Agnus-caſtus und Platanen. Da es nicht mehr früh im Jahre war, ſammelten wir nicht ſo viele Pflanzen, als auf Scios; wir fanden indeß auf den Felſen die cretenſiſche Staudennelke und eine ſchöne Art Centaurea. Sie hatte purpurfarbne Blumen, wollige Blätter, welche unten am Stengel wie eine Leier geſtaltet, und oben länglich rund waren; die Pflanze wird ein bis zwey Fuß hoch. (*Centaurea*

atro-purpurea calycibus ciliatis, foliis inferioribus lyratis, ſupremis ovato-lanceolatis, baſi appendiculatis, floribus purpureis.)

Auf der Oſtſeite der Inſel wird ziemlich viel gemeiner Schmergel gegraben, welchen engliſche Schiffe im Vorbeyfahren um einen ſehr geringen Preis kaufen. Die franzöſiſchen Schiffe würden ihn weit beſſer benutzen können, da ſie, wenn ſie Oel oder Baumwolle geladen haben, Steine zum Ballaſt nehmen.

In den meiſten Bächen fanden wir eine Art Krabben, die es auch in Aleppo, Meſopotamien und Perſien giebt: die Beſchreibung davon ſoll an einem andern Orte erfolgen.

Der Aufenthalt auf dem Lande gab uns Gelegenheit das Verfahren bey dem Befruchten der Feigen zu beobachten. Es beſteht darin, daß man auf die Feigenbäume, welche nur die zweyte Gattung Feigen liefert, die erſte Gattung hängt, welche vier bis ſechs Wochen früher zur Reife gelangt. Die zweyte Gattung Feigen (ſecondes figues) reifen bekanntlich in der Mitte des Auguſts, und dauern ununterbrochen bis in die Mitte des Octobers. Die Griechen reihen zehn bis zwölf von dieſen erſten Feigen an einen Faden, und hängen ſie an verſchiednen Orten auf die Feigenbäume, deren Feigen ſie befruchten wollen. Dieſe Operation, welche einige alte und mehrere neue Schriftſteller mit Bewunderung erwähnen, ſcheint mir nichts weiter, als die Folge der

Unwiſſenheit und eines alten Vorurtheils zu ſeyn. In der That kennt man in den meiſten Gegenden der Levante die Caprification gar nicht: in Italien, Frankreich und Spanien iſt ſie nicht gebräuchlich, und auf einigen Inſeln des Archipelagus, wo ſie üblich war, hat man ſie abgeſchafft, und erhält nichts deſto weniger überall ſehr gute Feigen. Wenn dieſes Verfahren nothwendig wäre, entweder daß der Saamenſtaub in die Feige hineindränge, oder wie man gewöhnlich glaubt, durch ein kleines Inſekt (cynips) hineingetragen würde, ſo könnten die erſten Feigen unmöglich zu gleicher Zeit die eben erſcheinenden, die halb ausgewachſenen und die beynahe reifen befruchten.

Wir wollen das Wunder der Caprification ununterſucht laſſen, und dabey bleiben, daß ſie unnütz ſey, weil jede Feige an dem Auge einige männliche Blüthen hat, welche alle weibliche zu befruchten im Stande ſind, und weil ſie auch ohne Befruchtung wachſen, reif werden und vortrefflich ſchmecken.

Die Einwohner von Naxos bauen Wein an dem Fuße der Hügel und auf den unbewäſſerten Ebnen. Der Wein iſt größtentheils von mittelmäßiger Güte, weil ſie ihn ſchlecht bereiten und ihn nicht aufzubewahren wiſſen; er wird alle im Lande verbraucht, und nur ſelten nehmen europäiſche Schiffe etwas mit.

Korn, Schminkbohnen, weiße Bohnen und einige andre Gemüſe, liefert die Inſel hinlänglich für die Be-

dürfniſſe der Einwohner: aber von der Gerſte werden jährlich 10 bis 12,000 Centner ausgeführt.

Oel wird in guten Jahren für 30 bis 40,000 Livres verfertigt: es iſt mittelmäßiger Güte.

Pomeranzen, Citronen und Cedrat ſind nicht ſo häufig, als ſie ſeyn könnten, weil keine große Stadt in der Nähe iſt, wohin man ſie ſchaffen könnte. Conſtantinopel iſt zu entfernt, und Smirna und Salonich bauen dieſe Früchte ſelbſt, oder erhalten ſie von Scios. Dieſer Artikel beträgt indeß jährlich 12 bis 15,000 Livres.

Die Pfirſichen, Aprikoſen, Granaten, Birnen, Pflaumen, Nüſſe, Mandeln und Feigen werden auf der Inſel verzehrt.

Naxos hat Schafe und Ziegen, hinreichend für die Bedürfniſſe der Einwohner, einige Ochſen von kleiner Art zum Ackerbau, und Maulthiere und Eſel zum Fahren. Die Wolle iſt, wie auf dem ganzen Archipelagus, ſchlecht, und wird im Lande verbraucht.

Der Käſe iſt ein beträchtlicher Ausfuhrartikel: man rechnet, daß für 8 bis 10,000 Livres davon nach Conſtantinopel, Smirna und Salonich verſandt wird.

Baumwolle wird wenig gebaut: einige Privatleute verfertigen daraus für ihren Hausbedarf, Strümpfe,

Mützen und einige grobe Zeuge. Eben ſo verhält es ſich mit der Seide und dem Flachs.

Der Honig und das Wachs werden auf der Inſel verbraucht.

Südlich von der Stadt iſt ein kleines Salzwerk, wo man einige Ladungen für die Hauptſtadt einnimmt. Die Regierung hat ſich ſeiner bemächtigt, und den Ertrag dem Generalpächter zugeſichert. Das Salz wird faſt alles an die Einwohner, 60 Pfund um 2 Livres verkauft.

Wir wollten Naxos nicht verlaſſen, ohne einen Abſtecher nach Paros zu machen, und die Marmorfelſen, Häfen und Bewohner zu beobachten. Dieſe Inſel war ehedem eine der wichtigſten Cycladen, und war anſehnlich bevölkert, als Barbaruſſa ſie dem türkiſchen Reiche unterwarf; aber ſie iſt ſeitdem, durch die Plünderung der Türken, den Deſpotismus der Regierung und durch den jährlichen Aufenthalt des Capudan-Pacha und ſeiner Flotte, ſo mitgenommen, daß man auf ihr nichts als halb zerſtörte Dörfer und wüſte Felder findet. Die Venetianer haben auch, während des candiſchen Kriegs, viel zu ihrer Entvölkerung beygetragen, indem ſie faſt alle Oelbäume, welche vorzüglich den Reichthum von Paros ausmachten, ausrotteten.

Paros hatte zu Anfang dieſes Jahrhunderts etwa 6000 Einwohner, welche ſich bis auf 2000 vermindert

haben. Die europäiſchen Conſuln haben ſich lange entfernt, die Katholiken ſind geflohen, und die wenigen armen und trägen Griechen ſind jährlich dem Stock des Unter-Admirals des Capudan-Pacha und der Räuberey der Matroſen ausgeſetzt. *)

Paros liegt zwey Meilen weſtlich von Naxos: es iſt zwar weit kleiner, hat aber verhältnißmäßig mehr zum Ackerbau taugliches Land. Die Berge ſind niedriger, die Hügel nicht ſo dürr, und die Ebnen würden eben ſo fruchtbar ſeyn, wenn es ihnen nicht am Waſſer fehlte.

Der Hafen Nauſſa, welcher gegen Norden liegt, iſt einer der ſchönſten und größten im ganzen Archipelagus. Man ſieht noch die Ueberbleibſel der Batterien, wodurch ihn die Ruſſen vertheidigten, als ſie in dem vorletzten Kriege mit den Türken ihre größte Macht auf Paros hatten.

Dieſer Hafen iſt zur Zeit des Herbſtes und zu Ende des Sommers ungeſund; die Urſach hiervon ſind einige Sümpfe in der Nähe. Die ruſſiſche Armee litt hier ſo-

*) Die gegenwärtige Entvölkerung von Paros ſchiebt Sonnini (T. II. S. 272.) auf Rechnung der Ruſſen, welche ſie während des erſten Türkenkrieges unter der Regierung Catharina II. beſetzt hatten, und die Einwohner verließen ihre Wohnungen, weil ſie von den Hülfstruppen der Ruſſen ſo ſehr gemißhandelt wurden.

viel, daß ſie, nach einem groſſen Verluſt von Soldaten und Matroſen, Paros verlaſſen muſte.

Auf der Oſtſeite der Inſel ſind drey Häfen: der erſte oder Marinhafen liegt an der Nordſpitze und wird durch einige Inſeln vor den Nord- und Südwinden gedeckt; da er aber dem Nordoſtwind ausgeſetzt iſt, müſſen ihn die Schiffe im Winter vermeiden.

Der Hafen Marmara liegt in der Mitte, dicht daneben liegt das Fort St. Anton, worin ſich Venieri, Fürſt der Inſel, lange gegen die Angriffe des Barbaruſſa vertheidigte. Nur, als die Garniſon Mangel an Allem litt, und vor Hunger und Durſt umkam, gab er dieſen wichtigen Platz auf.

Der Hafen Trio liegt etwas tiefer, und iſt, wie der erſte, von einigen Inſeln gedeckt, und nur dem Südwind offen. Der Capudan-Pacha liegt jährlich über einen Monat hier vor Anker, und erwartet die Rückkehr der Galeeren und der kleinern Fahrzeuge, die er, zur Erhebung der Abgaben, in die benachbarten Inſeln ſchickt.

Weſtlich giebt es nur einen Hafen, an welchem die Hauptſtadt liegt. Die gröſſern Schiffe bleiben auſſerhalb deſſelben, neben einigen Inſelchen, oder im engen Canal zwiſchen Paros und Antiparos.

Die neue Stadt iſt auf den Ruinen der alten erbaut; ſie iſt jetzt nur ein elendes Dorf, da ſie doch ehedem eine der ſchönſten, reichſten und größten Städte des Archipelagus war; und die zerbrochnen Säulen, Capitäler und Geſimſe, die man überall zerſtreut, oder in den Mauern der Gebäude antrifft, bekräftigen das Zeugniß der alten Schriftſteller.

Der Marpeſus, weſtlich vom Hafen Marmara, iſt der höchſte Berg der Inſel. Dieſer lieferte vorzüglich den Pariſchen Marmor. Neben einem alten Steinbruch ſieht man noch die Anlage zu einem Basrelief auf dem Felſen, welche Tournefort erwähnt, und Choiſeul abgezeichnet hat.

Antiparos, welches ehedem Oliaros hieß, zeichnet ſich bloß durch ſeine große Höhle aus, welche, von den beyden vorher genannten Schriftſtellern, genau beſchrieben iſt. Muß man ſie aber als einen alten Steinbruch, oder als eine natürliche Höhle betrachten, wie ſie in den meiſten Kalkgebäuden angetroffen werden? Die Autoren ſchweigen hierüber, und aus der Beſichtigung des Orts ſelbſt, kann man eben ſo wenig erfahren.

Die Bewohner dieſer beyden Inſeln bauen, für ihre Bedürfniſſe, Korn, Gerſte, Wein, Seſam und einige Gemüſe.

Die Baumwolle iſt das Hauptprodukt, worin ſie ihre Abgaben bezahlen, und wovon ſie ſich die nöthi-

ſten Lebensmittel verſchaffen. Die Früchte und Gemüſe würden einen ziemlich beträchtlichen Artikel ausmachen, wenn nicht die Türken, während ihres Aufenthalts zu Trio, ſie mit Gewalt oder um einen geringen Preis, wegnähmen. Dieſe beyden Inſeln bezahlen etwas über 8000 Piaſter Abgabe.

Achter Abſchnitt.

Abreiſe von Naxia. Aufenthalt zu Nio. Produkte und Induſtrie der Einwohner. Abreiſe von dieſer Inſel. Anſicht von Sikinos und Pholegundros. Ankunft zu Cimolis. Furcht der Einwohner. Beſchreibung dieſer vulkaniſchen Inſel. Entſtehung der Walker-Erde. Durchgrabung alter Grabmäler. Jagd auf Polino. Schlangen und wilde Ziegen auf dieſer Inſel.

Wir verließen Naxia den 8ten Julii Nachmittags, und nach einigen Stunden brachte uns der Nordwind, welcher gewöhnlich während des Sommers im Archipelagus weht, in den Hafen zu Nios. Beyde Inſeln ſind höchſtens vier Meilen von einander entfernt; man rechnet aber acht derſelben von einem Hafen zum andern; der auf Nios liegt an der Südſüdweſtſeite der Inſel, und Naxia, wie ſchon erwähnt, an der Weſtküſte.

Die Stadt liegt eine halbe Meile vom Hafen, auf einem Hügel: ſie iſt ziemlich gut gebaut, und ſcheint den Platz der alten Stadt einzunehmen; denn man bemerkt an den weſtlichen Theilen noch eine Spur von alten Mauern.

Die Inſel hieß Jos: ſie iſt hoch, bergig und von Thälern und kleinen Ebnen durchſchnitten: ſie iſt lange nicht ſo fruchtbar als Paros. Der Grund beſteht überall aus Schiefer und Granit, und die meiſten Berge aus Kalk.

Die Bevölkerung von Nios beläuft ſich auf 3,700 Köpfe, ſämmtlich Griechen. Es giebt heut zu Tage nur zwey katholiſche Familien, mit Einſchluß des franzöſiſchen Agenten, auf der Inſel; die öffentliche Ruhe wird daher nie, wie auf den mehreſten Inſeln des Archipelagus, durch Kabale der griechiſchen Prieſter geſtört, welche auf den Schutz eiferſüchtig ſind, welchen Frankreich der katholiſchen Kirche gewährt.

Nio bezahlt dem Capudan-Pacha beynahe 9000 Piaſter, mit Inbegriff der Geſchenke und Unkoſten. Ein griechiſcher Waiwod, welchen die Pforte ernennt, erhebt dieſe Abgabe. Er wacht gleichfalls über die Polizey und verwaltet die Juſtiz mit ſechs der vornehmſten Bürger, welche das Volk jährlich in einer allgemeinen Verſammlung erwählt.

Da dieſe Inſel zu klein iſt, ſich ſelbſt zu erhalten, ſo hat ſie faſt immer das Schickſal der übrigen Cycladen erfahren. Die Geſchichte würde wenig von ihr erwähnen, wenn nicht Homer, auf ſeiner Reiſe von Samos nach Athen, hier gelandet, und einige Tage darauf geſtorben wäre. Die Einwohner errichteten ihm ein Grabmal, wovon aber ſeit langer Zeit ſchon keine Spur mehr übrig iſt.

Die meiſten Münzen von Nios haben auf der Rückſeite einen Palmbaum; dieſer Baum wird jetzt nicht mehr hier gebaut, und iſt im ganzen Archipelagus ſelten: bey denen, welche wir auf Scio, Creta und Naxos geſehen haben, gelangen die Früchte nie zur Reife, da das Klima nicht heiß genug iſt. Selbſt in Egypten reift die Dattel ſelten, wenn der Baum zuſehr den kühlen Seewinden ausgeſetzt iſt.

Faſt alle Einwohner dieſer Inſel ſind Ackerleute, nur wenige von ihnen ſind Matroſen und Handelsleute; da ſie fleißig und arbeitſam genug ſind, ſo machen ſie den von Natur ſchlechten Boden ziemlich ergiebig. Sie verſäumen nichts, um ſich Dünger zu verſchaffen, und das zu Gemüſen und Früchten beſtimmte Land zu begießen.

Wenn die Feldarbeiten unterbrochen werden oder beendigt ſind, beſchäftigen ſich die Weiber, die Baumwolle zu ſpinnen, welche ſie gebaut haben, Strümpfe oder Mützen daraus zu ſtricken, welche ſie an die Kauf-

leute oder an Fremde verkaufen. So oft wir uns auf der Straße ſehen ließen, liefen von allen Seiten Weiber herbey, um uns dieſe Waaren zum Verkauf anzubieten, und es war oft ſehr ſchwer, ſie los zu werden.

Dieſer Fleiß ſetzt die Einwohner in den Stand, ihre Abgabe pünktlich abzutragen, und verſchafft ihnen Bequemlichkeit, die man ihnen nicht auf dem erſten Blick anſieht. Eine lange und traurige Erfahrung hat ſie, wie alle türkiſchen Unterthanen, belehrt, daß ſie nicht zuviel Wohlhabenheit und noch weniger Reichthum zeigen müſſen: die Abgaben würden nicht allein bald erhöht, ſondern auch die Habſucht der türkiſchen Beamten könnte nur mit dem Ruin der Unterthanen geſättiget werden. Die Türken laſſen die Ungläubigen recht gern leben, wenn ſie nur Alles hergeben, was nicht zu den dringendſten Bedürfniſſen gehört.

Die Inſel liefert Wein für alle Einwohner, ſo wie auch für alle hier ankernden Schiffe.

In einem guten Jahre werden etwa 50,000 Ocken Oel von mittelmäßiger Güte gekeltert.

Korn, Gerſte und Gemüſe ſind gewöhnlich auf neun bis zehn Monate hinreichend. Man führt jährlich 8 bis 10,000 Ocken Baumwolle nach Ancona und Venedig aus: hierzu kommt noch eine große Menge Mützen und Strümpfe, welche nach Italien und dem ſchwarzen

Meer gehen. Es werden auch einige baumwollene Zeuge verfertigt, welche auf der Inſel verbraucht werden.

Wachs und Honig wird nur wenig ausgeführt.

Die Zahl des Viehs beträgt etwa 4000 kleine Ochſen, ſechstauſend Ziegen und 300 Schafe. Die Ausfuhr des Käſes iſt unbeträchtlich.

Wir blieben nur drey Tage auf Nios; ein kleines raguſaniſches Schiff, welches nach Aegenteria ging, beſtimmte uns, mit nach dieſer Inſel zu fahren. Wir gingen den 12ten Julius bey Tages-Anbruch mit einem ſchwachen Südoſtwind unter Segel, welcher gerade ſtark genug war, uns nördlich bey Sikinos vorbey zu bringen. Eine Windſtille hielt uns über drey Stunden in der Nähe dieſer Inſel auf, bis der Nordwind, welcher wie gewöhnlich wehte, Morgens um 9 Uhr, uns um ſie herum brachte.

Sikinos liegt ſieben bis acht Meilen ſüdweſtlich von Nios. Es iſt hoch, bergig, klein, und hat höchſtens zweyhundert Bewohner. Es iſt ohne Hafen und wird faſt gar nicht von Europäern beſucht. Die Produkte beſtehen in Korn, Gerſte, Wein, Baumwolle und Obſt. Sie bezahlt etwa 2000 Piaſter an den Capudan-Pacha.

Südlich drey bis vier Meilen davon, entdeckten wir bald Policandro, ehedem Pholegandros, welches etwas kleiner und nicht ſo fruchtbar als Sikinos iſt.

Gleich darauf entdeckten wir die kleine wüſte Inſel, ehedem Lagusa, jetzt Cardiotiſſa genannt, welche ziemlich in der Mitte von Sikinos und Policandro liegt. Wir fuhren darauf fünf bis ſechs Meilen ſüdlich von Siphanto, ehedem Siphnos, vorbey, und kamen um vier Uhr Abends in den Hafen von Argenteria vor Anker. Der Ankerplatz iſt im Sommer ſehr ſicher, und zu allen Zeiten durch die verbrannte Inſel, welche zwey Meilen davon liegt, gedeckt.

Am Abend begaben wir uns mit dem Capitain, zwey Bedienten und zwey Matroſen nach dem Dorfe, welches eine Meile von der Küſte auf einem Hügel liegt. Wir waren ſehr erſtaunt, daß wir die Einwohner bey unſerer Ankunft unter Waffen fanden, welche überall auf uns anſchlugen, um unſre Annäherung zu verhindern. Wir fragten daher nach dem franzöſiſchen Agenten, einem alten Matroſen, welcher den Kriegsſchiffen zum Lootſen dient. Wir wurden näher befragt, und nach unſern Antworten war keine Rede weiter vom Gefecht. Die Anführer legten ihre Waffen weg, kamen auf uns zu, entſchuldigten ſich, und luden uns nicht allein nach dem Dorfe ein, ſondern boten uns Alles an, ſo weit es in ihren Kräften ſtände.

Wir waren neugierig die Urſache dieſes allgemeinen Aufſtandes zu hören: unſre Erſcheinung vor dem Dorfe, ſo ſpät gegen Abend, in einer Anzahl, welche die Furcht verdoppelte, oder noch vergrößerte, hatte die unglück-

lichen Einwohner die Rückkehr der Räuber vermuthen laſſen, von denen ſie vor kurzem ausgeplündert waren.

Man erzählte uns, daß etwa zwanzig Mainoten ſie an einem Feſttage überfallen hätten, während ſie ſich beym Weine beluſtigten, und nachdem ſie ſich der kleinen Anzahl Männer verſichert hatten, wären ſie in alle Häuſer gedrungen, und hätten die beſten Sachen geraubt. Ihre Grauſamkeit war ſo weit gegangen, daß ſie Weiber, Greiſe und Kinder auf tauſend Arten peinigten, um die Orte von ihnen zu erfahren, wo ihr Geld verſteckt wäre. Dieſe Schreckensſcene dauerte eine ganze Nacht; das Fahrzeug, worauf die Mainoten gekommen waren, ſegelte des Morgens ab, ohne daß die Entwaffneten etwas anders thun konnten, als ihr Geſchick zu beklagen, und zu wünſchen, daß die Räuber mit ihrer Beute von den Wellen verſchlungen werden möchten.

Die Mainoten oder Magnoten ſind Griechen, welche den ſüdlichen Theil des Peloponeſ, die Gegend um Sparta, und vorzüglich die Gegend zwiſchen Miſitra und dem Vorgebirge Matapan bewohnen. Als ein ſchwaches Ueberbleibſel der Lacedämonier ſind ſie ſo eifrig, wie ihre Vorfahren, ihre Freyheit zu vertheidigen, und ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Die Türken haben zuweilen einen kleinen Tribut von ihnen bekommen, ſie aber nie ganz unterjochen können. Sie ſind Feldbauer oder Hirten, Matroſen oder Seeräuber, nach ihren Bedürfniſſen und Umſtänden, und ſtets bereit die

kleinen Dörfer, welche ſie an den Meerbuſen Coron und Colokythia bewohnen, zu verlaſſen, um ſich in das Innere des Landes auf die Berge zurückzuziehen.

Bey dieſer Kraft und Freyheitsliebe ſieht man ſie mit Bedauern als Räuber, welche nicht allein die unrechtmäßigen Beſitzer ihres Landes, die Türken bekriegen, ſondern auch zuweilen die armen Griechen auf den kleinen Inſeln des Archipelagus überfallen, die doch einerley Intereſſe und eine Religion mit ihnen gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigen ſollte.

Argenteria, welches ehedem Cimolis hieß *), hat ſeinen heutigen Namen von einer Silbermine, welche ſeit langer Zeit mit gutem Ertrag bearbeitet ſeyn ſoll. Um uns über dieſen Punkt näher zu unterrichten, befragten wir den Agenten, die Vorſteher und mehrere Einwohner: alle verſicherten, daß ſie dieß wirklich von alten Leuten hätten erzählen hören, daß aber ein Blitz, welcher die Mine getroffen, keine Spuren davon übrig gelaſſen habe. Die Nachſuchungen, welche wir darüber, während unſers Aufenthalts, anſtellten, waren fruchtlos. Wir fanden nichts, was die geringſte Aehnlichkeit

*) Dieſen Namen hatte ſie von der bey den Alten ſehr berühmten cimoliſchen oder unten beſchriebenen Walkererde. Der Name iſt auch noch nicht verſchwunden, denn bey den Griechen heiſt ſie auch Kimoli. Eben dieſe nennen jene Erde Pilo Tſinnias, nach dem Orte wo ſie gegraben wird.

mit einer Mine hatte, ſo daß wir ihre Exiſtenz bezweifeln mußten, wenn uns nicht die unpaſſende Antwort der Einwohner von dem Intereſſe herzurühren ſchien, welches ſie haben, dieſes den Türken zu verbergen, da dieſe gereizt werden könnten, nachzuforſchen, was denn leicht eine ewige Quelle von Streitigkeiten werden konnte.

Die Geſchichte dieſer Inſel hängt genau mit der von Milo zuſammen, mit der ſie immer gleiches Schickſal gehabt hat, da ſie ihr ſo nahe liegt. Sie hat höchſtens 18 Meilen im Umkreiſe und etwa 200 Einwohner. Sie iſt unfruchtbar, bergig und vulkaniſch; man ſieht weder Ebnen, noch Thäler, noch Wieſen, und mit einem Worte, nichts, was den Einwohnern ihren Aufenthalt angenehm machen könnte. Einige zerſtreute Weinſtöcke, ſehr weniges Oel und Maulbeerbäume, viel wüſtes Land, und nur kleine Strecken, die fähig ſind, Gerſte, Weitzen und Baumwolle hervorzubringen, iſt Alles, was man auf Argenteria ſieht; aber das unterirdiſche Feuer, welches ſich überall, mehr oder weniger heftig, geäuſſert hat, verdient ohne Zweifel des Naturforſchers Aufmerkſamkeit.

Die Stadt liegt auf einem rothen Porphyr-Felſen, welcher nur wenig vom Feuer gelitten hat; die Maſſe iſt ſehr hart und einer guten Politur fähig; aber der Feldſpath, welcher in weißen Punkten darin zerſtreut liegt, iſt zum Theil verwittert. In der Gegend umher findet man hell- und dunkelgrünen Porphyr, welcher

aber nicht ſo ſchön und hart als dieſer iſt. Weſtlich und ſüdlich von der Stadt ſieht man überall weiße und rothe Porphyr-Felſen, welche mehr oder weniger verwittert ſind. Der, welcher am meiſten gelitten hat, läßt ſich zerreiben, iſt weich und leicht: im Waſſer läßt er ſich auflöſen, und hat auf Leinwand die Wirkung der beſten Walkererde. Dieſer iſt es, welchen die Alten Terra cimolea oder Erde von Cimolis nannten. Der Bürger Vauquelin, Mitglied des Nationalinſtituts, welchem ich dieſe Erde mitgetheilt habe, hat ſie chemiſch zerlegt. Sie enthält:

Kieſelerde	—	0,79
Thonerde	—	0,05
Kalk —	—	0,04
Salzſaures Natrum		0,02
Waſſer —	—	0,10

Die Matroſen, welche hier landen, und die Einwohner bedienen ſich dieſer Erde als Seife, und ſie leiſtet in der That dieſelben Dienſte. Sie ziehen indeß die vor, welche man auf dem Meeresgrunde im Hafen findet, weil ſie reiner iſt, ſich ſchneller im Waſſer auflößt, und das Zeug beſſer reinigt. Dieſe enthält nach Vauquelin:

Kieſelerde	—	0,68
Thonerde	—	0,20
Salzſaures Natrum		0,05
Waſſer —	—	0,07

Die Terra Cimolea, welche man auf dem erwähnten Felſen findet, zeigt beym Bruch ſehr deutlich den Antheil Trapp vom Feldſpath abgeſondert. Man findet darin unaufgelöſte Kryſtallen von ſchwarzen Schörl; und was jeden Zweifel über den Urſprung des Felſens aufhebt, ſo trifft man alle Veränderungen, die er erfahren hat, von dem ſchönen rothen Porphyr bis zum gänzlich verwitterten an.

Kein Felſen ſcheint hier vom Feuer umgeworfen zu ſeyn, die, welche tief geſpalten ſind, findet man ſtets in großen Maſſen, und zeigen weder Schichten, noch Flötze; indeß man an andern Theilen der Inſel, z. B. an der Nordweſtſeite überall regelmäßige Schichten findet, welche mehr oder weniger verändert, und mit vulkaniſcher Aſche, und feſter oder poröſer Lava vermiſcht ſind. Man findet Schichten von Bimsſtein, welche größtentheils in Staub aufgelöſt ſind.

Augenſcheinlich iſt ein Theil der Inſel ehedem, durch die langſame und unmerkliche Wirkung des unterirdiſchen Feuers, oder ſeiner Dämpfe, verändert (wie wir es bald an Milo ſehen werden); der andre durch Materien, welche ein Vulkan ausgeworfen und in regelmäßigen Schichten angeſetzt hat, bedeckt worden, wie man es gleichfalls auf Milo, und vorzüglich auf Santurin findet.

Den folgenden Tag führten uns die Vorſteher, eine Meile von der Stadt, nach einem Ort am Meere, wo

wir Ueberbleibſel von Backſteinen und Scherben bemerkten. Dieſe zeigten uns hinlänglich die Lage der alten Stadt an; hätte die Tradition der Einwohner noch einigen Zweifel übrig gelaſſen. Wir ſahen auf einer Felſenbank von gelblich grauer Lava etwa 40 Vertiefungen neben einander, und etwas weiter hin auf einem ähnlichen Hügel, andre Löcher, welche erſt kürzlich gemacht zu ſeyn ſchienen: dieſe enthielten Kohlen, verbrannte Menſchenknochen und Stücke von irdenen Gefäßen. Eine Oeffnung in dieſem Hügel führte uns in eine Grotte, worin wir vier einfache Sarkophagen von ungleicher Größe, aus weißer, porphyrähnlicher Lava, die ziemlich hart, aber doch leicht zu bearbeiten ſchien, antrafen. Der Deckel fehlte, aber ſonſt waren ſie gut erhalten: ſie waren fünf bis ſechs Fuß lang, und zwey bis drittehalb breit. Die Grotte hatte die Geſtalt eines länglichen Vierecks von funfzehn Fuß Tiefe, und vor ihr war eine Art Vorſaal von acht Fuß Breite.

Dieſe Entdeckung bewog uns, in dem Hügel an den Stellen nachgraben zu laſſen, wo es hohl klang, unſer Verſuch war glücklich. Beym erſten Nachgraben fanden wir einige plumpe Figuren ausgebrannter Erde, eine Kröte, einen Sphinx, einen Hahn und eine kleine Vaſe mit einem Henkel, von der Geſtalt der Hetruſciſchen. Da es ſpät war, und wir nur einen Menſchen hatten, den die Vorſteher von einem benachbarten Felde riefen, entſchloſſen wir uns, für heute unſre Nachforſchungen einzuſtellen, und des folgenden Tags mit einigen zwanzig Arbeitern wieder hin zu gehen, um den

ganzen Hügel umzugraben, und vielleicht eine noch unentdeckte Katakombe zu finden.

Der Capitain unſers Schiffs lud uns ein, auf ſeinem Boote zurückzufahren, wodurch wir der Mühe überhoben wurden, zu Fuße zu gehen, oder, wie Tags vorher, auf Eſeln zu reiten, welche weder Zaum noch Halfter, und nur ſehr unbequeme Saumſättel mit vier langen Stücken Holz hatten, ſo wie wir ſie faſt überall in dem Archipelagus angetroffen haben.

Als wir das Cap, welches Milo gegenüber liegt, umſchifft hatten, ward der Nordwind ſo heftig, daß wir an einem Orte ausſteigen mußten, wo wir einige Klaftern über der Meeresfläche, eine Erdlage antrafen, welche verſteinerte, halb verwitterte Muſcheln vom Geſchlecht Perna enthielt, die den Piemonteſiſchen, von Langius abgebildeten, ähnlich ſahen, und deren analoge Gattung den Naturforſchern nicht bekannt iſt. Dieſe Muſcheln ſind ſehr dick: man findet zuweilen beyde Schalen zuſammen, aber faſt immer zerbrochen und im ſchlechten Zuſtande.

Da es ziemlich ſpät war, verdoppelten wir unſre Schritte, um, ſobald wie möglich Arbeiter zum Graben zu erhalten. Durch die Hälfte ließen wir eine Katakombe aufgraben, welche wir nahe bey der erſten vermutheten, und durch die übrigen den Hügel durchwühlen, worin wir die Figuren gefunden hatten.

Als die Katakombe ganz geöffnet war, ſahen wir im Hintergrunde einen Sarkophag, aus dem Felſen ſelbſt gehauen, und eine plumpe irdene Vaſe mit engem Halſe, die durch Ungeſchicklichkeit des Arbeiters zerbrach. Die, welche den Hügel durchgruben, fanden in einer Tiefe von drey Fuß nichts als Kohlen, Knochen und zerbrochne irdene Vaſen von jeder Geſtalt und Größe. Wir bedauerten ein großes braunes Gefäß von hetruſciſcher Form ſehr, worauf mehrere Menſchenfiguren roth gemahlt waren. Wir machten in der Gegend umher noch einige Verſuche, aber, ohne etwas wichtiges zu finden.

Wir erfuhren in der Folge, daß dieſe ganze Gegend ſchon mehrmals durchgegraben ſey, theils von den Einwohnern der Inſeln, welche alte Schätze zu finden glaubten, theils durch Reiſende, welche die Wißbegierde auf die Inſel geführt hatte. Der Bürger Fauvel, den wir einige Jahre darauf in Athen trafen, hatte auch, auf Befehl des Herrn von Choiſeul, welcher damals Geſandter zu Conſtantinopel war, mehrere Nachſuchungen auf Cimolis angeſtellt, wodurch er einige Münzen und einige Zierathen der Frauenzimmer erlangt hatte.

Außer der Tradition, den Begräbniſſen und Schutthaufen, beweiſen noch mehrere Ueberbleibſel die Lage der alten Stadt aufs deutlichſte: man findet hier an der Küſte Gräben, in die Lava gehauene Canäle und Grotten, wahrſcheinlich um die Fahrzeuge vor Regen und

Sonnenhitze zu ſchützen. Zwey bis dreyhundert Klafter vom Meere ſieht man in Bimsſtein gehauene Höhlen, welche wahrſcheinlich Wohnungen oder Begräbniſſe, in einer unbekannten Epoche, geweſen ſind. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, ähnliche Höhlen zu erwähnen, und unſre Meinung darüber anzuführen.

Die Einwohner dieſer Inſel ſind ſo arm, daß es ihnen oft ſchwer fällt, die 15 bis 1600 Piaſter, jährliche Abgabe, an den Capudan-Pacha zu bezahlen. Die Baumwolle iſt beynahe der einzige Artikel, wodurch ſie Geld erhalten. Die Weiber beſchäftigen ſich das ganze Jahr hindurch, wenn es die Feldarbeiten erlauben, Baumwolle auf dem Spinnrade oder der Spindel zu ſpinnen, oder Strümpfe für die Europäer zu ſtricken. Die Schiffer finden zu jeder Zeit Schweine, Federvieh und Eyer für ihre Fahrzeuge; oft auch Vergnügungen, welche ſie länger im Hafen aufhalten, als es ihre Pflicht und das Intereſſe ihrer Herren erlaubt.

Die Kleidung der Weiber auf dieſer Inſel iſt ſo auffallend, wie faſt auf allen Cycladen. Der Rock reicht nicht bis ans Knie, das Hemde bis unter die Waden, ſo daß man ihre langen Hoſen ſieht, welche am Gürtel und unter dem Knie zugebunden werden. Sie tragen zwey paar Strümpfe, welche ſo ausgeſtopft ſind, daß ſie wie aufgeblaſen ausſehen. Der Buſen wird durch ein Leibchen von Fiſchbein bedeckt: ein Stück Sammet, Atlas oder anderes Seidenzeug mit einer goldnen, ſilbernen oder ausgenäheten Spitze, ziert die Vor-

derſeite, und bey groſſem Staat werden zwey groſſe ge- ſtickte Aermeln an dies Leibchen befeſtigt, und hängen bey- nahe bis auf das Knie herunter *). Die Arme bedecken ſie im Sommer nur mit den Hemds-Aermeln; der Kopf iſt mit einem Tuch umwunden, welches unter dem Kinn herumgeht, und ein gewöhnlich hübſches Geſicht ganz unbedeckt läßt.

Polino, welche gewöhnlich die verbrannte Inſel genannt wird, zeigt dieſelbe Organiſation, als Cimo- lis. Man ſieht überall verwitterten Porphyr, weiſſe oder röthliche Felſen, und Spuren des Vulkans, wel- cher auf dieſe, wie auf die benachbarten Inſeln, ge- wirkt hat. Sie liegt ſüdöſtlich von Cimolis, nordöſt- lich von Milo, iſt klein, wüſt und ganz ohne Waſſer. Ob ſie gleich mit Gras und Gebüſchen bedeckt iſt, ſo wagen die Bewohner von Cimolis nicht, ihre Herden darauf zu weiden, weil ſie glauben, daß die zahlreichen Schlangen ſie bald tödten würden. Deſſen ungeachtet verſicherten ſie, daß man wilde Ziegen, welche ſich ſehr vermehrten, und das Gift der Schlangen nicht fürchte- ten, auf Polino fände.

*) Dieſe Aermel ſind von der übrigen Kleidung ganz abge- ſondert, ſtehen weit von der Schulter ab, und haben die Form eines ſteifen Ueberzuges. Man kann ſich keinen ab- geſchmacktern Anzug denken, um ſo mehr, da dieſe lan- gen, oben ſehr weiten Aermel den Arm verhindern ſich zu biegen.

Es war intereſſant, zu erfahren, ob es wirklich wilde Ziegen auf dieſer Inſel gäbe, und ob die Schlangen ſo gefährlich wären, wie die Einwohner von Cimolis ſie machten. Wir entſchloſſen uns daher, eine Jagdpartbie daſelbſt anzuſtellen, und zwey Griechen, die man uns als ſehr geſchickt empfahl, mitzunehmen. Die Vorſteher ſagten uns im Scherz, daß ſie ein Geſetz hätten, wornach man ohne Erlaubniß nicht auf Polino jagen dürfe, und ihnen die Hälfte der Beute abgeben müſſe. „Wir unterwerfen uns gern dieſem Geſetz“, antworteten wir, „wir wollen bloß die vierfüßigen Thiere behalten, und euch das übrige gern überlaſſen“. Allein dieſes war die Bärenhaut verkauft, ehe wir den Bären hatten.

Bruguiere, welcher die Beſchwerden einer ſolchen Jagd nicht gut aushalten konnte, begnügte ſich, Pflanzen und Landmuſcheln zu ſammeln, während ich die bergigſten Stellen der Inſeln mehreremale durchſtrich. Meine Führer ſuchten, wie Spürhunde, überall umher, erſtiegen alle Felſen, durchkrochen alle Gebüſche, und zeigten einen Eifer, welcher einen beſſern Erfolg verdient hätte. Sie jagten zwar einige der geſuchten Thiere auf, aber ich konnte ſie niemals erreichen, und oft nicht einmal von den Felſen unterſcheiden. Ich ſchoß einigemal mit Kugeln in einer großen Entfernung nach ihnen, ohne ſie indeſſen zu verwunden. Ich glaubte in dieſen angeblichen Ziegen den Mouflon zu

erkennen, welcher bekanntlich auf Creta, Naxos und im ganzen mittägigen Europa häufig iſt.

Unſre Schlangenjagd war glücklicher; ich ſchoß eine mitten entzwey; gegen Abend brachten meine Gefährten eine andre von einer verſchiednen Gattung, welche zur Gattung Boa gehörte. Aber die Viper, welche wir ſuchten, und die ſich mehr oder weniger häufig auf allen Inſeln des Archipelagus aufhält, konnten wir nicht entdecken. Die Boa turcica (griſeo-flaveſcens, cauda breviſſima, ſcutis dorſalibus minimis rotundatis ſubhexagonis) hat einen cylindriſchen Körper von gelbgrauer Farbe, welcher mit vielen ſchwärzlichen, unregelmäßigen Flecken gezeichnet iſt. Der Kopf iſt länglich rund und abgeſtumpft, die Schnautze wird durch eine dreyeckige, breite und kurze Schuppe gebildet; die beyden nächſten Schuppen ſind gleichfalls breit und kurz: die, welche den Leib bedecken, ſind klein, rund, von gleicher Größe, beynahe ſechseckig und ſchließen an einander: die Schuppen des Unterleibs, 172 an der Zahl, ſind kurz und enge. Die Augen ſind klein und tiefliegend: die Zunge geſpalten und die Unterlippe rund. Der Schwanz iſt ſtumpf und ſehr kurz. Die Schwanzſchuppen ſind 22 an der Zahl.

Dieſe Boa hat keine hakenförmigen Zähne, weshalb ſie unter die unſchädlichen gerechnet werden muß.

Neunter Abſchnitt.

Ankunft zu Milo. Beſchreibung dieſer Inſel. Ihr Vulkan, ihre Höhlen und mineraliſchen Quellen. Lage der alten Stadt; zahlreiche Katakomben in der Gegend umher.

Wir reiſten den 16ten Julii mit dem Fahrzeuge von Cimolis ab, welches die Verbindung mit Milo unterhält, und die Leute, welche häufig von der einen Inſel auf die andre wollen, überſetzt. Nach anderthalb Stunden landeten wir bey Apollonia, wo für uns die Mauleſel bereit ſtanden, welche die Vorſteher von Cimolis beſtellt hatten. Die Ueberfahrt beträgt etwa zwey Meilen; obgleich die geringſte Entfernung beyder Inſeln nur eine beträgt.

Die Küſte, an welcher wir landeten, zeigte uns ein hartes gelbliches Erdreich, welches mit drey Gattungen verſteinerter Seeigel, Terebratulithen, und mehrerern andern Arten Muſcheln überſäet war. In der Gegend umher fanden wir Bimsſtein und verſchiedne Laven. Die ausgehauenen Grotten ſind an dieſer Küſte ſehr häufig, und zeigen, daß dieſer Theil der Inſel ehedem bewohnt geweſen ſey; ſie ſind, wie die auf Cimolis, in weichen Bimsſtein gearbeitet.

Wir brauchten über drey Stunden, um auf einem ſchlechten Wege nach der Stadt zu kommen. Alles,

was wir ſahen, war vulkaniſch. Ueberall trafen wir auf mehr oder weniger verwitterte Porphyre, weiße Erde, wie auf Cimolis, und graue ſchwere Laven in großen Stücken. Wir bemerkten an einigen Stellen kleine Eiſenkörner und Adern von Schwerſpath, der mit einer rothen Erde vermiſcht war. Wir kamen über kahle, dürre Hügel, und über einen ziemlich reißenden Bach, wo ungeheure Lavafelſen über unſern Häuptern ſchwebten, die uns jeden Augenblick zu begraben drohten. Endlich kamen wir an eine angenehme Ebne, auf deren Mitte die Stadt lag, welche ehedem eine der erſten des Archipelagus war; aber jetzt nichts als Trümmer zeigt.

Wir erſtaunten, als wir hineintraten, überall verfallne Häuſer, aufgedunſene oder ſchwindſüchtige Menſchen, welche, wie Leichen umher wandelten, zu ſehen; überall bot ſich unſerm Blick das Bild der Zerſtörung und des Todes dar. Höchſtens vierzig Familien, und zwar größtentheils Fremde, ſchleppen ihr unglückliches Leben in ihrer Stadt hin, welche noch vor hundert Jahren 5000 Einwohner zählte.

Tournefort bemerkte im Jahr 1700, daß die Luft in Milo ungeſund ſey, und daß die Einwohner gefährlichen Krankheiten unterworfen wären; aber die Verpeſtung der Luft muß ſeitdem ſehr zugenommen haben; es ſey nun durch die Wirkung der ſtehenden Gewäſſer zwiſchen der Stadt und dem Hafen, oder durch die ſchädlichen Ausdünſtungen, welche der, vom unter

irdiſchen Feuer, erhitzte Boden beſtändig von ſich giebt.

Ob wir gleich nicht zur ungeſundeſten Jahreszeit hierherkamen, ſo benachrichtigte man uns doch von der Gefahr, zwey oder drey Nächte in der Stadt zu ſchlafen, deshalb wir uns noch deſſelbigen Abends nach dem Kloſter der heiligen Marina (agia Marina) begaben, welches nahe bey dem Berge des heiligen Elias liegt.

Wir giengen eine halbe Stunde auf dem Theile der Ebne, welcher zwiſchen der Stadt und dem Meere liegt, kamen bey Sümpfen und einem kleinen Salzwerk vorbey, ſtiegen über die ſteilen Ufer der Südſeite des Hafens, und gelangten zu einer kleinen, ehedem bebaueten Ebne, welche mit Bimsſtein bedeckt war. Darauf kamen wir, indem wir weſtlich fortgiengen, über Lagen weißer vulkaniſcher Erde, und dann über Granit mit glasartigen Spitzen. Der ganze Boden iſt mit kleinen Glaskörnern bedeckt, welche von dieſem Granit abbrechen.

Der Boden war ſo ſteinicht und gleichförmig, daß es ſchwer war, den Weg zu finden, und unſre Mauleſel mußten ſich ſehr anſtrengen, um fortzukommen. Es iſt bewundernswürdig, zu ſehen, wie ſich dieſe Thiere auf den ſchlimmſten Wegen forthelfen, ohne jemals zu ſtolpern. Zuweilen ſteigen ſie auf beynahe ſenkrechte Felſen hinauf mit der größten Geſchwindigkeit, und dann gehen ſie wieder die ſteilſten Abhänge,

zwar nicht ſo ſchnell, doch mit der gröſten Sicherheit herunter. Die einzige Gefahr, die man mit dieſen Thieren hat, kommt nicht ſowohl von ihnen als vielmehr von ihren Führern her. Dieſe haben die Gewohnheit, ſie mit einem Stachel, an ihrem Stock zu ſtechen, und ſie dürfen ſich nur auf einer Seite zeigen, ſo verſucht das erſchrockne Thier, auf die andre auszuweichen. Man mag ſich an einer Stelle befinden, wo man will, ſo ſind die Führer immer ſo unachtſam, die Mauleſel zur Unzeit anzutreiben, und verurſachen, daß ſich dieſe an Abhängen bäumen, und den Reuter in mehr Schrecken, als in Gefahr ſetzen.

Wir giengen queer über die Felſen weg, rechts lag der Hafen, deſſen Gröſſe wir maßen; das Dorf Caſtro oder Siſours lag auf einem hohen, ſpitz zulaufenden Hügel, vor uns, der Berg St. Elias, aber viel weiter gegen Weſten, als er auf Choiſeuls Charte angegeben iſt. Wir kamen noch über eine Lage ſehr harter und ſchwerer ſchwarzgrauer Laven, und von da auf ein ziemlich fruchtbares Land, auf welchem das Kloſter ſtand, wo wir die Nacht zubringen wollten.

Eine Viertelmeile vom Kloſter ſahen wir ſchönen Gips ausgraben, in einer Erdſchicht, welcher mit vulkaniſcher Aſche, Bimsſtein und Puzzolan vermiſcht war. Dieſe Erdſchicht erſtreckte ſich ſehr weit, und hatte an mehrern Orten Löcher, wo man zu verſchiednen Zeiten Gips herausgeholt hatte.

Die Mönche nahmen uns ſehr gut auf, und bewirtheten uns aufs beſte. Wir tranken bey ihnen ſehr gutes Waſſer und vortrefflichen Wein; und, ob ſie gleich das ganze Jahr durch nichts als Käſe, Oliven, Schnecken, Gemüſe und Obſt eſſen, ſo fanden wir doch Federvieh, Eyer und vortrefflichen Honig: ſie ſetzten uns auch Pomeranzen, Aprikoſen, Pflaumen und Weintrauben vor. Man kann bey ihnen vortreffliches Ziegen-Lammfleiſch, auch Hammelfleiſch bekommen. Die Milch iſt ſehr gut, das Wildpret im Ueberfluß, und, was noch mehr werth iſt, die Luft iſt hier ſehr rein und geſund. Die friſche Farbe aller Mönche bewieß deutlich, daß die ſchädlichen Ausdünſtungen der Ebne ſie nicht erreichten.

Den folgenden Tag giengen wir bey Sonnenaufgang mit dem Superior um das Kloſter ſpatzieren; wir ſahen die Ochſen auf die Stoppelfelder zur Weide führen. Eine Herde Schafe wurde auf die benachbarten Berge, und eine große Menge Ziegen in die Wälder getrieben. Die Gerſte und das Korn war lange ſchon abgemähet; ein Theil war ſchon eingefahren und das Uebrige ſollte es in Kurzem werden. Wir durchſtrichen einige Weinberge, Olivengärten, und Baumwollenfelder. Die Trauben fiengen an, ſich zu ſchwärzen, die Oelbäume hiengen voller Früchte, und die Baumwollenſtauden verſprachen eine gute Aerndte.

Sobald wir uns von den Baumwollenfeldern entfernten, fanden wir wieder überall vulcaniſche Pro-

dukte, und faſt dieſelben Gewächſe, welche wir auf den andern Inſeln angetroffen hatten: die ſtachlichte Pimpinelle, Thymian, Quendel, Saturey, Ciſtus, Erdbeere, Myrthen und Maſtixbäume. Wir ſammelten einigen Saamen, und Landmuſcheln, worauf wir nach dem Kloſter zurückkehrten. Der Superior führte uns in den Garten: einige Mönche waren ſeit Tages-Anbruch mit Begießen beſchäftigt, der Garten war groß und gut unterhalten. Ein Theil war mit Orangen, Pomeranzen, Citronen, Feigen und andern Früchten beſetzt; der andre Theil war für die Gärtnerey beſtimmt.

Es war Zeit zu frühſtücken, und abzureiſen. Man trug eine junge Ziege auf, welche mit Fleiſch, kleingehackten Speck, Pinien, Roſinen und Reis gefüllt war. Darauf kam ein Pillau von einer ſehr fetten Henne, Honig, eingemachter Cedrat und Früchte. Man ſetzte uns einen delicaten weiſſen Wein und vortrefflichen Caffee vor. Wir hätten gern einige Monate bey dieſen guten Mönchen zugebracht; hätten wir nicht noch andre Länder durchreiſen müſſen. Wir nahmen Abſchied von ihnen, nachdem wir die Kirche beſehen und etwas in das Becken zum Dank für die liebreiche Aufnahme geſteckt hatten.

Wir brauchten drey Stunden bis zur Stadt, wo wir ſchlafen wollten, um die Thonhöhlen, und den Vulcan von Calamo zu beſehen, welche, wie ich glaube, noch kein Reiſender beſchrieben hat. Wir brachten dieſe

Nacht, ſo wie die folgende, in einem geräumigen Zimmer zu, wo wir von Zeit zu Zeit guten Weineſſig, den wir vom Kloſter mitgebracht hatten, auf glühenden Kohlen verdünſten ließen. Dieſe Vorſicht hat uns immer geſchützt, wenn wir uns in ſumpfigen und ungeſunden Gegenden aufhalten mußten. Wenn wir ſie nicht kurz vor der Rückreiſe in unſer Vaterland verabſäumt hätten, ſo würde der Tod uns vielleicht nicht getrennt haben; ich würde vielleicht nicht meinen Reiſegefährten und beſten Freund beweinen müſſen.

Den 18ten Julius begaben wir uns nach dem Berge Calamo, ſüdweſtlich von der Stadt. Er iſt nicht ſehr hoch, und der Weg iſt nicht ſo uneben, wie der oben beſchriebene. Sobald man die Ebne verläßt, trifft man unbebauetes, vulkaniſches Erdreich mit Bimsſtein vermiſcht, an: es ſcheint erſt vor kurzem verlaſſen zu ſeyn, wie man aus den halbzerſtörten Häuſern, und aus den Höhlen ſchließen kann, die man auf den meiſten Feldern antrifft. Der Weg dauerte anderthalb Stunden. Ehe wir noch den Gipfel erreichten, machte uns der plötzliche Schwefelgeruch eine Oeffnung im Berge kund.

Etwas unter dem Gipfel bemerkt man eine 100 Schritt große Vertiefung, welche mitten in einem ſchweren eiſenhaltigen Lavafelſen entſtanden iſt: ſie iſt platt, und mit einer Salzrinde bedeckt, welche hohl klingt, und in welche man zuweilen bis ans Knie ſinkt. Man ſieht eine Ritze, aus welcher ein übelriechender Dampf hervorſteigt, und, man mag nachgraben wo man will,

ſo findet man die Hitze ſo groß, daß man nicht im Stande iſt, die Hand einen Fuß tief zu halten. Wenn man die Rinde wegnimmt, ſo ſieht man Schwefel, welcher ſich in ſchönen gelben Nadeln ſublimirt hat, der aber ſo zerbrechlich iſt, daß man ihn nicht aufbewahren kann.

Auch aus den Ritzen der benachbarten Felſen ſteigt Dampf; einige Schritte davon trafen wir eine andre Mündung, welche uns weiße harte Erhöhungen bemerken ließ, die der Cimoliſchen Erde gleichkamen, und mehr oder weniger Alaun enthielten. Wir ſahen nahe dabey noch drey andre, welche aus ähnlichen Subſtanzen beſtanden. Bald waren wir ganz von Schlünden umgeben. Wir ſahen neben uns verſchiedne Oeffnungen, aus denen ein ſo erſtickender Schwefeldampf ſtieg, daß wir kaum athmen konnten. Die Hitze des Bodens war ſehr merklich zu fühlen, die Erde tönte bey jedem Schritt, wir verſanken beyde zu gleicher Zeit und hielten uns ſchon für verſchlungen; weder Bediente noch Wegweiſer hatten uns zu folgen gewagt. Wir erkannten unſre Unvorſichtigkeit und entfernten uns ſchnell.

Wir haben ſchwerlich alle Oeffnungen geſehen; aber wir ſind feſt überzeugt, daß der Berg am Gipfel beträchtlich heiß iſt, und daß dieſe Hitze, vorzüglich in der Nähe der Oeffnungen merklich iſt. Eine Merkwürdigkeit, die uns auffiel, war, daß der Gipfel des Berges aus einer Klafterdicken Lage Schiefer beſteht, welche bis jetzt die Wirkung des Feuers noch nicht empfunden hat.

Wir wühlten an mehreren Stellen die Erde auf, und fanden in einer Tiefe von einigen Zollen eine weiße, feuchte und heiße Erde, die ſich nach Willkühr kneten ließ: ſie hat dieſelbe Beſchaffenheit, wie die Cimoliſche Erde, und zeigt ebenſo den Trapp vom Feldſpath abgeſondert. Ihre Beſtandtheile ſind nach Vauquelin,

Kieſelerde	— 0,66
Thonerde	— 0,20.
Eiſenkalk	— 0,01
Kalk —	— 0,04
Salzſaures Natrum	— 0,02
Waſſer	— 0,06

Hiebey iſt 0,01 auf den Verluſt gerechnet.

Wir ſtießen unſre Spatzier-Stöcke überall mit der größten Leichtigkeit in den Boden, ohne irgendwo das geringſte Hinderniß zu finden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Erde durch die Auflöſung des Porphyr-Felſens entſtanden ſey, welche die Hitze und die ſalzigen und ſchweflichten Ausdünſtungen des Berges allmälig verwittert haben.

Etwas tiefer herab ſahen wir verſchiedne Schichten ſchwere eiſenhaltige Laven, Bimsſtein, Ocher, graue ſehr leichte und feine vulkaniſche Aſche, welche uns vermuthen ließ, daß die Auswürfe am Gipfel ſehr alt, und vielleicht noch von der Zeit her ſeyn mögen wo Milo, Cimolis und Polino zu gleicher Zeit an der Wirkung des unterirdiſchen Feuers litten. Die Verwitterung der Lava des Calamo iſt ſchon ſehr weit gediehen, und

eben ſo, wie überall auf der Inſel. Die obern Lagen ſind ſchon gröſstentheils in Erde verwandelt. In den meiſten Lagen hat ſich ſchon Gips gebildet, und die noch feſte Lava iſt ſehr eiſenhaltig, und dem Anſehen nach gar nicht von Eiſenſchlacken verſchieden.

Wir ſpeiſten in Milo zu Mittag, und des Abends beſuchten wir den Ort, wo ſich der Federalaun bildet, der von alten und neuen Schriftſtellern erwähnt iſt; er liegt eine Viertelmeile öſtlich von der Stadt. Man bemerkt von fern groſse Hügel von weiſser Erde, in welche, zu verſchiednen Zeiten, mehrere Oeffnungen gemacht ſind, um den Alaun herauszufördern; aber die meiſten ſind verſchüttet, oder haben ſich ſelbſt verſchloſſen, ſo daſs nur noch eine übrig iſt, in welche man hineingehen kann. Die Grotte, welche Tournefort erwähnt, exiſtirt wahrſcheinlich nicht mehr, weil die Beſchreibung, die er davon macht, nicht auf die paſst, in welche wir geſtiegen ſind. Ihre Oeffnung beträgt zwey Fuſs ins Gevierte, und ſie befindet ſich am Fuſs eines ſteilen Abhangs, auf welchem wir Gipskryſtalle von der Geſtalt welche der Abbé Hauy laminiformis nennt, fanden. Nachdem wir unſre Kleider abgelegt und Fackeln angezündet hatten, rutſchten wir einen ſteilen Weg hinunter, welcher an mehrerern Orten, durch losgeriſsne Erde, unterbrochen war. Die Grotte erweitert ſich bald darauf, und je tiefer man hinein kommt, deſto gröſser wird die Hitze. Wir ſteckten ein Thermometer in die Erde, um den Grad der Hitze zu erfahren, und beobachteten in Eil die Wände der Höhle, um bald her-

ausgehen zu können; denn wir konnten kaum athmen, obgleich unſre Fackeln ſehr hell brannten.

Das Innre ſcheint nichts als weiße weiche Erde zu ſeyn, welche ſehr viel Alaun enthält; die Wände ſind mit einer, mehr oder weniger, dicken Salzkruſte bedeckt. Man ſieht an mehrern Stellen Gipskryſtalle (welche Hauy gypse aciculaire genannt hat) einzeln oder in Gruppen von ſchönen weißen Nadeln, acht bis zehn Linien lang. Man ſieht auch Salzplatten von verſchiedner Geſtalt, welche auf den erſten Anblick wie feine aufgekratzte Baumwolle ausſehen, welche gleichſam an die Wände angeleimt ſcheint. Durch das Vergrößerungsglas entdeckt man ſehr kleine Alaunkryſtalle. Wenn man dieſe Salzrinde ablöſt, ſo zerbricht ſie leicht und zeigt lockre Fäden, welche durch zehn bis funfzehn Linien lange Stiele zuſammenhängen. Dieſes iſt es, was die Alten und Neuern Federalaun nennen. Man findet dergleichen auch in einigen italieniſchen Vulcanen, und, nach Plinius, kam er ehedem aus Egypten.

Man unterſcheidet den Federalaun leicht von den Gipskryſtallen in derſelben Grotte ſo wohl durch das bloße Anſehen, indem ſich erſtere als Nadeln, und letztere als feine Fäden zeigen, als auch durch den Geſchmack: die erſtern ſind geſchmacklos, und die andern haben einen ſtarken Alaungeſchmack.

Wir blieben nur fünf Minuten in der Höhle, und kamen ſchweißtriefend, und nach friſcher Luft uns ſeh-

nend, heraus. Nach einigen Minuten Erholung, holte ich das Thermometer, welches ich in den Boden geſteckt hatte: es ſtand auf 30°.

Die Einwohner ſagten uns, daß die ganze Gegend, öſtlich und ſüdlich von der Stadt, in einer gewiſſen Tiefe heiß ſey; ſie erzählten uns von Höhlen, aus welchen Rauch ſteigt, und andern in denen man eine ſehr ſalzige und ſcharfe Flüſſigkeit findet, welche Tournefort beſchrieben hat. Der Alaun zeigt ſich überall, der Schwefel hingegen nur an einigen Orten.

Den 19ten Julius beſahen wir die öffentlichen Bäder, welche Lutra genannt werden, und an dem Wege von der Stadt zum Hafen liegen. Man kommt durch eine natürliche Grotte und zwey enge, ſteile Wege in einen geräumigen Saal, wo man ein Becken mit heißen Waſſer antrifft, welches ſehr viel Alaun und Seeſalz enthält. Dieſe beyden Salze ſind im ganzen Saal vereinigt und kryſtalliſirt. Ob es gleich hier ſehr heiß iſt, ſo ſchöpften wir doch mit Leichtigkeit Luft, und man könnte vielleicht einige Stunden in dieſer natürlichen Badſtube oder in dem Becken aushalten.

Die Griechen kamen ehedem aus allen Cycladen hierher, um dieſes Waſſer gegen Hautkrankheiten, Flüſſe und Lähmungen zu gebrauchen; die Bäder wurden auch eine lange Zeit von veneriſchen Kranken beſucht. Jetzt ſind ſie faſt ganz verlaſſen, ſeitdem die Bevölkerung der

Inſel abgenommen hat, und beynahe keine Schiffe mehr im Hafen landen.

Hundert Schritt von hier findet man am Meeres-ufer bey dem Orte, wo die Kähne anlegen, eine große heiße Quelle, die an mehrern Orten, und zum Theil ſogar im Meere ſelbſt entſpringt; ſie iſt ſo heiß, daß man die Hand nicht darin leiden kann, und der ſehr ſcharfe Geſchmack beweiſt, daß ſie, ſo wie die vorige, ſtark mit Alaun und Seeſalz geſchwängert ſey.

Als wir dieſe Quellen verließen und uns nordwärts wandten, kamen wir, nach einer halben Stunde Weges, über die Berge an den Eingang von vier ſehr geräumigen Höhlen, welche jetzt den Herden zum Zufluchtsort dienen. Man bemerkt Spuren von einer beträchtlichen Verſchüttung am Eingange, wodurch der Theil, welcher zur Vorhalle diente, ausgefüllt worden iſt. Man ſieht noch Spuren der Treppe, welche hinabführte, und die inneren Wände zeigen viereckige Höhlungen, welche mit Mörtel bekleidet ſind, und zur Aufbewahrung des Waſſers gedient zu haben ſcheinen. Der Felſen iſt grau, vulkaniſch, porös, und ſcheint eine halbe Verglaſung erlitten zu haben. Auf der rechten Seite der erſten Grotte ſieht man eine fünf bis ſechs Fuß hohe, und drey Fuß breite Gallerie, auf welcher man durch mehrere Abtheilungen in das innere Gewölbe herabſteigen kann. Hier findet man rechts und links Kammern von acht bis zehn Fuß ins Gevierte, deren Gebrauch ſchwer zu errathen iſt. Dieſe erſte Gallerie geht nicht

immer gerade aus: bald dreht ſie ſich, bald geht ſie ſchief in die Höhe, und bald verbindet ſie ſich mit andern Gallerien, welche drey oder vier Fuß tiefer laufen; dieſes muß von jedem, welcher dieſen Ort beſucht, genau bemerkt werden; denn man läuft Gefahr, einen ſchweren Fall zu thun, wenn man ohne Vorſicht geht.

Wir durchliefen, mit der Fackel in der Hand, einige Zeit dieſe dunkeln Gänge, als wir plötzlich durch eine gemauerte Wand aufgehalten wurden, welche wahrſcheinlich alle Verbindung mit dem übrigen Gewölbe verhindern ſollte. Wir hatten einen Hammer und ziemlich viel Zeit vonnöthen, um eine Oeffnung darin zu machen; der Weg erhob ſich hinter dieſer Mauer, und brachte uns nach einem großen Saal, welcher mit einem eben ſo großen, durch eine Thür und vier viereckige Oeffnungen, in der Zwiſchenwand zuſammenhing. Dieſe letztern ſind zwey Fuß hoch, wie eine Krippe ausgehöhlt und die Eckſteine durchlöchert, als wenn man die Halfter der Thiere daran befeſtiget hätte, welche hier freſſen ſollten.

Man bemerkt an den Wänden dieſer beyden Zimmer hervorragende Conſolen, welche für die Lampen, die das Zimmer erhellten, beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Man findet auch Niſchen von verſchiedner Größe, welche wahrſcheinlich zur Aufbewahrung eines Geräthes, oder eines andern Dinges zum täglichen Gebrauch benutzt wurden. Wir gingen noch oft hin und wieder, und kamen mit der Ueberzeugung aus dieſem

Gewölbe, daß es Menſchen zur Wohnung gedient haben müſſe, welche vielleicht genöthigt wurden, ſich vor Seeräubern oder Feinden zu verbergen.

Wir fanden in dieſer Höhle keine größere Hitze als in allen den übrigen. Wir ſahen keine Spur von Alaun; überall waren die Wände ſehr trocken und wir athmeten mit der größten Leichtigkeit.

Nachdem wir unſre Führer vergebens nach andern Höhlen, oder merkwürdigen unterirdiſchen Gewölben gefragt hatten, ſetzten wir unſern Weg nach Caſtro fort, welches von den Matroſen aus Provence, gewöhnlich Siſours genannt wird, indem ſie einige Aehnlichkeit mit dem Dorfe gleiches Namens gefunden zu haben glauben.

Wir ſahen einiges bebauetes Land, und ſehr viel zum Ackerbau taugliches, wenn die Bevölkerung größer wäre. Wir kamen bald an den Fuß des Hügels, auf deſſen Gipfel das Dorf erbaut iſt. Der Weg geht hier über Baſaltfelſen, welche glatt und faſt unzugänglich ſind und immer loszubrechen ſcheinen; das Dorf iſt ſchmutzig, die Straßen oder Spalten des Felſens, welche die Abtheilungen machen, ſind mit Schweinen und Unreinigkeiten bedeckt. Man findet nur Ciſternen-Waſſer, und der geringſte Wind ſcheint hier ein Orkan. Aber alle dieſe Nachtheile werden durch reine Luft hinlänglich erſetzt, welche man auf dieſem hohen Spitzberg athmet. Unter den Greiſen, welche wir ſahen, war

einer 102 Jahr alt, und vollkommen geſund; ſeine ro- the Geſichtsfarbe und ſeine ſtarken und geſchmeidigen Glieder zeigten, daß er noch manches Jahr zu leben habe.

Die Weiber dieſes Dorfs beſchäftigen ſich das ganze Jahr hindurch, für ſich und die Europäer baumwollene Strümpfe zu ſtricken: ſie verfertigen auch einige grobe Zeuge für ſich; die Männer bauen das Land oder ſind Matroſen. Ein Dutzend von ihnen ſind Lootſen für den Archipelagus und Syrien, und dienen den europäi- ſchen Kriegsſchiffen, welche dieſe Gegenden befahren.

Von dieſem hohen Orte überſieht man ohne Hin- derniſſe eine weite Strecke des Meers und einige Inſeln gegen Norden; bey heiterm Wetter ſoll man ſogar die Berge von Morea ſehen. Vor ſich hat man den gan- zen öſtlichen Theil von Milo; man unterſcheidet alle Krümmungen des Hafens, und dahinter ſieht man ein Amphitheater von Hügeln und grünen Bergen, unter denen der St. Eliasberg als der höchſte auf der Inſel hervorragt.

Wenn man einige Zeit dieſes erhabne Schauſpiel genoſſen hat, ermattet der Blick, und man wünſcht in die Ebne hinab zu ſteigen, um in der Nähe andre Gegenſtände zu ſehen. Als wir am folgenden Tage bey Sonnenaufgang nach dem Hafen zu gingen, trafen wir, nach einer halben Stunde Weges, ſüdweſtlich von Ca- ſtro auf Ruinen, welche wir für die der alten Haupt-

ſtadt hielten. Sie erſtrecken ſich bis ans Meer nach dem Cap Bombarda hin.

Sie beſtehen aus einigen Mauern um die Stadt, aus Ueberbleibſel von alten Gebäuden, wahrſcheinlich von Tempeln, und endlich aus einer Mauer von auf einander gelegten Steinen, welche feſter halten, als wenn ſie mit Mörtel gemauert wäre. Man hat zu dieſen Mauern feſte und ſchlecht behauene Lavablöcke genommen, deren Winkel aber ſo genau auf einander paſſen, daß das Ganze durch ſeine Einfachheit und Feſtigkeit Staunen erregt.

Mitten in dieſer Mauer liegt ein kleiner Hügel, auf deſſen Gipfel heutiges Tages eine Kirche aus den Ruinen eines Tempels erbauet iſt. Außer den alten Baumaterialien, welche bey dem Bau dieſer Kirche benutzt ſind, ſieht man noch einige ſchöne ganze Säulen von Granit, welche halb in die Erde verſcharrt ſind, und einige kleinere zerbrochene. An mehreren Stellen findet man Spuren alter Wohnungen, Backſteine, Scherben, gewölbte und übertünchte Höhlen, welche wahrſcheinlich zu Ciſternen gedient haben.

Der Platz der alten Stadt, welche die heutigen Griechen Clima nennen, iſt weder von Tournefort noch Choiſeul oder einem andern Reiſenden beſucht worden; nur der Zufall führte uns hieher; ſo wie uns auch die-

ſer, zu den Begräbniſſen, öſtlich von dieſen Ruinen leitete.

Hinter einem tiefen Graben ſtießen wir auf einen Hügel von weißen, leichten, zum Theil verglaſten Stein, welcher dem Bimsſtein ähnlich ſah. Wahrſcheinlich haben hier die Einwohner von Milo zu einer unbekannten Zeit ihren Begräbnißplatz gehabt. Wer die Katakomben um Alexandrien geſehen hat, wird denſelben Geiſt und Geſchmack hier wieder finden. Eine große Menge ähnelt vollkommen den egyptiſchen Katakomben; man ſieht in den Tufſtein gehauene Säulen, gehauene Façaden um die Sarkophage, und ſogar auf dem Mörtel, womit ſie inwendig bekleidet waren, gemahlte Blumenkränze. Aber die von Milo ſind größtentheils kleiner als die egyptiſchen, und wir haben nur eine einzige gefunden, die mehrere Kammern hatte, welche alle mit einem gemeinſchaftlichen Vorzimmer zuſammenhingen.

Je weiter man den Hügel verfolgt, deſto zahlreicher werden die Katakomben; an einigen ſteilen Orten ſind mehrere Reihen über einander, und ſie erſtrecken ſich bis zu dem gegenüber ſtehenden Berg; man muß aber noch etwas weiter, bis auf den Gipfel des Hügels, an einen Ort, Namens Trypiti (von Τρυπα das Loch) gehen, um über ihre Anzahl und Nähe bey einander zu erſtaunen, ſo wie über die gute Benutzung dieſes Orts, welcher nicht im Stande iſt, etwas hervorzubringen.

Man ſteigt acht bis zehn Stufen, durch eine zwey Fuß breite Oeffnung, herunter, und befindet ſich in einer etwa dreyßig Fuß langen, zehn Fuß breiten und neun Fuß hohen Kammer. Jeder dieſer Katakomben enthält in der Regel ſieben Sarkophage, drey auf jeder Seite und einen in der Tiefe; aber dieſe Regel iſt nicht unabänderlich; denn wir haben welche angetroffen, welche nur fünf Särge, zwey auf jeder Seite und einen im Grunde enthielten: andre viel kleinere hatten nur drey, und einige, wie wohl ſehr wenige, acht Särge, wovon zwey am Ende der Kammer ſtanden.

Die Oerter für die Todten beſtanden hier nicht in Oeffnungen, welche in den Wänden der Gallerien hierzu ausgehöhlt ſind, wie zu Alexandrien, ſondern in wahren Sarkophagen von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß Länge, einem Fuß bis 15 Zoll Tiefe, und mit einem Bogen bedeckt; das Ganze war in den Felſen gehauen.

Zwiſchen dieſem Bogen und dem Anfang der Wölbung haben wir griechiſche Buchſtaben geſehen; ſie waren aber ſo verwiſcht, daß wir nicht im Stande waren, ſie zu enträthſeln. Wir zweifeln indeſſen nicht, daß jemand, der geſchickter im Inſchriften leſen iſt, und die nöthige Zeit darauf verwendet, intereſſante Notizen entdecken könne, Namen, die in der Geſchichte bekannt ſind, leſen, und wenigſtens die Zeit beſtimmen werde, in welcher die Griechen auf Milo ihre Todten hieher begruben.

Wir ſahen, daß mehrere Familien auf dieſen Katakomben wohnten: ſie halten ſich in Hütten auf, und bebauen das Erdreich darüber; im Winter füllen ſie dieſe Grüfte mit Regenwaſſer an, womit ſie im Sommer ihre Felder tränken. Wir ſahen einen Ackersmann beſchäftigt, die Treppe einer Katakombe zu zerſtören, um eine Ciſterne daraus zu machen; ein anderer räumte aus derſelben Abſicht die Erde davon hinweg. Ein dritter brachte eine Thür an, die er nach Belieben öffnen und verſchließen konnte. Die Katakomben mochten nun verlaſſen oder in Ciſternen umgeſchaffen ſeyn, alle enthielten die erwähnten Sarkophage.

Man verſicherte daß beym Oeffnen der Begräbniſſe zuweilen irdene Vaſen und andre Geräthe gefunden würden; es war uns indeß unmöglich, das Geringſte anzutreffen. Mehrere, denen wir empfohlen waren, erzählten, daß ſie dergleichen im letzten ruſſiſchen Kriege an die Ruſſen verſchenkt oder verkauft hätten.

Wenn man die ungeheure Menge dieſer Katakomben längs den ziemlich weitläuftigen Ruinen betrachtet, wenn man die feſten Mauern, Säulen, Marmor und Granit-Quadern ſieht, welche offenbar zu Tempeln und prächtigen Gebäuden gehörten, und die günſtige Lage der Stadt, nahe am Hafen, und fern von den gefährlichen Ausdünſtungen der Süd- und Oſtſeite der Inſeln bedenkt, ſo wird man zugeben müſſen, daß dieſer ehedem der Ort war, wo die Hauptſtadt ſtand.

Dieſe Inſel iſt, wie alle des Archipelagus unter die Herrſchaft der Römer und der griechiſchen Kaiſer gekommen. Marco Sanudo vereinigte ſie mit allen Cycladen in das Herzogthum Naxos; ſie ward in der Folge, zu Gunſten Franz Criſpo's davon getrennt, und endlich dem türkiſchen Reiche durch Barbaruſſa unterworfen.

Milo hat etwa 60 Meilen im Umkreiſe; ſein Hafen iſt einer der ſchönſten und größten des Archipelagus, und kann eine zahlreiche Flotte faſſen. Er hat wie der Hafen Nauſſa auf Paros das Unbequeme, daß er gegen Norden liegt, wodurch die Ausfahrt erſchwert wird, indem der Wind in dieſer Gegend während des ganzen Sommers, und oft auch im Winter aus Norden weht. Obgleich der Ankergrund überall gut iſt, ſo bleiben die Schiffe in der ſchlechten Jahreszeit doch lieber hinter dem Vorgebirge, neben welchem die alte Stadt lag. Man ſieht einige Baſalt-Felſen am Eingange des Hafens, woran ſich die Wellen mit Ungeſtüm und einem ſchrecklichen Toſen brechen. Die kleine wüſte Inſel, Namens Antimilo, zeigt ſich einige Meilen nordweſtlich, und ſcheint, wie Milo ſelbſt, vulkaniſch zu ſeyn.

Die ganze Bevölkerung der Inſel beträgt jetzt nicht über 500 Seelen, und dieſe Anzahl würde ſtets abnehmen, wenn nicht jährlich von Morea arme Auswanderer ankämen, welche der Ackerbau nach Milo lockt. Der Capudan Paſcha hat Mühe 2500 Piaſter zu erheben,

Zehnter Abſchnitt.

Rückkehr nach Cimolis. Abreiſe nach Santorin, Beſchreibung dieſer Inſel. Geſtalt des Hafens und der drey Inſeln darin. Fleiß der Einwohner, Producte, Abgaben. Naturgeſchichte. Größe des Hafens und Meerestiefe.

Am Morgen des 21ſten Julius reiſten wir von Caſtro ab, ſehr zufrieden, daß wir auf dieſer Inſel die zur Fortſetzung der Reiſe ſo nöthige Geſundheit erhalten hatten. Wir ſchifften uns bey Apollonia nach Cimolis ein, weil wir lieber dort eine Gelegenheit nach Santorin abwarten wollten. Wir waren ſo glücklich noch deſſelben Abends ein Fahrzeug von Sikinos zu miethen, deſſen Matroſen den Einwohnern von Cimolis bekannt waren, und für deſſen Capitain ſich die Vorſteher verbürgten.

Dieſe Vorſicht muß man auf den griechiſchen Inſeln, und überhaupt in der Levante, wo jeder ohne Patente oder Erlaubniß Schiffahrt treiben kann, nicht verabſäumen. Ein europäiſcher Reiſender würde ſehr unvorſichtig handeln, wenn er ſich Seeleuten anvertraute, für die niemand gutſagte: er könnte leicht Seeräubern oder Böſewichtern in die Hände fallen, die ihn bey der erſten Gelegenheit ausplünderten, und ins Meer würfen. Wir fuhren den 22ſten zu guter Zeit ab, und kamen vor Sonnen-Untergang in den kleinen San Nicolo, an der nördlichen Spitze von Santorin an. Cimolis iſt

von Santorin 15 bis 16 Meilen entfernt. Sobald wir angekommen waren, nahmen wir ein Boot, um nach Phira zum katholiſchen Biſchof zu fahren, an welchen wir Empfehlungsſchreiben von Naxos hatten.

Nichts iſt fürchterlicher, als die Zerſtörung auf der ganzen innern Küſte von Thera, Theraſia und Aſpronisi: und nichts wunderbarer, als die Bildung des Hafens und der drey Inſeln, welche zu bekannten Zeiten aus dem Meersgrunde emporgeſtiegen ſind. Die Küſte von Santorin, welche an einigen Stellen hundert Toiſen hoch iſt, erſcheint wie ein ſcharf abgeſchnittner Berg, welcher aus verſchiednen Schichten vulkaniſcher Materie beſteht. Es iſt ſchwer, einen gangbaren Weg nach Apanomeria und Phira zu finden: an jedem andern Orte würde es unmöglich ſeyn, die ſteile und unzugängliche Küſte zu beſteigen.

Als wir bey Phira ankamen, ſahen wir einige kleine Fahrzeuge, welche mit Ankertauen an die Küſte gebunden waren, und einen beträchtlichen Felſen von roſenfarbnen Pozzolan, in welchen weitläuftige Magazine gehauen waren, um die Weinausfuhr zu erleichtern. Beym Hinaufſteigen bemerkten wir mehrere Lagen grauer und blauer vulcaniſcher Aſche, und Flötze von ſchwärzlichen Bimsſtein, welcher mit Baſaltblöcken vermengt war. Wir entdeckten ferner mehrere Schichten hellrothen Pozzolan, einen Baſalt-Felſen mit Bimsſtein und verſchieden gefärbter vulcaniſcher Aſche; endlich eine dicke Lage weißen Bimsſteins, welche ſich über die

Oberfläche der ganzen Inſel verbreitet, und welche man eben ſo auf Theraſia und Aſpronisſi findet. Wir brauchten beynahe eine halbe Stunde, um vom Meere bis zu dem Dorfe zu gelangen.

Bey Apanomeria ſind die Schichten beynahe dieſelben; nur daß man in der Mitte der Küſte eine beträchtliche Lage von Pozzolan *) bemerkt, welche nach beyden Seiten zu an Dicke abnimmt, und die man, in derſelben Richtung an der Oſtküſte von Theraſia wieder entdeckt.

Der Biſchof, welcher Dalenda hieß, nahm uns mit vieler Artigkeit auf, ließ uns Theil an ſeinem Tiſch nehmen, verſchaffte uns eine bequeme Wohnung, und alles was wir nöthig hatten: und trieb die Gefälligkeit

*) Wir wundern uns, daß der Verf. bey Gelegenheit des Pozzolans nichts von dem Auftrage erwähnt, den er von der Pforte hatte auf den griechiſchen Inſeln dieſe Erdart aufzuſuchen, welche man zur Erbauung eines Baſſins nach dem Muſter von Toulon in dem Hafen von Conſtantinopel erbauen wollte. Die Einwohner von Santorin gaben ſich viele Mühe ihn zu bewegen, dieſes Geheimniß nicht zu verrathen. Aber die Türken haben es dennoch erfahren, und ſeitdem ſind türkiſche Beamten nach der Inſel gekommen, das Graben der Pozzolane, und den Transport derſelben nach der Hauptſtadt zu beſorgen, und die Einwohner leiden jetzt ſehr von mancherley Bedrückungen, die ſie vorher nicht kannten, weil keine Türken unter ihnen wohnten. Sonnini. T. II. S. 340.

ſo weit, daß er uns durch ſeinen Neffen bey unſern verſchiednen Wanderungen durch die Inſel begleiten ließ.

Den Tag nach unſrer Ankunft, durchſtrichen wir den ganzen nördlichen Theil, wir gingen nach Phiro-Stephani und Merivelli: von da nach Scauro, welches auf einem hohen vulcaniſchen Felſen liegt, der ſich ins Meer hinaus erſtreckt. Dies iſt der Sitz des katholiſchen Biſchofs: er bringt hier gewöhnlich den Winter zu, und geht nur in der ſchönen Jahreszeit nach Phira. Scauro war ſtark befeſtigt, und gut bevölkert, ſo lange die Inſel den Herzogen von Naxos gehörte. Die Einwohner verlaſſen es jetzt nach und nach, um ſich in Phira und Phiro-Stephani anzubauen, welche beyden Dörfer wohl bald in eins zuſammenfließen werden. Von hier kamen wir zum kleinen St. Eliasberge, welcher wenig höher als die Ebne von Scauro und Merivelli iſt.

Die Lage von weißem Bimsſtein, welche die ganze Inſel bedeckt, fehlt an dieſer Stelle, und iſt entweder vom Regen abgeſpült, oder der Hügel iſt lange nach der Bildung dieſer Lage ein Vulcan geweſen. In der That bemerkt man an der Spitze des Berges mehrere Oeffnungen, aus welchen er Feuer geſpien hat. Man ſieht überall umher ſchwärzliche Lava, welche wie Hammerſchlag ausſieht, und einen harten, ſchwammigten Stein von ſchöner braunrother Farbe, welcher ſich längs der Küſte bis Scauro befindet.

Am Fuß des Hügels entdeckten wir denſelben Pozzolan, welchen wir den Tag vorher bey Apanomeria geſehen hatten, und da die Höhe dieſelbe iſt, ſo ſchloſſen wir, daß er zu derſelben Schicht gehören müſſe.

Wir unterſuchten die folgenden Tage den mittägigen Theil der Inſel bis zum Vorgebirge Acrotiri zu Waſſer und zu Lande. Die Küſte iſt hier, wie an der Nordſeite überall hoch, nach dem Hafen zu ſcharf abgeſchnitten, und aus mehrern vulcaniſchen Schichten, beynahe wie bey Phira, gebildet. Das Erdreich geht mehr oder weniger abhängig nach der andern Küſte zu, und iſt mehrere Klaftern tief mit zerriebenen Bimsſtein bedeckt, über welchem ſich etwas Dammerde erzeugt hat. Die Berge St. Stephan und St. Elias erheben ſich über die ganze Inſel, und, ob ſie gleich an einigen Stellen dünne mit dem erwähnten Bimsſtein bedeckt ſind, ſo ſieht man doch, daß ſie die Wirkung des Feuers nicht erfahren haben. Sie ſind durchaus kalkig, und beſtehen aus einem ſchlechten weißlichen Marmor.

Was hier von Thera, oder Santorin, geſagt iſt, gilt auch von Theraſia: dieſe iſt, wie die andren, mehrere Klaftern hoch mit Bimsſtein bedeckt. Die Küſte iſt hoch, an der Hafenſeite ſcharf abgeſchnitten, und der Boden nach der entgegengeſetzten Küſte hin abhängig. Aſproniſi, welches ehedem Automate hieß, iſt nicht ſo hoch; ſie iſt aber, wie die beyden übrigen, abgeſchnitten und mehrere Klaftern tief mit Bimsſtein bedeckt, wovon ſie den Namen der weißen Inſel (von

ασπρο weiß und νησι die Inſel) hat, den ſie heutiges Tages führt.

Nachdem wir Thera, Theraſia und Aſpronſſi mit der größten Genauigkeit unterſucht und uns überzeugt hatten, daß dieſe drey Inſeln nur eine ausmachten, welche ein plötzlicher Riß trennte, ſo blieb uns nur zu bemerken übrig, ob die drey Inſeln im Hafen eine ähnliche Bildung hätten. Wir wandten auf dieſe Unterſuchung einen ganzen Tag, und wurden vollkommen befriedigt, indem wir ſahen, daß dieſe Inſeln auch ohne Hülfe der Geſchichte die Epoche ihrer Entſtehung zeigen würden.

Wir ſtiegen von Phira in den kleinen Hafen am Fuße der Küſte herab; hier nahmen wir einen Kahn, und fuhren nach der kleinen Camene, welche die Griechen Micra Calmeni nennen. Man rechnet, daß ſie zwey Meilen vom Hafen entfernt ſey. Sie iſt von Coniſcher Geſtalt, und von der folgenden Inſel nur durch einen ſehr engen Canal getrennt, in welchem zuweilen die Fahrzeuge beylegen.

Man ſieht auf dieſer Inſel nichts als einen Haufen röthlicher oder ſchwärzlicher vulkaniſcher Aſche, welche nach allen Gegenden verſtäubt, und aus dem Crater am Gipfel herausgeworfen iſt. Unter dieſer Aſche ſind Stücken Baſalt, und man bemerkt ſchon einen Anfang von Vegetation: unter andern ſieht man eine kleine Gattung Feigenbäume und einige Gräſer.

Neu⸗Camene (Nea⸗Caimeni) iſt über eine Meile lang, und gewährt in der Nähe einen fürchterlichen Anblick. Die Inſel ſtarrt von ſchwarzen Baſalt⸗Blöcken, welche zerbrochen, umgeſtürzt und unregelmäßig über einander gehäuft ſind. Wir landeten in einem kleinen Meerbuſen, deſſen Waſſer eine grünlich gelbe Farbe hatte; es iſt ganz undurchſichtig, ſo daß man bey einem Fuß Tiefe nicht den Grund entdecken kann. Man ſieht die Farbe des Waſſers ſehr genau von Phira aus, zumal, wenn das Meer ruhig iſt. Dicht am Ufer iſt ein kleiner Pfuhl, deſſen Waſſer noch auffallender, als im Meerbuſen, gefärbt iſt. Da er im Sommer nicht abfließen kann, ſo giebt er einen ſo ſcheußlichen Geruch von ſich, daß uns auf der Stelle übel ward. Wir entfernten uns ſchnell von einem ſo verpeſteten Ort, und verſuchten, in das Innre der Inſel zu dringen; aber unſre Bemühung war vergebens, da es unmöglich war, auf den ſcharfen Baſalt⸗Maſſen zu gehen, ohne ſich die Füße zu zerſchneiden, und die Glieder bey jedem Schritt zu zerbrechen. Oeſtlich von dieſem Sumpf iſt ein kegelförmiger Berg, auf dem man noch die verſchiednen Crater erblickt, aus welchen bey der Bildung der Inſel Feuer ſtrömte. Er iſt mit vulkaniſcher Aſche von verſchiednen Farben, mit verwitterten Baſalt und Bimsſtein bedeckt, auf welchen die Vegetation eben anfängt. Der übrige Theil der Inſel iſt flacher und zeigt weder Erde, noch Aſche, noch irgend ein Gewächs.

Obgleich das Waſſer im Meerbuſen und in dem Sumpf wahrſcheinlich ſeine Farbe von Ausdünſtungen

uns dem Boden hat, und dieſer Ort gewiß ein vulkaniſcher Herd iſt, welcher vielleicht bald einen neuen Ausbruch bereitet, ſo ſchien uns doch das Waſſer nicht warm zu ſeyn. Wir konnten indeß nur, nach dem Gefühl, durch die Hand urtheilen, da wir die Thermometer zu Thira gelaſſen hatten. Wir haben auf der Oſtküſte von Hiera ähnliche Löcher gefunden, in denen das Waſſer ſchwach gefärbt war, und an den Ufern dieſer drey Inſeln ſieht man faſt überall eine eiſenfarbige Materie, welche ſich anſetzt, und die Steine ſchön dunkelroth färbt.

Die Inſel Hiera oder Alt-Camene iſt über eine Meile lang; ſie ſcheint ſo wie die beyden vorigen nichts als eine Maſſe von vulkaniſchen Materien, und vorzüglich Baſaltfelſen, ohne regelmäßige Schichten zu ſeyn. Sie iſt mit etwas Erde, Bimsſtein und vulcaniſcher Aſche bedeckt, welche ſeit langer Zeit Pflanzen aufkeimen läßt. Dieſe Inſel iſt wüſt und unbebaut: nur in der ſchönen Jahreszeit ſchickt man Eſel und Mauleſel darauf zur Weide. Wir glauben, daß hier der Weinſtock und Oehlbaum gut gedeihen würden, und daß mehrere Familien von des Landes Producten leben könnten. In dem ſüdöſtlichen Theil der Inſel iſt noch keine Spur von Gewächſen; dieſer iſt niedriger als die übrige Inſel und augenſcheinlich ſpäter entſtanden. Es ſind nur Baſalt-Stücke, auf welchen ſich noch keine Erdſchicht gebildet hat, und auch lange noch nicht bilden wird; wenn nicht ein neuer Ausbruch dieſe Felſen mit vulcaniſcher Aſche bedecken ſolte.

Man bemerkt auf Hiera beträchtliche Spalten, welche ſich beynahe von einem Ende der Inſel zum andern erſtrecken; ſie ſind ohne Zweifel durch die häufigen Erdbeben verurſacht worden. Wir müſſen jetzt von der Bildung der drey vulkaniſchen Inſeln im Hafen ſprechen, deren Epoche ſowohl von ältern als neuern Schriftſtellern angegeben iſt.

Tournefort hat nicht genau bemerkt, daß Theraſia und Aspronisi einen Theil der großen Inſel ausgemacht haben müſſen, und daß Alt- und Neu-Camene, welche ſchon zu ſeiner Zeit da waren, auf dem erſten Blick ihre ſpätere Bildung zeigen.

Theraſia, auf welches Ptolemäus eine Stadt ſetzt, und welches ſich, wie Plinius mit Recht vermuthet, von Thera losgeriſſen hat, kann nicht für Apronisi, oder dieſe für jene genommen werden, wie Tournefort glaubt. Apronisi iſt nicht beträchtlich genug, daß nur das geringſte Dorf darauf ſtehen könnte; indeß Theraſia groß und fruchtbar genug iſt, um von jeher eine Stadt zu haben, ſo wie auch noch jetzt eine darauf liegt. Tournefort ſetzt hinzu, daß Theraſia damals Hiera geheißen habe. Die Lage von Hiera zwiſchen Thera und Theraſia, wie ſie die Schriftſteller beſtimmen, beweiſt, daß Tournefort ſich geirrt hat. Die Einwohner von Santorin, welche in dieſem Punkte auch eine Autorität ſind, nennen die Inſeln noch jetzt ſo, Theraſia, Aspronisi und Palaia-Caimeni.

Die heilige Inſel (hiera) ward den Höllengöttern geweiht, weil man ſie feurig aus dem Meeresgrunde hatte empor ſteigen ſehen. Plinius ſagt, daß dieſes dreyßig Jahre nachher geſchehen ſey, als ſich Thera von Theraſſa getrennt hatte; Choiſeul meint aber nach dem Pater Hardouin, daß es erſt vierzig Jahr nachher geſchehen ſey.

Der Jeſuite Philipp Brlet führt an, daß im Jahr 47 nach Chriſti Geburt ſich eine kleine Inſel bey Thera plötzlich aus dem Meeresgrunde hervorgehoben habe.

Nach Juſtin entſtand bey dem Erdbeben im Jahr 196 vor Chriſt. eine Inſel zwiſchen Thera und Theraſſa, welche man die heilige nannte und dem Pluto weihte.

Dio Caſſius erwähnt die Erſcheinung einer kleinen Inſel bey Thera unter der Regierung des Claudius. Syncellus führt das Jahr 64 nach Chriſt. an, und ſetzt ſie zwiſchen Thera und Theraſſa; aber es ſcheint, daß einige Zeit darauf eine andre Inſel, Namens Thia, hervorſtieg, welche wieder verſchwunden iſt, oder ſich mit Hiera vereinigte. Dieſe wird auch vom Plinius, Theophanes und Briet erwähnt.

Es geſchah bis zum Jahr 1427 nichts weiter, als plötzlich ein neuer Ausbruch den ſchon erwähnten südöſtlichen Theil von Hiera hervorbrachte, wie einige la-

teiniſche Verſe auf einem Marmor zu Scauro bey der Jeſuiter-Kirche bezeugen.

Im Jahr 1573 entſtand, während einer neuen Explosion, Klein-Camene, ſo wie es noch heute zu ſehen iſt. Der Pater Richard, ein Jeſuit, verſichert, daß zu ſeiner Zeit noch mehrere alte Leute auf Santorin lebten, welche dieſe Inſel mitten aus dem Meer hervorkommen ſahen, und ſie deshalb Mikra-Caimeni, die kleine verbrannte Inſel, nannten.

Als Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Santorin war, exiſtirte Neu-Camene noch nicht: es entſtand erſt einige Jahre darauf von 1707 bis 1711, wo es bey verſchiednen Erdbeben nach und nach in die Höhe ſtieg. Vor jedem Zuwachs dieſer Inſel ging ein fürchterliches Getöſe voraus, und ein weißer, dicker, ſtinkender Rauch folgte. Ein Regen von Baſalt-Stücken, Bimsſtein und Aſche machte den Beſchluß. Die genauern Umſtände ſind weitläuftig in damaligen Zeitſchriften und einer lateiniſchen Abhandlung, die ein Jeſuit an Ort und Stelle entwarf, beſchrieben *).

*) Da Herr O. dieſe merkwürdige Naturbegebenheit nur kurz berührt, auch nicht beſtimmt angegeben hat, wo man darüber ausführliche Nachricht finden kann, ſo verweiſen wir unſere Leſer auf den ebenfalls deutſch vorhandenen Sonnini. (Th. II. S. 313 — 337.) Er hat hier aus den levantiſchen Miſſions-Relationen ein ausführliches Tagebuch über dieſe Revolution eingeſchaltet, welche für Santorin eben-

Wenn man die beträchtlichen Veränderungen von Santorin durch die Vulkane genau bemerkt, ſo wird man 4 Hauptepochen unterſcheiden. Bey der erſten war die Inſel durch den St. Stephan's- und Eliasberg begrenzt; bis nach Pirgos und Meſſaria, den einzigen Orten, welche nicht vulkaniſch ſind. Bey der zweyten Epoche bildete ſich der übrige Theil der Inſel bis Terraſia und Aſproniſi, der Hafen exiſtirte noch nicht, und die Inſel war noch einmal ſo groß, von länglich runder Geſtalt: der Boden erhob ſich, und bildete in der Mitte eine Wölbung, welche an einem Ende durch die erwähnten Berge begrenzt ward.

Bey der dritten Epoche verſank plötzlich der mittlere Theil der Inſel und der Hafen entſtand. Die vierte und letzte begreift die Bildung der drey Inſeln, welche nach und nach aus dem Meere hervor ſtiegen. Vielleicht entſtehen einſt noch mehrere, oder alle dieſe Inſeln vereinigen ſich mit einander, und der ganze Hafen wird ausgefüllt. Man kann nicht alle Veränderungen vorher ſehen, welche möglich ſind, ſo lange der Vulkan auf Santorin fortdauert.

Ich habe geſagt, daß bey der einen Epoche die Inſel kleiner, als in der Folge geweſen ſey. In der That, wenn man bedenkt, daß die drey Inſeln, welche den

falls ſchädlich ward, weil der brennende Rauch in einer Nacht die beynahe reifen Trauben der beſten Weinberge verbrannte.

Hafen bilden, ganz aus vulkaniſcher Materie beſtehen, und genau dieſelben Schichten haben, ſo muß man glauben, daß alle dieſe Maſſen eine einzige, faſt ganz runde Inſel, ausgemacht haben. Betrachtet man darauf den ſcharfen Abſchnitt der Küſte rund um den Hafen herum, ſo wird es klar, daß in der Folge ein plötzlicher Einſturz einen großen Theil der Inſel vernichtet hat.

Indem dieſer Einſturz die zirkelförmige Oeffnung rund um den Hafen bildete, formte er zugleich aus einer Inſel drey, deren alte Namen, Thera, Theraſia und Automate ſind. Selbſt, wenn uns die alten Schriftſteller nicht die Zeit von Hiera's Entſtehung hinterlaſſen hätten; wenn wir auch nicht die Erſcheinung von Klein- und Neu-Camene genau wüßten, ſo würde uns der bloße Anblick ſchon zeigen, daß dieſe drey Inſeln lange nicht ſo alt, als die drey vorigen, ſeyn könnten; denn ſie haben nicht allein ganz andere Beſtandtheile, ſondern ſie ſind auch nicht mit der dicken Lage von weißen Bimsſtein, wie jene, bedeckt. Dieſe Lage iſt augenſcheinlich älter als Hiera und ſelbſt als der Hafen, da man ſie weder auf dieſer Inſel, noch auf den hervorragenden Stellen der Küſte antrifft.

Santorin erhielt, nach Plinius, bey ihrer Entſtehung den Namen Kalliſtos oder der ſchönen Inſel: ſie hieß nachher nach einem ihrer Könige Thera: ihr heutiger Name iſt aus ſancta Irene, welcher Heiligen ſie unter den griechiſchen Kaiſern geweiht ward, entſtanden.

Wenn man Santorin, nach dem, was es jezt iſt, beurtheilt, ſo muß es bey ſeiner zweyten Epoche eine der ſchönſten und fruchtbarſten Inſeln des Archipelagus geweſen ſeyn. Die runde Geſtalt, ein durchaus zum Ackerbau taugliches Erdreich, welches ſich vom Meere allmählig erhebt, und die Berge St. Stephan und St. Elias, welche vielleicht ehedem mit Waldungen bedeckt waren, trugen dazu bey, dieſe Inſel zu einer der angenehmſten zu machen. Denn, wenn die Berge mit Bäumen bedeckt waren, ſo lieferten ſie Holz und hatten auch wohl eine ergiebige Quelle, da das Erdreich, ehe es vom Regen abgeſpühlt wurde, das Waſſer in ſich zog, und die kleine Quelle, an der Seite von Meſſaria, war vermuthlich viel anſehnlicher, als jezt, da der Berg ganz kahl iſt.

Die andern Inſeln haben einen ſehr unebnen Boden; es ſind nichts als nackte ſteinigte Berge, und außer einigen kleinen Ebnen und Hügeln, gänzlich unbebaut. Ihr Anblick iſt viel unangenehmer, als der von Santorin; und ob dieſe Inſel gleich keinen guten Hafen und nur Ciſternen-Waſſer hat: ſo iſt ſie doch die reichſte und bevölkerteſte von allen kleinern Inſeln des Archipelagus.

Man lieſt in Briets Annalen der Welt, daß Theras, der Sohn des Anteſionus und Enkel des Polynices, dreyßig Jahr vor der Joniſchen Auswanderung eine Myniſche Colonie nach Kalliſtos verſetzte. Die Mynier waren von den Argonauten entſprungen, welche dem

Jaſon nach Colchis gefolgt waren, und ſich auf ihrer Rückkehr in Lemnos feſtgeſetzt hatten. Ihre Nachkommen wurden von hier durch die Pelasgier vertrieben, und flohen nach Sparta, wo man ſie aufnahm. Man gab ihnen ſogar Ländereyen, und verheirathete ſie mit den Töchtern des Landes; als aber die unruhigen Fremdlinge überführt wurden, daß ſie nach der Oberherrſchaft ſtrebten, ergriff man ſie und verurtheilte ſie zum Tode. Die Zärtlichkeit gab ihren Weibern eine Liſt ein, welche gelang. Nachdem dieſe Erlaubniß erhalten hatten, ihre Männer noch einmal zu ſehen, tauſchten ſie die Kleider mit ihnen, und die Männer gingen des Nachts aus dem Gefängniß und flohen auf den Berg Taygetes. Nun verlangte Theras ſie, und ließ ſie nach Kalliſtos bringen, welches ſeitdem Thera genannt ward. Auf dieſe Art wußte dieſer weiſe Mann Rebellen und Räuber, die den Tod verdient hatten, zu nutzen.

Man ſagt, daß die Einwohner von Thera weder die Kinder unter ſieben Jahr, noch die Erwachſenen über 50 Jahr bey ihrem Tode beweinten; die erſtern, weil ſie noch nicht gelebt hatten, und die andern, weil ſie unnütz geworden wären. Dieſer barbariſche Gebrauch konnte nur bey einem abgeſonderten kleinen Volk entſtehen, wo alles Verdienſt eines Mannes darin beſtand, Kinder zu zeugen, und mit ſeinem Arm das Vaterland zu vertheidigen. Wenn es aber darauf ankommt, eine wilde und ſtolze Jugend zu leiten, mit ſichrer Hand das Ruder eines groſſen und beunruhigten Staats zu führen, oder die Zukunft aus Vergangenheit

und Gegenwart zu leſen; wird man dann noch ſagen, daß der Menſch mit funfzig Jahren genug gelebt habe, und daß ihm nichts übrig bleibe, als ein unnützes Leben zu verlaſſen? Nein! Dieſem Alter iſt es ohne Zweifel mehr als jedem überlaſſen, dem Vaterlande mit ſeinem Kopfe zu dienen, da es dieſes nicht mehr mit ſeinem Arme vermag.

Doch, wir wollen die fabelhaften Erdichtungen übergehen, und auf dem St. Stephansberge die Ruinen einer alten Stadt betrachten, und aus ihrem Anblick ſchließen, wie volkreich Thera unter den römiſchen Kaiſern war.

Hinter Meſſaria trafen wir in der Mauer die marmorne Bildſäule einer Frauensperſon an, welcher Kopf, Arme und Füße fehlten. Ohngeachtet dieſes zerſtümmelten Zuſtandes ſchien uns dieſe Statue von ſehr ſchöner Form. Am Fuß des Berges ſtiegen wir von unſern Mauleſeln, und ſchlugen einen ſehr ſteilen Weg ein, welchen der hie und da zerſtreute Bimsſtein noch ſchwieriger machte.

Ohngefähr in der Mitte des Berges iſt eine kleine Quelle mit ſehr gutem Waſſer, welche dazu gebraucht wird, einige Schafe und Ziegen, die in dieſer Gegend weiden, zu tränken. Vom Gipfel wendeten wir uns links, und ließen den St. Eliasberg, welcher weit höher iſt, rechts liegen.

Hier fielen uns die Sarkophagen, welche in einen Kalkfelſen gehauen waren, auf; als wir näher hintraten, fanden wir die Ueberbleibſel von Stadtmauern, Spuren von Häuſern, und einige, ziemlich gut erhaltene, Ciſternen. Wir kamen bald zur neuen Kirche, welche dem heiligen Stephan geweiht, und wahrſcheinlich auf den Ruinen eines Tempels der Minerva oder des Neptuns erbauet iſt. Weiterhin erblickt man die Trümmer eines andern Tempels; ſehr dicke Mauern, und Säulenſtücke von grauem Marmor, die theils offen daliegen, theils feſt verſchüttet ſind. Am Ende der Stadt findet man ein ziemlich großes Sechseck, auf dem wahrſcheinlich ehedem eine Bildſäule ſtand; vielleicht war es die des Marcus Aurelius oder Antoninus, welchen die Einwohner von Thera Ehrenſäulen errichteten. Zur Seite dieſes Sechsecks liegt ein kleineres, verlaßnes, neueres Gebäude, auf den Ruinen eines ziemlich großen antiken Tempels errichtet. Am Fuße einer Mauer bemerkten wir einen marmornen Sarkophag, an deſſen Seiten Laubwerk erhaben ausgehauen war: an den beyden Enden waren zwey ſehr unkenntlich gewordene Satyre.

Die Ruſſen haben Inſchriften, Bildſäulen und intereſſante Basreliefs weggenommen und mehrere Säulen deshalb zerbrochen. Der Bürger Fauvel hatte auch, einige Zeit vor unſrer Ankunft, auf Befehl des Grafen Choiſeul nachgraben laſſen, wodurch er einige Stücke welche den Ruſſen entgangen waren, erhalten hat. Wir fanden auch einige Inſchriften, welche frühere

Reiſende nicht geſehen, oder nicht bekannt gemacht haben: ſie ſind von Lazarus Albi, einem Prieſter, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeiner Kenntniſſe, und dem tiefen Studium der griechiſchen Sprache bekannt iſt, aufs genaueſte copirt worden.

Die Stadt war von mittlerer Gröſſe, mehr lang als breit; die Mauern waren ſehr ſtark, und vertheidigten ſie ſo wohl als ihre Lage auf dieſem ſteilen Berge.

Man kann von hier nach allen Himmelsgegenden ſehen, ausgenommen nach der Seite des St. Eliasberges, welcher weit höher iſt. Bey heiterm Wetter ſieht man den Gipfel des Berges Ida auf Creta, und ſehr deutlich Anaphe, Aſtipalaea, Jos, Naxos und die mehreſten Cycladen; die Ebne, welche man ſüdweſtlich am Fuße des Berges ſieht, iſt der fruchtbarſte und ſchönſte Theil der Inſel. Die Schiffe ankern zuweilen in der Bucht vor dieſer Ebne: der Ankergrund iſt Sand und Kies.

Santorin iſt im Verhältniß ſeiner Gröſſe, die reichſte und bevölkerteſte Inſel des Archipelagus. Man zählt fünf Hauptdörfer, wovon jedes einen Vorſteher hat: Apanomeria, Scauro, Pirgos, Emborio, und Acrotiri. Die Vorſteher, welche Epitropi heiſſen, verwalten die Polizey ihres Diſtricts, beſorgen die Verſammlung der vornehmſten Einwohner bey allgemeinen Angelegenheiten, die Eincaſſirung der Abgaben u. ſ. w. Sie wer-

den jährlich in einer allgemeinen Volksverſammlung ernannt. Außer dieſen fünf Hauptdörfern zählt man noch mehrere kleine, als Merevelli, Burvulo, Condochori, Phiro-ſtephani, Phira, Meſſaria, Megalo-chorio, Gonia, Votona und Carterado; die Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen, welche faſt alle griechiſcher Religion ſind.

Die Anzahl der Katholiken hat ſeit Tourneforts Zeiten abgenommen; da ſie zu ſeiner Zeit ein Drittel, und jetzt kaum ein Sechſtel ausmachen. Es giebt zwey Biſchöfe, einen lateiniſchen, welcher den Winter in Scauro, und den Sommer in Phira zubringt, und einen griechiſchen, welcher zu Pirgos reſidirt. Es gab ehedem Jeſuiten, welche jetzt durch barmherzige Brüder erſetzt ſind: beyde beſchäftigen ſich ſeit langer Zeit mit der Erziehung der Jugend. Man findet überdem zwey Mönchsklöſter, ein lateiniſches und ein griechiſches: das lateiniſche iſt von der Regel des heiligen Dominicus und das griechiſche von der des heiligen Baſilius. Die Griechiſchen Prieſter ſind hier eben ſo zahlreich, wie im ganzen Archipelagus und beynahe eben ſo arm.

Die Einwohner von Santorin ſind ſehr arbeitſam und mäßig, und gelten mit Recht für geſitteter und rechtſchaffner als die von Naxos; ſie ſind auch weit betriebſamer und fleißiger, den Bau des Weins und der Baumwolle treiben ſie mit unglaublicher Thätigkeit. Die Weiber verfertigen Zeuge von verſchiedner Güte, ſtricken auch Mützen und Strümpfe, die ſie an Fremde

verkaufen, oder nach Rußland, und einigen italieniſchen Städten ſchicken; die feinſten und beſten Tücher werden von Mönchen verfertigt. Dieſer Handelsartikel iſt für die geringe Volkszahl der Inſel ziemlich beträchtlich, und da die inländiſche Baumwolle nicht hinreicht: ſo wird ſie von den übrigen Inſeln und vorzüglich von Scala-nova, in dem Meerbuſen von Epheſus eingeführt.

Der Wein verſchafft den Einwohnern den größten Ertrag, und der berühmteſte iſt der ſogenannte Vino-ſanto. Es iſt ein ſüßer Liqueur-Wein, und im erſten Jahre von mittelmäßiger Beſchaffenheit; mit den Jahren aber wird er gut, und beſſer als der vortrefflichſte Cyperwein; die Einwohner verkaufen ihn zu drey oder vier Para's die Oke, und er geht faſt alle nach Rußland. Er wird aus ſehr weißen, ganz reifen Trauben verfertigt, die man auf den Terraſſen der Häuſer acht Tage lang den Sonnenſtrahlen ausſetzt; hierauf wird er ausgepreßt, und der Moſt auf Tonnen gefüllt, die man nach beendigter Gährung ſorgfältig verſtopft.

Der gewöhnliche Wein iſt ſelten gut: er iſt meiſtens ſüß, und wird leicht ſauer. Man verfertigt ihn, ohne Unterſchied, von weißen und ſchwarzen Trauben, die man bey der Weinleſe aufhäuft, und ſogleich auspreßt, um den Moſt auf Tonnen zu füllen. Da die Trauben zu reif und zu ſüß ſind, ſo ſetzt man zur Beförderung der Gährung, wie auf allen Inſeln, ein Viertel oder auch ein Drittel Waſſer hinzu; man läßt den Wein ohngefähr einen

Monat gähren, und verwahrt die Tonnen ſehr ſorgfältig. Auf die Treſtern in den Keltern gieſst man eine ziemliche Menge Waſſers, und läſst ſie damit acht bis zehn Tage gähren, dann preſst man die Ueberbleibſel noch einmal aus, und läſst den Wein ab. Dieſer Wein, welcher weit ſchlechter iſt, dient zum Gebrauch der Einwohner; und die Oke wird für ein oder zwey Para's verkauft.

Die Keller ſind geräumig und reinlich: ſie ſind in die Bimsſteinlage, welche die ganze Inſel bedeckt, gegraben, und ihre Decke iſt gewölbt. Einige reiche Privatperſonen laſſen die Kellerwände mit Kitt bewerfen; es ſcheint aber unnöthig zu ſeyn. Obgleich die Materie weich und zerreiblich iſt, ſo iſt doch das Gewölbe ſehr feſt, und nur ſelten bröckelt ſich etwas los. Die Tonnen liegen in zwey Reihen übereinander; am Eingange des Kellers iſt eine groſse viereckigte gemauerte Kelter, welche inwendig mit einem Kitt beworfen iſt, der aus Kalk und durchgeſiebten Bimsſtein beſteht.

Die Menge Weins, welche jährlich von Santorin ausgeführt wird, iſt ſehr beträchtlich; man ſchätzt ſie bey einer gewöhnlichen Erndte auf 1,000,000 Oken. Es wird auch etwas Liqueur ausgeführt. Die Einwohner, welche kein Quellwaſſer haben, kennen faſt kein anderes Getränk, als ihren dünnen Wein. Sie trinken ihn, wenn er auch ſauer geworden iſt, und ſein Geſchmack iſt auch alsdann nicht übel. Wir haben ihn

gern und ohne Nachtheil, während der groſſen Hitze, die wir auf der Inſel ertragen mußten, getrunken.

Obgleich der Boden von Santorin ſehr dürr und unfruchtbar iſt; ſo kommt doch der Wein und die Baumwolle ſehr gut fort; die Oberfläche beſteht aus einer Miſchung von Bimsſtein, Baſalt und Dammerde, welche aus dem Dünger und verfaulten Gewächſen entſtanden iſt. Die Baumwolle von Santorin ſcheint von der auf den andern Inſeln verſchieden zu ſeyn; man beſchneidet ſie jährlich bis zur Wurzel, die Erndte dauert von der Mitte des Septembers bis zum November. Man pflanzt die Weinſtöcke zwey bis drey Fuß von einander, und läßt ſie zehn bis zwölf Jahr wachſen, ohne ſie zu beſchneiden; wenn ſie groß genug ſind, beſchneidet man ſie jährlich, läßt aber mehr Sproſſen, als man im mittäglichen Frankreich zu thun pflegt, ſtehen. Man ſtützt den Weinſtock, damit er nicht auf der Erde kriechen möge, und hält die Zweige durch Reben zuſammen, welche man um ſie wickelt. In der Mitte des Auguſtes ſind die Trauben gereift, und können geleſen werden.

Die ſo gepflanzten und beſchnittnen Stöcke dauern nicht ſo lange, als die unſrigen; aber ſie geben doppelt und dreyfach Trauben. Dieſe Bemerkung ſollte die Winzer bewegen, in den warmen Gegenden, oder ſolchen Orten, wo das Erdreich ſo tief und leicht, als auf Santorin, iſt, Verſuche anzuſtellen.

Uebrigens wird auf der Inſel nichts von Belang gebauet. Zum Getreide iſt der Boden nicht gut genug, und man erndtet bloß etwas Gerſte und einige Gemüſe; Fruchtbäume ſind ſelten, und von ihnen trifft man faſt nichts, als Feigen und Mandel-Bäume an. Das Vieh beſteht in Hammeln, Ziegen und Schweinen. Man bedient ſich der Maulthiere und Eſel zum Transport, aber nur ſelten der Ochſen zum Pflügen. Auf Santorin hat man keine andern Brennmaterialien, als Holz und Kohlen, die von der aſiatiſchen Küſte eingeführt werden, oder Maſtix-Bäume, welche man auf Hiera und den benachbarten Inſeln fällt.

Santorin bezahlt etwa 55,000 Piaſter Abgabe an Grundſteuer, Kopfſteuer, zwey Paras für jede Oke Wein, und an den gewöhnlichen Geſchenken, welche jährlich bey der Ankunft des Capudan Paſcha entrichtet werden. Die Abgabe von den Aeckern ſoll eigentlich nur ein Zehntel des Ertrags ausmachen, wie bey Eroberung der Inſel feſtgeſetzt wurde; aber der Waiwode, welcher dieſe Steuer von der Pforte gepachtet hat, hat ſeit langer Zeit ein Fünftel eingefordert, ohne daß die Einwohner ihre gerechten Klagen hätten anbringen können.

Die Dörfer am Ufer des Hafens haben ein ſonderbares Anſehn; die Häuſer ſind halb in Bimsſtein gehauen, und halb ragen ſie hervor: und nach der Lage des Bodes ſind ſie manchmal über einander gebaut; der Theil, welcher hervorragt, iſt mit einer Miſchung von Kalk und Bimsſtein überzogen: ſo ſind Ampanomeria,

Stauro, Merevelli, Viro-Stephani und Vira. Die ärmern Dörfer im Innern, als Vurvulo, Condo-Chori, und Meſſaria, welche am Abhange liegen, ſind nur Höhlen, welche in den Bimsſtein gehauen ſind. Nur ein kleiner Theil der Vorderſeite jedes Hauſes iſt, um die Thüre darin anzubringen, gemauert. Pirgos iſt das größte, reichſte, und am beſten gebaut; man athmet daſelbſt eine reine Luft und hat eine angenehme Ausſicht. Faſt jedes Haus hat auf Santorin eine Ciſterne, welche die Einwohner während der Regenzeit ſorgfältig füllen, da ſie kein andres Trinkwaſſer für ſich und ihr Vieh haben.

Rebhühner und Haſen, welche auf den meiſten Inſeln des Archipelagus ſo häufig ſind, giebt es auf Santorin ſehr wenige; Kaninchen, welche wir auf Tenedos, Miconi, Delos, Paros, Lero und andern Inſeln antrafen, giebt es hier gar nicht; aber dafür iſt die Wachtel von der Mitte des Septembers an, deſto häufiger. Die Einwohner fangen ſie vermittelſt eines Netzes, welches an einem Reif, von drey bis vier Fuß im Durchmeſſer, befeſtigt iſt, der an dem Ende eines, ſieben bis acht Fuß langen, Stocks feſtſitzt. Der Jäger wirft ſein Netz auf einen Weinſtock oder eine Baumwollenſtaude, wo er eine Wachtel vermuthet, und gewöhnlich fängt er eine. Wir ſahen auf dieſe Art, in weniger als einer Viertelſtunde, mehrere fangen.

Da man nicht alle Wachteln zu verzehren im Stande iſt, ſo pflegt man ſie gelinde zu kochen und den ganzen

Winter hindurch in Weineſſig oder Vino ſ Santo auf-zubewahren. Dies iſt ein ſehr leckeres Gericht, und beſſer als die, eben ſo eingemachten Feigenſchnepfen von Cypern.

Wir trafen in derſelben Jahreszeit die Alpen-Krähe hier an; man ſagte uns, daß ſie durchzöge und von den Bergen in Kleinaſien käme.

Der Hafen von Santorin iſt etwa, von Norden nach Süden gerechnet, ſieben Meilen lang und ſechs breit, von dem kleinen Hafen Phira bis zur Inſel Aſproniſi. Er würde einer der beſten Häfen des Archipelagus ſeyn, wenn die Schiffe Anker werfen könnten; allein das Senkbley giebt 250 bis 300 Klaftern Tiefe an. Einen Steinwurf vom Lande beträgt die Tiefe 60 bis 80 Klaftern. Die Kähne landen bey San-Nicolo, und die Schiffe werden mit Landankern befeſtigt, wenn ſie Wein laden. Wenn ſie ungünſtiger Wind nach Santorin verſchlägt: ſo bleiben ſie gewöhnlich zwiſchen Klein- und Neu-Camene. Die Fregatten können ſüdlich von Alt-Camene auf einem Sandgrunde ankern.

Nahe bey Klein-Camene iſt das Meer nicht ſo tief, ſondern höchſtens funfzehn bis zwanzig Klaftern; allein es hat felſigten Grund, worin die Anker nicht haften. Die Fiſcher der Inſel verſichern, daß ſich, ſeit einiger Zeit, der Meersgrund beträchtlich erhoben hätte, ſo daß man vielleicht die Bildung einer neuen Inſel erwarten darf.

Es iſt wahrſcheinlich nicht rathſam, lange zwiſchen Klein- und Alt-Cämene vor Anker zu liegen, da die letztere einen ſehr ſtinkenden und ungeſunden Dunſt aushaucht; denn ſie hat nicht allein ſtehende Sümpfe, ſondern die vulcaniſchen Dämpfe müſſen auch in einer ſehr groſſen Entfernung die Luft verderben, und in kurzen Zeit gefährliche Krankheiten verurſachen.

Eilfter Abſchnitt.

Ankunft in Candia. Beſchreibung dieſer Stadt. Beſuch beym Paſcha. Abreiſe. Ankunft in Rethymo. Betragen des Paſcha. Ankunft in Canea. Beſchreibung der Gegend. Klima. Bemerkungen über die Winde. Erdbeben.

Voll Ungeduld, uns nach Creta zu begeben, und das Vaterland des Jupiter und Minos zu ſehen, ſchifften wir uns am 30. Julius auf einem groſſen Fahrzeuge ein, welches ſeit einigen Tagen im Hafen San-Nicolo lag; der Capitain war ein Muſelmann und zu Tunis geboren. Er beſuchte oft die Inſeln des Archipelagus und ſtand in einem ſehr guten Ruf. Er hatte Mantega (ein Gemiſch von Butter und Hammelfett, deſſen ſich die Orientalen zu Ragouts und Gebäck bedienen) von Sidra in Africa gebracht, und ging nach Candia, um Roſinen, Mandeln, Johannisbrodt, Süßholz und Honig nach Egypten zu führen.

Da die Entfernung von Santorin nach Candia etwa 30 Meilen beträgt: ſo hätten wir uns lieber auf einem europäiſchen als einheimiſchen Fahrzeug eingeſchifft; aber es blieb uns keine Wahl übrig. Die Kauffarthey-ſchiffe beſuchen Santorin niemals im Sommer, und der regelmäßige Wind erlaubt in dieſer Jahreszeit nicht, daß man ſich ohne Gefahr einem ſchwachen Fahrzeug anvertrauen kann.

Wir fuhren des Abends von Santorin ab, um bey hellem Tage in Candia anzukommen; rechts ließen wir die kleine Inſel Chriſtiana liegen, und fuhren ohne Compaß beynahe gerade ſüdwärts. Der Nordwind hörte, wie gewöhnlich, nach Sonnenuntergang auf, und war die Nacht durch ſchwach und veränderlich: ſo daß wir uns des Morgens zehn bis zwölf Meilen von Candia, nordöſtlich von Dia, befanden. Da wir zu weit öſtlich waren, und der Wind von acht Uhr Morgens an, nordweſtlich blies, ſo erreichten wir erſt den 31ſten Junius gegen Abend den Hafen.

Wir ſagten dem Capitain, daß es beſſer ſey, einen Compaß um Rath zu fragen, ſobald man das Land aus dem Geſichte verliert, als Sonne und Sterne, welche nicht ſo genau den Weg bezeichnen; allein deſſen ohngeachtet ſegelte er einige Tage darauf nach Egypten, ohne einen vortrefflichen Compaß, den ihm ein Ragu-ſaniſcher Matroſe ſehr wohlfeil anbot, kaufen zu wollen.

Die erſte Kette des Ida, welche ſich ſüdweſtlich von Candia erhebt, dient den Schiffen, welche hieher fahren, zum Führer; ſo wie die kleine Inſel Dia, welche von den Matroſen Standia genannt wird: die drey Buchten, welche ſie auf der Südſeite hat, ſind bey widrigen Wind, Zufluchtsörter.

Der Hafen von Candia iſt durch Felſen gegen den Nordwind gedeckt, auf welchen man einen ſtarken, mit der Küſte parallellaufenden Damm erbaut hat. Er iſt ſehr ſicher und könnte 30 bis 40 Kauffarthenſchiffe faſſen, wenn er ausgeräumt und gut unterhalten würde. Jetzt hält er höchſtens acht bis zehn Fahrzeuge, welche noch dazu leer oder ſehr leicht ſeyn müſſen; denn im Innern hat er nur acht bis neun Fuß Tiefe, und am Eingange funfzehn. Die Türken, welche alles mit der Gleichgültigkeit eines Miethmanns gebrauchen, welche alles verderben, und nichts verbeſſern, laſſen ihn täglich mehr verſanden, welches zu verhindern doch ſehr leicht wäre, da der Grund aus Schlamm und Sand beſteht.

Links von der Einfahrt ſtehen Arſenale, die man eben ſo wenig ausbeſſert: ſie ſind von den Venetianern im Jahr 1552 erbaut, wie man aus der Jahrszahl unter dem venetianiſchen Wappen ſchließen kann. Sie haben ſehr durch die türkiſche Belagerung von 1667 bis 69 gelitten, und einige haben ſogar einen Theil ihres Gewölbes verloren. Dieſe Arſenäle, zehn an der Zahl, ſind eigentlich nur Werfte, welche dieſes induſtriöſe

Volk errichtet hatte, um Galeeren zu erbauen, und aufzubewahren.

Man kommt von dem Hafen in die Stadt, durch ein Thor, welches bey Nacht geſchloſſen wird. Feſte Mauern, ein tiefer Graben und Außenwerke vertheidigen dieſe Stadt zu Lande; die Häuſer ſind beſſer gebaut, als alle, die wir bisher geſehen hatten, auf Scios ausgenommen; aber die Bevölkerung iſt der Größe des Orts nicht angemeſſen. Man zählt kaum 10 bis 12,000 Türken, 2 bis 3,000 Griechen, und etwa 60 Juden. Die Griechen, welche ſie vor der Uebergabe an die Türken bewohnten, folgten den Venetianern, der Capitulation zufolge, oder retteten ſich ins Innere des Landes. Jetzt ſetzen ſie ſich nur furchtſam in einer Stadt, wo ihr Leben beſtändig durch die Janitſcharen bedroht, und ihr Vermögen ſehr oft ein Raub der Pacha's iſt.

Candia liegt auf einer, etwas erhabnen, Ebne; nach der Seeſeite zu wird ſie von einer ſtarken, auf Felſen gegründeten, Mauer unterſtützt, und gewährt einen angenehmen Spatziergang. Man ſieht hier mehrere Kanonen mit venetianiſchen Wappen, wodurch die Stadt, vor Angriffen zur See, geſchützt wird. Das Serail des Pacha liegt auf der andern Seite, an dem Ort, wo ehedem der Pallaſt des Proveditore ſtand. Die ſchönſten Kirchen, welche bey der Belagerung beſchädigt waren, ſind ausgebeſſert und in Moſcheen verwandelt; die von den Venetianern erbaueten Häuſer ſind längſt verſchwunden; aber die Feſtungswerke ſorg-

fältig unterhalten, da der Pforte die Erhaltung dieſer Inſel ſehr wichtig iſt.

Wir wollen nicht entſcheiden, ob Candia auf der Stelle des alten Cytöum liegt, wie einige Geographen meinen, oder auf Matium, wie andre behaupten, und glauben bloß, nach Unterſuchungen auf der zweyten Reiſe, daß die Trümmer einer Stadt, vier Meilen weſtlich, die von Cytöum ſeyn müſſen, und ſetzen Matium zwey Meilen öſtlich von Candia, Dia gegenüber, wie es Plinius beſchreibt. Heracläa, welches der Hafen von Cnoſſus war, liegt noch vier bis fünf Meilen öſtlich, der Hafen Candia, der beſte auf der ganzen Küſte, ſcheint uns daher der von Panormus zu ſeyn, welcher, nach dem Ptolemäus, zwiſchen Cytöum und Heracläa belegen war.

Den Namen Candia, den dieſe Stadt jetzt führt, hat ſie von dem arabiſchen Worte Chandax und Candax, welches Verſchanzung bedeutet, weil ſich hier die Saracenen verſchanzten, als ſie, unter dem Kaiſer Michael dem Zweyten oder dem Stammler, die Inſel eroberten.

Die Türken machten ſich im Jahre 1645 von Canea, Rethymo und ganz Creta Meiſter; aber der Feſtungen Grabuſa, Suda, Spina-longa und der Stadt Candia konnten ſie ſich nicht bemächtigen. Mahomed der Vierte, welcher einſah, daß er die Inſel niemals ruhig beſitzen würde, ſo lange die Venetianer Herren von der Hauptſtadt wären, ſchickte im Jahre 1667 ſei-

nen Vezier, Achmet Kuperli, mit einer beträchtlichen Armee hin, ſie zu belagern. Die Venetianer, welche immer noch Meiſter des Hafens und des Meeres blieben, waren im Stande, alle Art von Hülfe einzulaſſen, und der gut befeſtigte und tapfer vertheidigte Ort widerſtand lange den Angriffen der Türken.

Die Armee der Belagerer war mehrmals verſtärkt worden, und ſchon zählte man über 100,000 Türken, welche, durch das feindliche Feuer oder durch geſprengte Minen, geblieben waren; die Venetianer erhielten neue Verſtärkung von Frankreich, welche ohne Zweifel die Türken zum Abzug gebracht hätte, wenn nicht die Stadt, unter dem Commando des Moriſini, durch die Liſt eines Griechen, im Dienſte der Pforte, capitulirt hätte, nachdem ſie während einer Belagerung von drittehalb Jahren, 30,000 Mann Venetianer, Piemonteſer und Franzoſen verloren hatte.

Als wir in Candia ankamen, war das Vice-Conſulat unbeſetzt. Wir fanden nur einen Agenten, dem wir unſern Entſchluß mittheilten, den öſtlichen und mittlern Theil der Inſel zu bereiſen, ehe wir uns nach Rethymo und Canäa begäben. Der Drogman, ein Jude, kam dienſtfertiger, als wir es verlangten, den folgenden Tag, um uns zum Pacha zu führen, wodurch er, wie er ſagte, ſeine Pflicht und das Verlangen dieſes ehrwürdigen Greiſes erfüllte, welcher uns zu ſehen, und wegen ſeiner Geſundheit um Rath zu fragen wünſchte; dieſer würde uns gleichfalls alle Bequemlich-

keiten verſchaffen, deren wir benöthigt wären, um ohne Gefahr die Inſel zu durchreiſen.

Anfangs ſchlugen wir es aus, zum Pacha zu gehen, da wir nichts von ihm zu fordern hatten: „Wozu ſoll dieſer Beſuch helfen? — fragten wir den Drogman — er iſt ganz überflüſſig. Zeigt ihm unſern Firman, ſagt ihm, wer wir ſind, und was wir hier wollen: daß wir keine Aerzte ſind, ob wir gleich Pflanzen ſammeln, und daß es oft ſehr ſchlimm ſey, wenn man geſund iſt, Aerzte um Rath zu fragen.“ Der Drogman beſtand auf ſeinem Vorſchlage, und verſicherte, daß wir keinen Schritt auf der Inſel thun könnten, wenn wir nicht dem Willen des Pacha Genüge leiſteten. Der Agent war ſeiner Meinung; eben ſo einige Schiffscapitaine, welche zugegen waren, und da die Neugierde auch auf Seiten des Drogmans war: ſo willigten wir ein, und wurden des Nachmittags ins Serail geführt.

Wir wurden von den vornehmſten Offizieren empfangen, welche uns ſehr eifrig nach der franzöſiſchen Revolution und dem Kriege fragten, welchen wir wider die natürlichen Feinde der Pforte führten. Wir beantworteten ihre Fragen mit Zurückhaltung, da man dieſe Materie in der Türkey mit Vorſicht behandeln muß. Man bot uns Pfeifen, Caffee, Sorbet und Parfums an, worauf man uns meldete, daß der Pacha uns erwarte.

Bey den Offizieren hatten wir nur Sofa's gefunden; bey dem Pacha ſahen wir zwey Stühle neben ihm geſtellt. Wir begrüßten ihn auf orientaliſche Weiſe, welches er erwiederte. Er nöthigte zum Sitzen, und der Drogman und der Sohn des Agenten ſetzten ſich auf einen Teppich. Nach den gewöhnlichen Complimenten über unſre glückliche Ankunft, fing der Pacha von ſeiner Geſundheit zu ſprechen an, und bat uns, ſeinen Puls zu befühlen. Er war ein Greis von mehr als ſiebzig Jahren, und von gutem Anſehen. Wir thaten, was er verlangte, und verſicherten ihm, daß er ſich wohl befände, und noch mehr als zwanzig Jahre zu leben habe, womit er ſehr zufrieden ſchien.

Er fragte uns darauf, welches der Gegenſtand unſrer Reiſe ſey? „Wißbegierde und das Verlangen uns zu unterrichten, antworteten wir, führt uns auf Eure Inſel. Wir haben uns einige Monate in Conſtantinopel aufgehalten, die mehreſten Inſeln des Archipelagus beſucht, und wollten das berühmte Land, welches Ihr beherrſcht, nicht vorbey gehen, und einige der balſamiſchen Pflanzen ſammeln, welche der Himmel ſo reichlich darauf verbreitet hat". „Das geht nicht an, antwortete er kalt, ich kann dies nicht erlauben"! Wir zeigten unſre Firmans, welche uns erlaubten, alle Länder des ottomanniſchen Reichs zu durchreiſen, allein der Pacha erwiederte beſtändig: „das geht nicht an"! Wir führten mehrere Reiſende an, wir erwähnten die Seeleute, welche in der größten Freyheit überall auf der Inſel umher gehen, und wohin es ihnen beliebt. Der

Paſcha antwortete beſtändig: „Das geht nicht an! Euer Leben würde in Gefahr ſtehen! Ich kann es nicht erlauben!“

Er erzählte uns von Räuberbanden, welche die Wege unſicher machten, und welche uns ermorden würden, wenn wir, unſerm Plan gemäß nach dem Berge Ida und Gorityne gingen. „Das iſt unmöglich, antworteten wir, es giebt keine Räuberbanden in gut regierten Ländern: die Strafe würde zu ſchnell auf das Verbrechen folgen, wenn ſolche Böſewichter ſich zu zeigen wagen würden!“. „„Ohne Zweifel, antwortete der Paſcha, es giebt weit weniger Räuber, ſeit ich regiere; aber immer noch genug, um Euer Leben in Gefahr zu bringen!““. — Wir ſagten dem Drogman, daß er eine Unterredung abbrechen ſollte, welche unangenehme Folgen haben könnte, und um Erlaubniß bitten mögte uns entfernen zu dürfen, welches uns auch zugeſtanden ward.

Wir waren ſehr über dieſe Strenge des Paſcha erſtaunt, und ſuchten die Urſache zu enträthſeln, als ſie uns durch einige Worte des Drogman klar wurde. „Der Paſcha, ſagte er, macht blos deswegen Umſtände, weil vor kurzer Zeit ein Fremder hieher kam, welcher ihm 500 Piaſter für die Erlaubniß gegeben hat, einige Ruinen, zehn Meilen von hier zu beſehen.“ „„Gut!, erwiederten wir, ſagt dem Paſcha, daß wir den Anblick einiger Schutthaufen nicht ſo theuer bezahlen werden, und daß er Geld von Griechen und Juden erpreſ-

ſen mag, wenn er es nöthig hat. Wir haben keine 500 Piaſter, und, wenn wir ſie hätten, würden wir ſie beſſer anzuwenden verſtehen!"". Der Drogman verſuchte uns zu einer geringern Summe zu bewegen. „Nicht einen Piaſter!" war unſre Antwort. „Uebrigens würden wir nicht durch Euch unterhandeln, wenn wir Luſt dazu hätten!"

Unter dieſen Umſtänden war es unnütz, lange in der Stadt Candia zu verweilen; wir beſchloſſen, wenn es ſeyn könnte, zu Lande nach Canaea zu gehen, überzeugt, daß wir die nöthigen Bequemlichkeiten bey dem Conſul antreffen würden. Wir forderten einen Janitſcharen zur Begleitung und der Aga ſchickte uns einen bekannten Mann, welcher ſchon lange in der Stadt anſäſſig war. Ein türkiſcher Maulthiertreiber, gleichfalls ein Janitſchar, verſchaffte uns Pferde und diente zum Wegweiſer. Wir wußten, daß man von Seite der Griechen nichts zu fürchten hat, und die beyden anſäſſigen und verheiratheten Janitſcharen, welche es öffentlich übernahmen, uns nach Canaea zu bringen, hafteten hinlänglich für unſere Sicherheit. Wir ſtellten die Schiffer zufrieden, welche Unruhe zeigten, ſchickten unſre Sachen mit einem griechiſchen Bedienten zur See hin, und reiſten allein und ohne Gepäck — des andern Morgens ab.

Dieſe Janitſcharen, welche auf der Inſel geboren waren, verſtanden ſehr gut griechiſch, und noch beſſer Wein und Branntewein zu trinken. Wir waren ſehr

zufrieden mit ihnen, und hörten aus ihrem eignem Munde, daß der Paſcha nur von Räubern geſprochen habe, um Geld zu erhalten, und uns, auf unſre Koſten, eine Bedeckung zu geben, welches ihm wieder etwas eingebracht hätte. Ich würde dieſe unbedeutende Anecdote unterdrückt haben, wenn ich nicht glaubte, ſie könnte Reiſenden nützlich ſeyn, und zu gleicher Zeit zum Beweiſe der Geldgierde der türkiſchen Beamten dienen.

Die Gegend um Candia beſteht aus fruchtbaren, angebauten Ebnen und Hügeln, und andern Landſtrichen, welche bebaut werden könnten. Südlich von der Stadt ſieht man einen einzelnen pyramidaliſchen Berg, an deſſen Fuß man vorbeykommt, wenn man die Ruinen von Gortyne beſucht: die Europäer kennen ihn unter dem Namen des Jupiter-Berges. Südweſtlich laufen vom Ida, welcher faſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt iſt, einige Bergreihen nach der Stadt zu, und auf der andern Seite vereinigt er ſich mit den Bergen von Sphachia, welche gleichfalls acht bis neun Monate im Jahre mit Schnee bedeckt ſind.

Als wir die Stadt verließen, fanden wir eine niedrige, ziemlich groſſe Ebne, welche durch zwey Bäche bewäſſert ward, und darauf Hügel und Kalkberge, auf welchen die Venetianer gepflaſterte Wege angelegt hatten, die ſich ziemlich gut erhalten haben; linker Hand lagen die erſten Bergketten des Ida faſt nahe bey uns. Unter den Pflanzen und Sträuchern, welche wir ſchon

auf den Inſeln angetroffen hatten, fanden wir überall den Storax ſehr häufig. Wir kamen ſehr früh nach Damaſta, einem unbeträchtlichen Dorfe, wo wir den übrigen Theil des Tages zubrachten. Am andern Morgen reiſten wir vor Sonnenaufgang weiter, und kamen durch ebenere und beſſer bebaute Gegenden, als den Tag vorher; wir ſahen viele Oelbäume, einige Weinſtöcke, Maulbeerbäume, und mehrere Eichen. Unter dem Platanus, welche Tournefort erwähnt, ruhten wir aus neben einer anſehnlichen Quelle, welche in der Nähe des Meers entſpringt. Wir blieben lange am Ufer des Meeres, und kamen früh nach Rethymo.

Die Gegend um dieſe Stadt iſt ſehr mahleriſch: Orangen-Gärten mit einzelnen Dattelbäumen, Felder von Oelbäumen, und Küchengewächſen, Hügel, auf welchen Weinſtöcke, Feigen, Maulbeer- und Mandelbäume unter einander wachſen; weiterhin Tafelberge; weſtlich kahle Felſen und nackte Hügel; nördlich die Citadelle, der Hafen und das Meer; Alles trägt dazu bey Rethymo zur angenehmſten Stadt auf der Inſel zu machen. Sie würde vielleicht auch die reichſte und bevölkerteſte ſeyn, wenn der Hafen, ſo klein er auch iſt, unterhalten würde. Ihre Bevölkerung beträgt 5 bis 6,000 Einwohner, zur Hälfte Griechen, und zur Hälfte Türken: die Juden ſind weniger zahlreich als zu Candia.

Rethymo, auf den Ruinen des alten Rithymnus erbaut, wurde, da es nach der Landſeite ſchlecht ver-

ſcheidigt war, von den Türken im Jahr 1572 ausgeplündert, während Selim der Zweyte die Belagerung von Famaguſta in Cypern mit Eifer betrieb; aber erſt unter Ibrahims Regierung, im Jahr 1645, wurden die Venetianer auf immer daraus vertrieben.

Ob wir gleich mit unſerm Führer in einer Caravanſerai abgeſtiegen waren, ſo nahmen wir doch eine Wohnung bey einem Juden, welcher franzöſiſcher Unter-Agent war. Den Abend führte uns ſein Sohn durch die Stadt, den Hafen und einige Gärten, und erzählte uns die traurige Begebenheit, welche ſeinen Vater genöthigt hatte, ſich zu entfernen.

Der Paſcha von Rethymo, welcher aus dem niedrigſten Stande, durch Kabale und Geld zu dieſem Poſten gelangt war, ließ keine Gelegenheit unbenutzt, ſeine Unterthanen zu bedrücken, um ſeine Schulden zu tilgen, und neue Reichthümer, zur Erlangung eines größern Poſtens, zu erwerben; und wenn es ihm an Gelegenheit fehlte; ſo forderte er geradezu von den Privatperſonen, welche für reich galten, größere oder kleinere Summen.

Seit ſechs Monaten, welche er regierte, hatten alle Griechen, Juden und Türken mehr oder weniger bezahlen müſſen. Abraham Maki, Agent der Republik, hatte geglaubt, daß der Paſcha ihn verſchonen würde; allein er hatte ſich geirrt. Er galt für reich, und unmöglich konnte der Paſcha dieſe Beute entwiſchen laſ-

ſen; er forderte 10,000 Piaſter von ihm, und verſicherte ihn ſeines Schutzes, wenn er ſie auf der Stelle bezahlte. Der Jude weigerte ſich, dieſe Summe zu geben, und als der Paſcha drohete, benachrichtigte er den franzöſiſchen Conſul zu Canaea, Heinrich Mure von ſeiner Lage. Dieſer begab ſich augenblicklich nach Rethymo. Der Paſcha, welcher es erfuhr, ließ den Juden ergreifen, im Serail in Ketten legen, und bedrohen, daß er zu Tode geprügelt werden ſollte, wenn er nicht auf der Stelle die verlangte Summe bezahlte.

Was ſollte der Conſul hier thun? Wenn er den Paſcha um Gerechtigkeit anſprach, und Ausübung der Capitulation forderte: ſo kam der Jude nichts deſto weniger ums Leben. Jedermann ſtimmte damit überein, daß der Paſcha hierzu fähig ſey. Abraham Maki's Familie verſammelte ſich, alle Juden von Rethymo berathſchlagten, und alle waren einig, daß man bezahlen müſſe. Der Gefangene ſelbſt, der für ſein Leben beſorgt war, bat ſeine Freunde ſchriftlich, die geforderte Summe zu bezahlen, und dem Conſul zu ſagen, daß er nichts für ihn unternehmen möge. Nach Erlegung des Geldes ward der Jude losgelaſſen; aber vom Paſcha mit dem Tode bedroht, wenn er die geringſte Klage erheben würde.

Dieſer Mißbrauch der Gewalt konnte nicht, ohne den größten Nachtheil geduldet werden. Der Paſcha hätte ſich an das Vermögen und die Freyheit eines Agenten der Republik gewagt, und mußte beſtraft werden.

Nichts zu ſagen, hieß, dieſen gottloſen Mann aufmuntern, jeden Tag eine neue Tyranney zu begehen. Bald hätte kein Capitän es gewagt, Oel in Rethymo einzuladen, oder nur daſelbſt zu landen. Wir erfuhren einige Tage darauf, daß der Conſul dem Agenten befohlen, ſich vor dem Paſcha zu flüchten, und an den Geſandten Descorches geſchrieben hatte, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen.

Die Klage des Conſuls wurde durch eine andre des Paſcha von Candia über nicht geringere Bedrückungen unterſtützt. Die Pforte, welche ihren Beamten wohl erlaubt, die zinsbaren Unterthanen zu drücken, kann nicht ohne Gefahr zu ſehr die Muſelmänner preſſen laſſen, und noch weniger die Schützlinge der europäiſchen Mächte. Der Paſcha von Rethymo ward auf die erhobnen Klagen abgeſetzt, und verurtheilt, die erpreßten Summen herauszugeben. Er gehorchte dem erſten Theile des Befehls, erklärte aber dem Schiau, welcher ihm dieſen überbrachte, daß keine Drohung ihn dahin bringen würde, das Geld wieder herauszugeben.

Er kam einige Tage hernach zu Canaea an, ward mit Kanonenſchüſſen begrüßt, und die Aga's und vornehmſten Einwohner der Stadt machten ihm ihre Aufwartung. Er ſelbſt legte einen Beſuch beym Paſcha von Canaea ab, und eilte, nach Morea zu reiſen, wo er die Wirkung ſeiner neuen Kabale zu Conſtantinopel erwarten wollte.

Indeſſen klagten alle, welche Geld zu fordern hatten, und in dem Firman der Pforte ausdrücklich benannt waren, theils beym Paſcha von Candia, theils bey dem von Canaea, um vor der Abreiſe des Räubers entſchädigt zu werden. Wahrſcheinlich verſuchten dieſe beyden Paſcha's, die befohlne Wiedererſtattung zu bewirken; allein er erklärte laut, daß er bey der geringſten Gewaltthätigkeit ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellen, und Gewalt mit Gewalt abwehren würde. Vergebens ſtellte man ihm vor, er müſſe dem Sultan gehorchen; jedoch er beharrte, daß ſelbſt der Anblick des Todes ihn nicht bewegen würde, und keine Gewalt ihn dazu nöthigen ſolle. Er reiſte daher ab, ohne daß jemand etwas wider ihn zu unternehmen wagte. Der Paſcha von Canaea erwieß ihm alle Höflichkeitsbezeigungen, und er ward aufs neue mit Kanonenſchüſſen ſalutirt, als wenn er nichts weniger, als ein rebelliſcher Unterthan geweſen wäre.

Wir wiſſen das Ende dieſer Geſchichte nicht; aber wahrſcheinlich hat er das erpreßte Geld gut in Conſtantinopel anzuwenden gewußt, er iſt nicht allein unbeſtraft geblieben, ſondern hat auch einen ehrenvolleren und einträglichern Poſten, als vorher, erhalten.

Den folgenden Tag reiſten wir mit Sonnenaufgang ab, und wünſchten, daß die Türken, welche auf eine ſo empörende Art die beſiegten Völker unterdrücken, einſt gezwungen werden möchten, in jene entfernten Wüſten zurück zu kehren, aus denen ſie vielleicht nie hervor ge-

treten wären, wenn die Griechen die Tugenden ihrer Väter ererbt hätten.

Wir betrachteten lange auf der Nordweſtſeite der Stadt, die Citadelle, welche auf einem ſteilen Felſen, der ſich in das Meer herausſtreckt, erbaut iſt. Wir kamen auf einem bergichten und mühſamen Wege an den Strand von Armiro, nachdem wir am Fuße des Berges über einen kleinen Fluß geſetzt hatten. Hier trafen wir zwey ſchöne Quellen, eine mit ſalzigem Waſſer, und die andre größere mit ſüßem Waſſer an. Weiterhin liegt das Fort Armiro, welches von den Venetianern erbaut iſt, um einen Meerbuſen zu decken, und Seeräuber oder Feinde, welche hier landen, abzuhalten in das Innere des Landes vorzudringen.

Wir kamen allmählig höher, bis zum Fuß des Berges Malaxa, am Hafen Suda. Seine Baſis beſteht aus Schiefer und Granit; indeß die bisher geſehenen aus Kalk und noch häufiger aus Kreide beſtanden.

Während wir an dem Berge hin ritten, kamen wir bey den Ruinen einer Stadt, ohne Zweifel Amphimale, vorbey, von der wir bald ſprechen werden.

Wir kamen auf einem gepflaſterten Wege in eine fruchtbare, gut bebauete Ebne herab, nahe an dem Meerbuſen Suda vorbey, und zu guter Zeit nach Ca-

nåa, mehr von der auſserordentlichen Hitze, als von dem langen Wege erſchöpft.

Der Bürger Mure, welcher uns ſchon lange erwartete, wollte nicht zugeben, daſs wir in dem Capuziner-Kloſter abtråten, wegen der ſchlechten Art, womit ein italieniſcher Mönch, welcher die Aufſicht hatte, die Franzoſen behandelte. Wir danken ihm für ſeine Aufmerkſamkeit, die zuvorkommende Höflichkeit, mit der er uns bey ſich aufnahm, und die vortrefflichen Aufſchlüſſe, die er uns gegeben hat. Auch dem Bürger Magalon verdanken wir wichtige Nachrichten über Produkte, Handel, Bevölkerung und Gebräuche der Inſel.

Canåa iſt zwar weit kleiner, als Candia, iſt aber verhältniſsmäſsig volkreicher; man zählt 4,000 Türken, 2, bis 3,000 Griechen, 150 Juden, vier franzöſiſche und einige italieniſche Handelshäuſer: dieſe letztern ſtehn unter dem Schutze des deutſchen Kaiſers oder der Republik Raguſa.

Die Stadt iſt mit einer ſtarken Mauer und einem breiten Graben umgeben: ſie hat nur ein Thor an der Landſeite; der Hafen wird durch einige gut erhaltne Batterien vertheidigt. Links von der Einfahrt iſt ein, mit der Küſte gleichlaufender Damm, hinter welchem eine groſse Anzahl Schiffe Platz hätte, wenn der Grund gereinigt wäre. Die gröſsten Schiffe müſſen am Eingange des Hafens liegen bleiben, wo ſie bey etwas ſtar-

tem Nordwinde den Wellen eines unruhigen Meeres ausgeſetzt ſind.

Dem Damme gegenüber ſieht man, wie auf Candia, eine Reihe gewölbter Arſenäle, welche die Venetianer zur Erbauung und Aufbewahrung ihrer Galeeren errichtet haben. Canäa widerſtand den Türken, die es im Jahre 1645 angriffen, kaum einige Tage, Cornaro, welcher die venetianiſchen Truppen commandirte, zog ſich mit Waffen und Gepäck nach Rethymo zurück, wo er kurz darauf getödtet wurde, als er dieſen weit unwichtigern, und weniger haltbaren Ort vertheidigen wollte.

Die erſte Bergreihe wird vom Meere durch eine Ebne, von einer Meile Breite, getrennt, welche ſich zwölf bis funfzehn Meilen weit bis zum Dictymnus erſtreckt, einem Gebirge, welches nordwärts läuft, und das Vorgebirge, welches ehedem eben ſo hieß, und von den Italienern heutiges Tages Capo Spada genennt wird, bildet. Dieſe Ebne iſt im Ganzen ziemlich fruchtbar, und faſt überall bebaut. Ueberall erblickt man Orangengärten, Olivenwälder, zerſtreute Weinſtöcke und Felder, worauf Korn, Gerſte, Baumwolle, Seſam, Mais, Melonen und Gemüſe wachſen.

Wenn man die Küſte weſtlich verfolgt, kommt man über einen ſchlammigen Bach, und ſieht darauf neben der Küſte eine Klippe, und die kleine verlaßne Inſel Sanct Theodor, auf welcher die Venetianer eine Bat-

terie errichtet hatten, um eine Landung auf der Ebne zu verhindern. Hinter der Inſel kommt man nach Platania, einer weiten und einſamen Ebne, wo eine groſſe Menge ungeheurer Platanus wild wächſt; um jeden ſchlingen ſich einige Weinſtöcke, deren Reben den ganzen Baum umfaſſen, und ohne Cultur im Ueberfluß vortreffliche Trauben mit groſſen Kernen hervorbringen. Da ſie an dieſem ſchattigten Ort ſehr ſpät reifen: ſo ſieht man ſie mit Vergnügen auf dem Markt von Canéa kommen, wenn die übrigen Trauben ſchon ſeltner werden. Ein kleiner Bach durchläuft und bewäſſert dieſen lieblichen Wald und verbreitet Fruchtbarkeit und Kühlung.

Wir waren ſeit einiger Zeit zu Canéa, wir hatten die Gegend durchſtrichen, und auf den Bergen, den Dictamus, das cretenſiſche Ebenholz und die meiſten merkwürdigen Pflanzen der Inſel geſammelt: wir hatten ländliche Feſte gefeyert, als man uns vorſchlug, die Ruinen von Paléo-Caſtro zu beſehen, welche wir nach den Beſchreibungen einiger Reiſenden, für die von Aptera hielten.

Nach anderthalb Stunden Weges kamen wir zum griechiſchen Kloſter Agyia-Kiriaki, welches ſüdweſtlich von Canéa liegt. Wir lieſſen hier unſre Pferde und nahmen einen Wegweiſer zum Führer nach den Ruinen. Wir beſtiegen, auf einem ſteilen Wege, einen Felſen, welcher zu der erſten Bergreihe gehörte; bald kamen wir an eine dicke Mauer, die zu einer Fläche führte, auf

welcher wir die Ueberbleibſel eines, beynahe viereckigten, Forts mit Thürmen bemerkten. Die Mauern dieſes Forts, ſo wie die an den Außenwerken der Stadt, ſind beynahe eine Klafter dick; ſie waren maſſiv und mit Quadersteinen, die man noch an einigen Stellen bemerkt, bekleidet.

Wir kamen durch die ſüdliche Mauer auf eine Ebne, welche von noch höhern und ſteilern Felſen, als der vorige gedeckt war. Dieſe Ebne wird am Ende durch andre ſenkrechte Felſen, welche einen natürlichen Wall bilden, eingeſchloſſen, ſolche von den benachbarten Bergen trennen, und unzugänglich machen.

Auf dieſem Felſen ſtand eine, mit Thürmen befeſtigte, dicke Mauer; die Stadt lag zwiſchen der Feſtung und dem ſteilen Felſen, welchen wir erwähnt haben. Dieſer Raum war für eine Stadt von mittler Größe hinreichend. Wir fanden weder Inſchriften noch Basreliefs, keine Spuren von Tempeln oder großen Gebäuden, nichts, was den alten Namen der Stadt hätte anzeigen können.

Wenn Kiſſamos, welches zwiſchen den Vorgebirgen Grabuſa und Spada, zwanzig Meilen weſtlich von Canäa, liegt, ehedem der Hafen von Aptera war, wie es nach den alten Schriftſtellern augenſcheinlich iſt, und wenn Canäa auf Cydonia, wie man gewöhnlich glaubt, erbauet iſt: ſo hat ſich Strabo geirrt, wenn er ſagt, daß Aptera nur zehn Meilen von Cydonia entfernt ſey.

Wenn aber das alte Cydonia 40 Meilen von ſeinem Hafen entfernt lag, wie der Verfaſſer der legislation de Crete S. 473. glaubt: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß wir von dieſer Stadt die Ruinen geſehen haben, und daß die von Aptéra zehn Meilen weſtlich, Kiſſamos gegenüber, liegen, wie Strabo ſagt: dieſe hat Tournefort unterſucht, und erwähnt ſie im erſten Theil, Seite 81.

Eine Viertelmeile öſtlich von Canäa ſieht man einen Hügel, und weiterhin kahle Kalkgebirge, welche in das Meer hineinlaufen, und eine Halbinſel bilden, welche vom Vorgebirge Melek beendigt wird. Das Kloſter der Dreyeinigkeit liegt unter dieſen Bergen: es wird von einer großen Menge Mönche bewohnt *), welche ſich faſt alle mit Ackerbau beſchäftigen. Wir bemerkten mit Vergnügen um das Kloſter vortreffliche Olivengärten, einige Weinſtöcke und Kornfelder; wir ſahen viele Bienen, und eine große Menge Ziegen und Schafe. In

*) Da der Verfaſſer, wie es wahrſcheinlich iſt, ſich nicht um die Verfaſſung dieſes Kloſters bekümmerte, ſo hat er die darin ſeyn ſollenden vielen Mönche wohl nur auf Glauben angenommen. Vor alten Zeiten lebten freylich hundert Mönche in demſelben, hingegen, wie Tournefort dort war, nur funfzig, und wie Sonnini dieſes Kloſter beſahe, hatte ſich dieſe Zahl durch die Plackereyen der Türken bis auf zwölf vermindert, die in großer Armuth lebten, nicht einmal ihre Wohnungen ausbeſſern, oder die angefangene Kirche ausbauen durften.

dem Garten befand ſich unter andern ein Ricinus, oder Palma Chriſti, welcher mehrere Jahre alt war, und durch ſeine Stärke zeigte, daß man auf Creta die mehreſten Pflanzen des heißeſten Clima's anbauen könne. Wir blieben einige Tage bey dieſen Mönchen, und gingen von hier zum Kloſter nach St. Johannes, welches auf dem Vorgebirge liegt. Die Kloſterbrüder ſind hier nicht ſo zahlreich, da ihre Ländereyen weder ſo fruchtbar, noch ſo weitläuftig, als die des vorigen Kloſters ſind.

Wir kamen zum Cap Melek durch einen Hohlweg zwiſchen fürchterlichen Felſen, auf denen wir einige merkwürdige Pflanzen fanden; in der Mitte dieſes Weges ſteht ein halb zerſtörtes Gebäude, welches zum Kloſter St. Johannes gehört, und ehedem von einigen Mönchen bewohnt wurde, denen die Wache über dieſen Paß anvertraut war.

Der Golf von Suda iſt einer der ſchönſten und ſicherſten des Archipelagus, und liegt an der Südſeite der erwähnten Halbinſel; er wird nicht allein durch die Küſte, ſondern auch durch die beyden Inſeln von Suda gedeckt, auf einer derſelben liegt die Feſtung, welche die Venetianer erbaut hatten, und noch lange, nach Verluſt der Inſel, behielten. Erſt unter der Regierung Achmet des Dritten, ward ſie von den Türken erobert, die ſeitdem in ruhigem Beſitz von ganz Creta ſind.

Die meiſten Schiffe ankern hinter der kleinen Inſel, welche Alt-Suda genannt wird; die groſſen Kriegsſchiffe aber an allen Orten, ſowohl am Eingange des Hafens, als auch neben dieſer Inſel. Beyde gehen nur ins Innere des Hafens, wenn ſie lange vor Anker bleiben; die einheimiſchen Schiffe ankern gewöhnlich zwiſchen den beyden kleinen Inſeln.

Eine halbe Meile vom Meer, ſüdlich von dieſem Golf, findet man an einer erhabnen Stelle die Ruinen von Amphimale; man verfolgt noch ſehr gut die Mauern der Stadt, ob ſie gleich gröſtentheils zerſtört ſind. Innerhalb ſieht man überall Schutt, und Haufen von behauenen Steinen; zwey ungeheure Ciſternen erheben ſich über dieſe Ruinen, und es iſt ſchwer zu errathen, wie man ſie füllen konnte. Man erkennt ſie an dem röthlichen Kitt, womit ſie inwendig bekleidet ſind, und vorzüglich an dem Zeichen, welches das Waſſer gemacht hat. Ein Theil der Stadt liegt auf der Ebne, der andre an dem Abhange nach dem Meer zu. An der Oſtſeite entdeckten wir die Ueberbleibſel eines Thors. Wir ſuchten vergebens nach Marmor, Inſchriften oder erhabner Arbeit; alles iſt verſchwunden, oder hat zur Erbauung eines griechiſchen Kloſters unter dieſen Ruinen gedient, wo wir ſehr froh waren, die Nacht zubringen zu können.

Seit unſrer Ankunft auf Creta bis zum Herbſtaequinoctium ſtand das Reaumuriſche Weingeiſtthermometer des Tages über beſtändig auf 25°, 26° und zu-

wellen 27° in einer Stube, welche gegen Nordoſten lag, der höchſte Stand auf Santorin und Milo war 25° und auf Naxos 22° bis 23°; indeſſen war dies in einer etwas ſpätern Jahreszeit.

Während der drey Sommermonate wird die erſtaunende Hitze den ganzen Tag über durch den Nordwind gemildert, welcher auf den Inſeln des Archipelagus und auf Creta unausgeſetzt weht. Dieſer kühle Wind heiſſt Embat, und richtet ſich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küſten, und der davorliegenden Meeresfläche. Auf der Südküſte von Creta, Cypern und Caramanien kommt er von Südweſten, in Smirna und Alexandrien von Nordweſt. Zu Tyrus, Sidon und ganz Syrien von Weſten. In Athen kommt er von Weſten, und es iſt der, welchen die Griechen Zephyrus nannten; während der Nacht wehet der Wind von der entgegengeſetzten Richtung vom Lande nach dem Meere zu. Er iſt ſchwächer als am Tage, und erſtreckt ſich nicht über drey bis vier Meilen.

In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich gegen die Tag und Nachtgleichen, iſt der Wind veränderlich. Ein Südwind, welcher zwey Tage anhielt, brachte uns in der Mitte des Septembers eine Hitze von 32°. Der Horizont war wie mit Rauch beladen, und das Sonnenlicht röthlich und ſchwach, wie in Egypten bey demſelben Winde. Der Schiffscapitain Peyron verſicherte uns, daß am 30ſten May 1793, während er bey Creta vor Anker lag, die Hitze von 8 Uhr bis um

11 Uhr des Abends durch einen Südwind ſo verſtärkt wurde, daß man kaum athmen konnte, und alles an einer allgemeinen Erſchlaffung litt; ſeine eiſernen Schiffs-kanonen waren ſo heiß, daß man die Hand nicht darauf leiden konnte. Der Bürger Mure und die übrigen Franzoſen zu Canaea verſicherten uns daſſelbe. Es iſt zu bedauern, daß niemand mit einem Thermometer den wirklichen Grad der Hitze an dieſem merkwürdigen Abend beobachtet hat.

Obgleich die Kälte im Winter auf dem Ida und dem Gipfel der weißen Berge ziemlich ſtreng iſt, und dieſe von der Mitte Octobers an mit Schnee bedeckt ſind: ſo iſt doch die Temperatur auf der Ebne und an den Küſten ſehr gelinde. Es friert niemals: die Regen-ſchauer ſind häufig, aber nicht anhaltend. Die Sonne zeigt ſich augenblicklich nach dem Regen wieder und der Himmel iſt oft heiter. Im Sommer regnet es niemals auf Creta oder den Inſeln des Aegeiſchen Meers; der Thau iſt dann für die wildwachſenden Pflanzen hin-länglich. Faſt alle übrigen müſſen, wenn man ſie mit einigem Erfolg bauen will, begoſſen werden.

Man bemerkt auf Canaea, daß das Meer bey Nord- oder Oſtwinden ſehr niedrig ſteht, und im Ge-gentheil ſehr hoch, wenn der Weſtwind weht. Der Unterſchied betrug während unſers Aufenthalts auf Creta etwa zwey Fuß. Im Sommer ſteht das Waſſer im Hafen unter dem Gipfel eines Felſens, welcher den Fenſtern des Conſular-Hauſes gegenüber liegt: während

des Weſtwindes aber hebt es ſich acht bis zehn Zoll über dieſen Felſen. Der Bürger Mure hat uns ſogar verſichert, daß das Meerwaſſer noch höher ſteige bey einem heftigen Weſtwinde, und einige andre Felſen bedecke, welche dem Hauſe des Kaufmanns Magalon gegenüber liegen.

Dieſe Verſchiedenheit der Höhe hat nichts mit der Ebbe und Fluth gemein, die man an einigen Stellen des mittelländiſchen Meeres bemerkt; es kommt bloß von der Stärke des Windes her, welcher im erſten Fall das Waſſer von der Küſte auf das hohe Meer, und im zweyten Fall vom hohen Meer an die Küſten treibt. Der Südwind bringt hier keine merkliche Veränderung hervor, indem er das Waſſer an allen Inſeln des Archipelagus und den Küſten des Aegeiſchen Meers auffallend erhöht.

Wir fühlten zu Canaea gegen Ende des Octobers um 5 Uhr Morgens ein Erdbeben, deſſen, zwar ſchwache, Stöße einige Secunden dauerten: es war gerade Windſtille; aber bald darauf fing der Weſtwind, einige Tage hindurch, heftig an zu wehen. Die Einwohner ſagten uns, daß Erdbeben bey ihnen nicht ſelten wären, und die Inſel hat auch, der Geſchichte zufolge, ziemlich ſtarke erlitten. Das merkwürdigſte iſt das von 1490: es erſtreckte ſich über die ganze Inſel von Oſten nach Weſten, und verurſachte großen Schaden.

Zwölfter Abſchnitt.

Eintheilung der Inſel. Die Aga's; ihre Rechte über die Grundſtücke, die Polizey, welche ſie ausüben. Bemerkungen hierüber. Völker, welche einander in Creta gefolgt ſind. Abadioten und Sphachioten. Hiſtoriſche Nachrichten von Lambro Canſiani.

Die Inſel Creta iſt in drey Paſchaliks oder Gouvernemens getheilt, deren Hauptſtädte Candia, Canaea, und Rethymo ſind. In der erſten iſt ein Paſcha von drey Roßſchweifen, und Seraſkier oder General aller Truppen auf der Inſel; in den beyden andern Städten ſind Paſcha's von zwey Roßſchweifen, welche von dem erſtern was die Regierung betrifft, unabhängig, aber ihm in allen Militairſachen unterworfen ſind. Alle drey müſſen in ihrer Stadt und Provinz für Erhebung der Abgaben und Sicherheit der Orte ſorgen. Sie müſſen ferner die Gerechtigkeit durch Cadi's verwalten, und ihre Urtheile, wie ſchon erwähnt iſt, vollſtrecken laſſen.

Dieſe Paſchaliks ſind in Diſtricte vertheilt, und jeder Diſtrict enthält eine gewiſſe Anzahl Dörfer, von denen einige den kaiſerlichen Moſcheen, andre der Sultanin Mutter, und die meiſten, welche Malikianejagaſſi heißen, den Aga's lebenslang gehören, welche für die Inveſtitur eine verhältnißmäßige Summe in den kaiſerlichen Schatz, und eine jährliche Abgabe an den Schatz-

meiſter von Candia zur Unterhaltung der Feſtungen und Truppen zahlen.

Alle Eigenthümer, Griechen oder Muſelmänner, bezahlen an den Aga, die Moſchee oder die Sultanin ein Siebentel des Ertrags ihrer Ländereyen; ferner müſſen ſie ihre Oliven auf den Mühlen der Aga's, welche dieſe allein das Recht zu erbauen haben, auspreſſen laſſen. Vom Oel erhalten ſie ebenfalls ein Siebentel, und was ein wichtiger Gegenſtand für den Aga iſt, er behält die Hülſen und das aufgegoßne Waſſer zum Erſatz für die Arbeiter, welche er auf der Mühle hält, und der Pferde, die er zum Preſſen der Oliven hergiebt.

Die Dorfpolizey führt der Aga; er ernennt dazu einen Subaſchi, welcher gleichfalls ein Muſelmann, ein untergeordneter Tyrann, und ſtets noch habſüchtiger und härter als ſein Herr iſt. Er giebt Alles an, was er ſieht und hört, ſpürt dem Vermögen eines jeden nach, iſt immer damit beſchäftigt, die Einwohner zu entzweyen, die Zwietracht zu nähren, und iſt ſo das ſchädliche Weſen, welches die türkiſche Politik zum Unglück der Griechen erfunden hat. Der Aga bedient ſich ſeiner, um die geringſten Vergehungen, ſie mögen wahr oder falſch ſeyn, durch willkührliche Geldbußen, Gefängniß, und oft auch durch den Stock zu beſtrafen.

Die Griechen ernennen unter ſich einen Capitän, oder Vorſteher, welcher die entſtandnen Streitigkeiten

friedlich beylegen ſoll; er iſt ein Friedensrichter, den die Klägern immer vorziehen, um die fürchterlichen Klauen des Cadi zu vermeiden, vor deſſen Richtſtuhl die Streitigkeiten immer gebracht werden müſſen. Der Vorſteher wacht auch über das allgemeine Intereſſe; der Aga wendet ſich an ihn, wenn er Befehle zu geben, oder Foderungen zu machen hat, wenn er Arbeiter zur Beſtellung ſeiner Felder oder zu öffentlichen Arbeiten braucht. Die Griechen ernennen auch einen Daſcalos oder Schreiber, welcher ein Regiſter über die Einwohner, ihre Kopfſteuer und ihre Abgabe an den Aga, nach jeder Erndte hält.

Kein Grieche kann ſich ohne Erlaubniß des Aga verheyrathen, und muß dieſe durch ein Lamm, einen Hammel oder einige Hühner erkaufen. Wenn die Schöne dem Aga gefällt, behält er ſie zuweilen für ſich, ohne daß ſich jemand widerſetzen darf; der Stock iſt immer bereit den widerſprechenden Griechen zu treffen, und wehe dem Unglücklichen, der ſeine Klage vor den Paſcha oder den Kaiſer bringen wollte; er würde mit ſeinem Vermögen und oft mit ſeinem Kopfe dieſe Kühnheit bezahlen müſſen. Der Aga verheyrathet ſich in dieſem Fall, nach der freyen Einwilligung des Frauenzimmers, mit ihr. Die ottomanniſchen Sitten erlauben es nicht, daß er anders mit ihr umgehe, und wenn die Frau ſeine Hand durchaus verſchmähte, ſo müßte der Aga, ſeiner Macht ohnerachtet, von ſeinem Vorhaben abſtehen. Oft genug verabſchiedet er die Griechinnen zwey bis drey Jahre darauf, und verheyrathet ſie an einen

Einwohner des Dorfs, welcher es nicht wagt, zu wider-sprechen. Man verſichert, daß ſehr ſelten eine Griechin ſich nicht geſchmeichelt fühlte, das Lager ihres Herrn zu theilen, er möge alt oder jung ſeyn, und das Schickſal, welches ſie über kurz oder lang erfährt, ſey, welches es wolle: ſo, daß alſo Anſehen und Eitelkeit hier, wie überall herrſchen.

Man erlaubt den verheyratheten Männern nicht, die Inſel zu verlaſſen; wenn ſie nicht Seefahrer oder Handelsleute ſind, und ein Karavokerri, oder Schiffscapitän, welcher heimlich einige dieſer Unglücklichen nach Epheſus gebracht hatte, wurde am Maſt ſeines Schiffs aufgehangen. Man erlaubt indeſſen den unverheyratheten Jünglingen nach Morea und andern Orten auf die Arbeit zu gehen; allein jeder muß vorher zwey Piaſter entrichten.

Wenn ein Mord im Dorfe, oder dem dazu gehörigen Diſtrict begangen, und der Schuldige nicht entdeckt wird, muß der Aga dem Paſcha eine Summe Geldes entrichten, welche er von allen Einwohnern erhebt; einen Theil davon behält er für ſich, wie es in der Türkey Gebrauch iſt: niemals geht Geld durch die Hände eines Menſchen, ohne daß er ſeinen Theil davon nimmt. Dieſe Abgabe iſt immer willkührlich, und nach Verhältniß der Volksmenge, und dem Reichthum der Einwohner mehr oder weniger ſtark. Wenn der Ermordete ein Muſelmann iſt: ſo iſt die Summe ungeheuer groß, weil die Religion in einem ihrer Glieder verletzt ward. Ein

ſolcher Mord zieht überdem noch den Tod mehrerer Griechen nach ſich; die Freunde und Verwandten des Verſtorbenen halten es für ihre Pflicht, wiederum die erſten Einwohner, die ihnen aufſtoßen, zu ermorden, und, ob ſie gleich nach dem Geſetz ſtraffällig ſind: ſo ſpricht ſie doch die öffentliche Meynung faſt immer los.

Wenn ein Grieche ein ſchweres Verbrechen begangen hat, oder deſſelben angeklagt wird, welches ziemlich einerley iſt: ſo tritt der Paſcha dazwiſchen und verlangt den Schuldigen, um ihn zu richten und zu verurtheilen. Er wendet ſich deshalb an den Aga, der ihn auf der Stelle ausliefert, oder, bis nach dem richterlichen Ausſpruch des Cadi verweigert; oft hilft ſich der Grieche aus ſeiner übeln Lage durch die Opfer, die er dem Aga und dem Paſcha bringt; wer nichts hat, bezahlt mit ſeinem Kopfe, und wer etwas beſitzt, ſteht beſtändig in Gefahr, es zu verlieren. Dies hängt von der Willkühr des Aga's und oft auch des Subaſchi's ab.

Bey allen Mitteln, welche das Recht des Stärkern dem Aga in die Hand giebt, bedrückt er natürlich die unglücklichen Bauern, ſo ſehr er kann. So kauft er z. B. ihre Lebensmittel (den Wein ausgenommen) wohlfeil ein, und bezahlt ſie erſt, nachdem er ſie mit beträchtlichem Profit verkauft hat.

Alles dieſes gilt nur von griechiſchen Dörfern, welche unter den Aga's ſtehen; diejenigen, welche Moſcheen oder der Sultanin gehören, werden etwas weni-

ger bedrückt, da ſie ihre Klagen bey der Sultanin oder dem Aufſeher der Moſcheen anbringen können, deren Vortheil es iſt, ſie wider die angeſtellten Agenten zu ſchützen. Die türkiſchen Dörfer ſind, gleich den griechiſchen, einem Aga unterworfen; die Grundſtücke bezahlen daſſelbe, ſind aber von den Frohndienſten befreyt, und der Aga würde bald abgeſetzt und beſtraft werden; wenn alle Einwohner zugleich beym Paſcha oder der Pforte über eine zu offenbare Ungerechtigkeit klagten.

Es iſt unnöthig, hier zu wiederholen, daß die Griechen keine Art von öffentlichen Amt bekleiden, noch unter den Truppen dienen können, ſo lange ſie nicht die mahomedaniſche Religion angenommen haben.

So wird die Inſel jetzt regiert, welche die Geſetze des Minos ſo lange beglückten, unter einem ſolchen Joch der ſchimpflichſten Sclaverey leben die Bewohner des Landes, wo die Freyheit gleichſam geboren ward; ohnerachtet des Meeres, das ſie umgiebt, und der Felſen, welche ſie vertheidigen.

Die Cretenſer waren glücklich, ſo lange ſie den Geſetzen eines tugendhaften Königs unterthan waren, die er ihnen im Namen der Gottheit gegeben hatte; ſie waren es noch, als ſie ſich damit begnügten, ihren Unterhalt aus dem Schooß der Erde und dem Ertrag ihrer Herden zu ziehen, die ſie auf den Bergen weideten, womit die Inſel bedeckt iſt.

Als ſie aber nach Ueberfluß geitzten, und die Verordnungen ihres Geſetzgebers veränderten, und jede Stadt einen unabhängigen Staat bilden wollte; als die Reichen nach langen Kampf mit den Armen ſich der Herrſchaft bemächtigten, da unterſchied man die Bürger, welche den Staat vertheidigen ſollten von denen, welche ihn ernährten; da überließ man den Ackerbau nur Sclaven; die öffentliche und häusliche Erziehung zweckten nur darauf ab, den Menſchen ſtark, geſchickt und muthig zu machen; aber die Sitten kamen in Verfall, der Gemeingeiſt ſank, und das Anſehen der Geſetze ward oft verkannt. Die Cretenſer waren unruhig, ehrgeitzig und habſüchtig geworden, führten ungerechte Kriege, plünderten ihre Nachbarn und ſich ſelbſt unter einander. Bald war der Schauplatz ihrer Räubereyen nicht groß genug; ſie machten mit ihren Schiffen die Meere unſicher, ſtörten die Ruhe und den Handel der Völker des Archipelagus, ſie würden ſie ausgerottet haben, wenn ſich nicht zum Beſten aller, die Rhodier bewaffnet, und die Flotten dieſer Seeräuber auf einige Zeit vernichtet hätten.

Nicht Liebe zur Freyheit, erhielt noch die ausgearteten Creter, ſondern Liebe zur Ungebundenheit, und ein Ueberbleibſel ihrer alten Tapferkeit zeigte ſich noch in ihren Gefechten. Sie widerſtanden lange den Römern, welche ſchon Herren von einem Welttheile waren; ſie ſchlugen ſie ſogar zuweilen, mußten aber den Talenten und dem Glück des Metellus weichen; ſie verloren

ihre Flotten und wurden gezwungen, die Geſetze ihrer Sieger anzunehmen.

Als das Chriſtenthum unter den orientaliſchen Kaiſern auf dieſe Inſel kam, war die Freyheit ſchon längſt verſchwunden; der Muth der Einwohner, den ein fremdes Joch gebrochen hatte, ward noch mehr durch eine ſanfte, tröſtende Religion geſchwächt, welche Gehorſam, Demuth und Verachtung der Welt predigt.

Die Saracenen, voll Eroberungsſucht, und dem Verlangen, ihren Glauben auszubreiten getrieben, durften ſich im Jahr 823 nur zeigen, um die Inſel trotz dem Widerſtande des griechiſchen Kaiſers, Michaels des zweyten, zu erobern. Nicephorus Phocas, ein ſo unerſchrockner Krieger, als ſchlechter Regent, vertrieb die Saracenen 961 von Creta, und verband dieſe Inſel aufs neue mit dem griechiſchen Kaiſerthum. Sie blieb dabey bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Kreutzfahrer 1204, der Marquis von Montferrat bezwang und verkaufte ſie 1211 an die Venetianer, welche ſich ſchon auf einigen Inſeln des Archipelagus feſtgeſetzt hatten, und dieſe haben ſie behalten, bis ſie von den Türken vertrieben wurden.

Unter den Völkern, welche heutiges Tages Creta bewohnen, bemerkt man die Abadioten, Muſelmänner von Religion und Ueberbleibſel der erwähnten Saracenen. Ihre Phyſiognomie, welche ganz von der türkiſchen verſchieden iſt, und die arabiſche Sprache, die

ſie unter ſich reden, läßt hierüber keinen Zweifel. Die Abadioten ſind ſchwarzbraun, mager, von mittlerer Statur, mißtrauiſch, boshaft und rachſüchtig. Sie gehen, wie die Türken, beſtändig bewaffnet, und tödten einander bey der geringſten Beleidigung. Sie beſitzen einige zwanzig kleine Dörfer, ſüdlich vom Berge Ida, und ihre Anzahl beläuft ſich auf etwa 4,000 Köpfe.

Den Türken und Griechen, welche irgend ein Verbrechen begangen haben, gewähren ſie einen Zufluchtsort unter ſich; aber verlangen, daß ſie ſich ruhig verhalten, und nicht um ihre Geſchäfte bekümmern. Wenn ihnen dieſe Verbrecher irgend eine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben, ſo tödten ſie dieſelben, um ſie los zu werden; liefern ſie aber in keinem Falle der Juſtiz aus, welche ſie zurück fordert. Da die Abadioten von Türken und Griechen in Zaum gehalten, und von ihren Aga's bewacht werden: ſo wagen ſie es nicht öffentlich zu rauben: ſie fallen indeß zuweilen die griechiſchen Klöſter, welche in der Nähe ihrer Dörfer liegen, an, und ſetzen die Mönche in Contribution.

Sie waren es, welche im Jahr 1772 ein engliſches Schiff plünderten, nachdem ſie die Mannſchaft gemordet hatten. Der Capitain, welcher lange auf der See geweſen war, wollte ſich der Südküſte nähern, um ſich mit Waſſer zu verſehen; der Anblick eines blühenden bebaueten Landes lockte ihn in eine Bucht neben den Paximaden, wo er mit Recht Waſſer vermuthete. So-

bald man den Anker ausgeworfen hatte, begab ſich faſt die ganze Mannſchaft ans Land, um die gehoffte Quelle zu ſuchen: plötzlich überfällt ſie ein Trupp Abadioten, hauet ſie nieder, und begiebt ſich vermittelſt der Schaluppe an Bord, ehe noch der Capitain den Vorfall auf dem Lande vermuthen konnte.

Die Bewohner der hohen Berge, ſüdlich von Canéa und Rethymo, ſieht man als die wahren Abkömmlinge der berühmten Creter an, welche, während ſo lange Zeit, Herren des Landes waren; ſie ſind unter dem Namen Sphagioten bekannt, und zeichnen ſich vor den übrigen Griechen durch ihre Größe, gute Bildung, ihre Freyheitsliebe, Muth, Geſchicklichkeit und vorzüglich durch den Haß gegen die unrechtmäßigen Beſitzer ihrer Inſel aus.

Die Gebirge ſind von jeher bey allen Völkern der letzte Zufluchtsort der Freyheit, ſo wie die Wohnung der Stärke und Geſundheit geweſen: ein dürrer, unfruchtbarer Boden, welcher wenig Lebensmittel erzeugt, und den Menſchen zu ſchwerer Arbeit und der größten Mäßigkeit zwingt, lockt die erobernden Schaaren niemals, wenn noch dazu jeder Felſen zu einer Feſtung geeignet iſt, und man Schritt vor Schritt mit tapfern Leuten kämpfen muß, welche hartnäckig den Boden vertheidigen, der ihnen Leben und Unabhängigkeit gab.

Die Sphagioten hatten ihre Geſetze und Gebräuche unter den Römern, Saracenen und Türken zu behaup-

ten gewußt; ſie ernannten jährlich ihre Obrigkeiten in allgemeinen Volksverſammlungen; ſie waren von den Türken genöthigt, im Sommer das nöthige Eis für die Einwohner von Canda und Rethymo vom Gipfel ihrer Berge zu bringen, und bezahlten weiter keine Abgaben, hatten keine Aga's; ſie ſahen nie türkiſche Agenten unter ſich; und bildeten, mit einem Worte, eine Art von unabhängiger Republik; als plötzlich ruſſiſche Emiſſarien im Jahr 1769 den Frieden ſtörten, und das Glück, welches dieſe Griechen auf ihren Bergen genoſſen, änderten.

Ob nun Catharina wirklich die Abſicht hatte, die Türken aus Europa zu verjagen, und ihren Enkel auf Conſtantin's Thron zu ſetzen; oder, ob ſie nur die Aufmerkſamkeit ihrer Feinde von den Orten, welche ſie anzugreifen Luſt hatte, abziehen wollte: ſo iſt es doch gewiß, daß alle Griechen von Morea, Macedonien, Epirus und dem größten Theil des Archipelagus bey Erſcheinung einiger ruſſiſchen Schiffe, im Februar 1770, in der Gegend von Coron und Navarin, auf einmal zu den Waffen eilten, und einen Muth zeigten, deſſen man ſie nicht für fähig gehalten hätte. 20,000 gehörig vertheilte Gewehre, und 10,000 Ruſſen, unter erfahrnen Generalen, würden damals gewiß in der europäiſchen Türkey eine Revolution hervorgebracht haben, welche die Griechen auf immer dem ottomanniſchen Joche entzogen hätte.

Die Sphagioten waren nicht die letzten, welche hierbey die Waffen ergriffen; mehrere hundert der Tapferſten vereinigten ſich mit ihren Freunden, den Mainoten, und boten dem Grafen Orlow ihre Dienſte an; eine noch größere Anzahl rüſtete ſich zur Abreiſe, als man erfuhr, daß die Ruſſen, welche nur drey Linienſchiffe und zwey Fregatten, und weder Munition noch Truppen hatten, die Belagerung von Coron aufhoben, und die Griechen, welche ſich ſchon Navarin, Patras, Miſitra und einiger anderer kleinerer Orte bemächtigt hatten, verließen.

Die mahomedaniſchen Albaneſer, gegen welche man bisher, weder zu Lande noch zu Waſſer, einige Vorſicht gebraucht hatte, und welche auf den Iſthmus von Corinth einige Batterien und ein paar ſchwache Fahrzeuge in den daran ſtoßenden Häfen abgehalten hätten, nach Morea zu kommen, verbreiteten ſich bald auf dieſer Halbinſel, ſchlugen überall die Griechen, welche durch die Entfernung der Ruſſen muthlos geworden waren, und richteten unter ihnen eine große Niederlage an. Von den Verwüſtungen, welche die Albaneſer damals anrichteten, wird ſich das unglückliche Land nie wieder erholen, ſo lange die Türken Herren deſſelben ſind, und die Laune einiger Oberhäupter, mit dem Vermögen und Leben der Einwohner, nach Belieben ſchalten kann.

Der Pacha von Candia, welcher das Betragen der Sphagioten erfuhr, entſchloß ſich in demſelben 1770ſten Jahre mit allen Truppen der Inſel gegen ſie zu ziehen;

er wollte ſie ausrotten, um ein ſchreckliches Beyſpiel für alle Griechen, welche ſie nachahmen wollten, zu geben. Die Türken, welche immer zum Streit bereit ſind, wenn es Chriſten zu tödten, Dörfer zu plündern, Knaben und Mädchen zu ſchänden, und Sklaven aller Art zu erhaſchen giebt, verſammelten ſich bald unter ihren Fahnen; Soldaten und Bauern, Kaufleute und Handwerker, alles wollte an dieſem Feldzuge Theil nehmen. 15,000 Mann, die auf alle Art bewaffnet waren, kamen in wenig Tagen bis zu den erſten Gebirgen, welche ſie ganz verlaſſen fanden.

Die Weiber und Kinder der Sphagioten waren mit den Greiſen auf die höchſten und unzugänglichſten Orte geflohen, die, welche das Gewehr oder den Degen führen konnten, hatten ſich, 2,000 an der Zahl, ſehr vortheilhaft auf die zweyte Gebirgskette poſtirt, und vertheidigten muthig jeden Felſen und hielten die Türken, welche in dieſer Art Gefecht, wenig geübt waren, überall auf. Sobald ein Paß gewonnen, oder ein Felſen erſtiegen war, verſchwanden die leicht gekleideten und bewaffneten, ſo wie im Bergklettern geübtern, Sphagioten, indeß die Türken, welche nur zu Pferde fechten können, dick gekleidet und ſchwer bewaffnet ſind, nicht im Stande waren, den Feinden über die Klippen und Felſen zu folgen.

Die Türken zeigten den ganzen Sommer hindurch viel Eifer, die Sphagioten zu bekriegen; doch endlich verlangten ſie, über den unerwarteten Widerſtand er-

ſtaunt, in ihren Hoffnungen betrogen, durch die her- annahende Kälte erſchreckt, und von dem beſchwerlichen Kriege ermüdet, nach Hauſe zurück geführt zu werden. Die Sphagioten hingegen waren aufs äuſserſte gebracht: faſt alle ihre Dörfer waren abgebrannt, ein groſser Theil ihrer Weiber und Kinder fortgeſchleppt. Sie hatten ihre Herden und ihren Mundvorrath verloren, und da ſie ihre Aecker nicht beſtellen konnten: ſo trugen ſie ih- nen auch nichts; ſie ergriffen daher mit Vergnügen die erſten Friedensvorſchläge, willigten ein, den jährlichen Tribut zu bezahlen, dem alle Griechen unterworfen ſind, und konnten nun zu ihrem Herd zurückkehren, und ihr Verkehr mit den Seeſtädten wiederherſtellen.

Da die Türken keine Pferde und Laſtthiere hatten mit ſich nehmen können, ſo bepackten ſie drey bis vier- tauſend Griechen mit ihrem Gepäck, und ſtellten in ver- ſchiednen Gefechten dieſe Griechen voran, damit ſie ih- nen mit ihren Körpern zum Wall dienen möchten.

Dieſe Barbarey und Feigheit, welche uns von einer groſsen Menge Sphagioten erzählt iſt, empörte dieſe braven Bergbewohner am meiſten, und trug vorzüglich dazu bey, ſie in einen ſchrecklichen Zuſtand zu verſetzen; denn oft wagten ſie nicht, nach ihren Feinden zu ſchieſsen, die ſie noch für unglücklicher, als ſich ſelbſt hielten.

Obgleich die Sphagioten ihre Kopfſteuer mit dem gröſsten Widerwillen bezahlen, und gern die erſte gün- ſtige Gelegenheit benutzen, das drückende Joch abzu-

ſchütteln; ſo haben ſie ſich doch ſehr in Acht genommen, an den Zurüſtungen des Schiffshauptmanns Lambro zu Trieſt, während des letzten Krieges der Ruſſen wider die Türken, Theil zu nehmen. Sie ſahen, zu ihrem Glück, den Erfolg beſſer, als das vorigemal, voraus; indem ſie unfehlbar ihre noch übrigen Privilegien verloren haben würden.

Lambro Canſiani war zu Theben von armen Eltern geboren, und hatte ſich von Jugend auf dem Seedienſt gewidmet. Er kannte früh alle Küſten von Griechenland und dem Peloponnes, beſuchte faſt alle Inſeln des Archipelagus, hatte mehrmals Gelegenheit, alle Häfen und Buchten des ſchwarzen Meers zu ſehen; und, ob er gleich nur ein gemeiner Matroſe war, ſo zeichnete er ſich durch Kopf, Muth und vorzüglich durch Haß gegen die Türken ſo aus, daß er, noch in ſeiner Jugend, als Officier in ruſſiſche Dienſte genommen wurde. Er nahm als ſolcher im Jahr 1770 an der Belagerung von Coron, und in demſelben Jahr an der Verbrennung der türkiſchen Flotte bey Tſchesme Theil. Er zeichnete ſich auf dem ſchwarzen Meer, bey Eroberung der Krim durch die Ruſſen, ſo vortheilhaft aus, daß er endlich von der Kaiſerin zum Oberſten ernannt wurde.

Der Krieg von 1787 brachte dieſen unternehmenden Mann auf die Gedanken, eine große Rolle in ſeinem Vaterlande zu ſpielen. Er wußte, daß die Griechen immer beym Worte Freyheit erwachen, daß ſie der größten Anſtrengung dieſe zu erlangen, fähig ſind, und

ſchmeichelte ſich, ſie vom türkiſchen Joche zu befreyen, wenn der ruſſiſche Hof ihn unterſtützen wollte.

Es ſcheint aber, daß Catharine nicht aufgelegt war, ſeine Entwürfe, die ſie vielleicht für zu gewagt hielt, zu begünſtigen, oder daß ſie der ruſſiſche Adel davon abhielt, welcher die Eroberung der europäiſchen Türkey, und die Befreyung der Griechen, als ſeinem Intereſſe zuwider betrachten ſoll. Dem ſey, wie ihm wolle, Lambro entſchloß ſich, als er von der Kaiſerin weder Geld, noch Schiffe erhalten konnte, nichts deſtoweniger zu Trieſt auf Koſten ſeiner Freunde zwölf kleine Schiffe auszurüſten, deren Commando er übernahm, und die Erlaubniß erhielt, die ruſſiſche Flagge darauf wehen zu laſſen.

So ſchwach auch dieſe Ausrüſtung war, ſo beunruhigte er doch die Türken ſehr; er begeiſterte die Griechen von Morea und Epirus: die vom Archipelagus begnügten ſich, ihm heimlich Matroſen zu ſchicken; die Griechen von Conſtantinopel, Smirna und Salonich, ſchienen keinen Theil daran zu nehmen; aber alle verſahen ihn unter der Hand mit Geld.

Schon hatte ſich dieſe Flotte durch beträchtliche Priſen verſtärkt: ſchon ſahe ſich Lambro als den nahen Befreyer von Griechenland an; als plötzlich der Krieg ſich änderte, und durch einen unerwarteten Frieden beendigt ward. Es war im Jahr 1790 und 91 wichtiger, die Fortſchritte der Franzöſiſchen Revolution aufzuhalten, als die Freyheit der Griechen zu befördern; die

Höfe Oeſtreich und Rußland waren, in einiger Rückſicht, genöthigt, den Krieg gegen die Türken aufzuſchieben, zu einer Zeit, wo Frankreich zerſtückelt und ſeine Macht vernichtet werden ſollte.

Nach geſchloßnem Frieden erhielt Lambro Befehl, nicht mehr unter ruſſiſcher Flagge zu kreuzen, und ſeine Schiffe zu entwaffnen. Er gehorchte für eine kurze Zeit; aber bald fing er wieder an, unter derſelben Flagge zu rauben, und beunruhigte den Archipelagus und die Küſten von Morea aufs neue. Die Pforte beklagte ſich bey dem ruſſiſchen Geſandten, welcher ſich aber vom Lambro losſagte: ſo, daß den Türken nichts übrig blieb, als ſich ſchnell zu bewaffnen, um die Fortſchritte eines ſo gut unterſtützten Feindes aufzuhalten.

Lambro, welcher damals mehrere Fregatten oder Corvetten und eine große Anzahl andrer, kleinerer, gut bewaffneter, und mit tapfern Leuten beſetzter, Fahrzeuge hatte, widerſtand durch ſeinen Muth und Geſchicklichkeit den wider ihn ausgeſandten türkiſchen Schiffen lange. Aber endlich ward er von einer ſo beträchtlichen Macht Türken und Algierer angegriffen, daß er gänzlich aufgerieben wurde, und in die größte Lebensgefahr kam. Es bewies bey dieſer Gelegenheit Wunder von Tapferkeit, und ob er gleich mit mehrerern Linienſchiffen zu kämpfen hatte, machte er ihnen doch den ganzen Tag über, den Sieg ſtreitig. Seine ganze Flotte war theils genommen, theils verſenkt, theils verbrannt, ſein Schiff war durchlöchert, und drohte jeden Augenblick den Untergang; als glück-

licherweiſe die Nacht dieſem ungleichen Gefecht ein Ende machte, und ihm Gelegenheit gab, ſich mit ſeinen tapfern Leuten auf Schaluppen zu retten.

Dieſes Unglück ſchlug Lambro's Muth nicht nieder: ſein Kopf und ſeine Thätigkeit verſchafften ihm bald neue Hülfe. In kurzer Zeit hatte er eine neue Ausrüſtung von beynahe gleicher Stärke, wie die erſtere, womit er ſich wieder im Archipelagus zeigte. Dieſer auſſerordentliche Mann würde gewiß die Pforte lange beunruhigt haben, wenn er nicht faſt alle Griechen wider ſich aufgebracht hätte, indem er ihre Großmuth mißbrauchte, die Unterſtützungen, welche ſie freywillig gaben, gebieteriſch einforderte, die Ausſchweifungen ſeiner Matroſen duldete, und am Ende, wie ein wahrer Seeräuber, Kauffarthenſchiffe angefallen hätte, um ſich Geld zu verſchaffen. Einige von ſeinen Schiffen wagten im May oder Junius 1792, zwey franzöſiſche Schiffe, welche bey Napoli in Romanien vor Anker lagen, anzufallen und zu verbrennen; ob ſich gleich eine Diviſion franzöſiſcher Fregatten im mittelländiſchen Meer befand, den Handel zu beſchützen.

Die Pforte hatte indeſſen auf die Nachricht der neuen Rüſtung Lambro's und der Theilnahme der Mainoten die Flotte des Capudan-Pacha verſammelt, und zu gleicher Zeit die Truppen von Morea in Bewegung geſetzt, um die Mainoten von Miſitra her anzugreifen, während das Geſchwader in den Buchten von Co-

von und Coloſytia, den Schlupfwinkeln Lambro's, kreuzte.

Während der Graf Choiſeul den Befehlshaber der Diviſion Saint-Vallier von dem, was vorging, benachrichtigte, war Vennel, Capitain der Modeſte, zu Coron angekommen, um die Beleidigung der franzöſiſchen Flagge zu rächen. Da er hörte, daß Lambro im Wachtelhafen vor Anker läge, ſegelte er augenblicklich dahin, um dieſen gefährlichen Seeräuber in ſeinem Schlupfwinkel einzuſchließen.

Vennel zeigte ſich den 17ten Junius vor dem Hafen: er fand ihn befeſtigt und in gutem Vertheidigungszuſtande. In einer kleinen Bucht lag ein Cutter vor Anker, den zwey Batterien vom Lande deckten, und von hier beſchloß Vennel, den Angriff anzufangen. Während er ſich zum Gefecht anſchickte, kam die Flotte des Huſſein an, um gleichfalls Lambro's Geſchwader anzugreifen.

Die franzöſiſche Fregatte hatte den Tag über zwey Gefechte, während welcher ſie die Batterien und noch mehr den Cutter ſtark beſchädigte. Gegen Abend geſchah, in Verbindung mit einer türkiſchen Fregatte, ein dritter Angriff, und für die Nacht überſchickte der Capudan-Pacha eine andre Fregatte und drey Kerlangiſch, welche er Vennels Befehlen übergab, damit kein Schiff aus dem Hafen entwiſchen könnte. Den 18ten hörten die Batterien vom Ufer auf zu feuern, und der Cutter

ward genommen. An demſelben Tage griff die franzöſiſche, mit den erwähnten türkiſchen Fahrzeugen den Hafen an. Lambro's Flotte beſtand aus eilf Schiffen, von verſchiedner Größe. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag hindurch, und man bemerkte, daß alles Feuer des Feindes allein auf die Modeſte gerichtet war. Lambro glaubte ohne Zweifel, daß er dem Pacha leicht entwiſchen würde, wenn er jene aus dem Gefecht entfernte.

Bey Einbruch der Nacht hielt man eine Verſammlung auf dem Admiralsſchiffe, und beſchloß, nach dem Rath des Schiffshauptmanns Peyron, daß die franzöſiſche Fregatte, wie die vorige Nacht, mit den türkiſchen Fahrzeugen umherkreutzen und bey Tagesanbruch, in Verbindung mit der ganzen Flotte, in den Hafen vordringen ſollte.

Dieſem Plan zufolge, fing der Angriff den 19ten Morgens an. Man erſtaunte über das Stillſchweigen der Batterien und feindlichen Schiffe; aber man merkte bald, daß Alles in der Nacht verlaſſen war. Lambro hatte ſich mit allen ſeinen Griechen unter die Mainoten geflüchtet, oder war in der Dunkelheit auf den Schaluppen entwiſcht.

Der Capudan-Pacha ſchwor, über das gute Gelingen ſeines Auftrags entzückt, den Franzoſen ewige Freundſchaft, und ihren Seeleuten beſondern Schutz: er dankte dem Capitain Vennel, theilte einiges Geld

und Erfriſchungen unter deſſen Leute aus, bemächtigte ſich des verlaßnen Geſchwaders, und eilte nach Conſtantinopel, um die Glückwünſche der Großen und die Segnungen des Volks zu empfangen.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Größe und Bevölkerung der Inſel Creta. Produkte der einzelnen Provinzen. Pflanzen, deren ſich die Einwohner bedienen. Naturgeſchichte.

Creta hat etwa 60 Meilen in der Länge, von der weſtlichſten Küſte bis zum Cap Samonium; die größte Breite beträgt in der Gegend des Berges Ida etwa 13 Meilen. Es ſind 3 Meilen vom Hafen Mirabel bis nach Hierapetra und ſechs bis ſieben von Rethymo bis zur Mündung des Fluſſes Megalopotamo: wenn man aber zu Pferde reiſet, iſt überall die Entfernung etwas größer, wegen der Umwege, die man überall zu machen, genöthigt iſt.

Die Nordküſte hat weit mehr Krümmungen als die ſüdliche. Man findet hier vortreffliche Häfen; an der Südküſte hingegen nur wenige ſichre Ankerplätze.

Die Flüſſe ſind eigentlich nur Waldſtröme, welche im Winter durch den Regen und im Frühling durch den ſchmelzenden Schnee anſchwellen; nur wenige behalten das ganze Jahr hindurch ihr Waſſer; allein man hat eine große Menge Quellen, welche den Einwohnern hinlänglich Waſſer zum Begießen der Felder darbieten. Die meiſten entſpringen indeß ſo nahe am Meer, daß ſie dieſen Dienſt kaum verrichten können.

Nach den Regiſtern des Steuereinnehmers beträgt die Bevölkerung der Griechen an 120,000; denn man rechnet 40,000, welche das Kopfgeld bezahlen. Wenn man nun die große Menge Janitſcharen hinzufügt und daß viele Dörfer ganz oder wenigſtens zur Hälfte von Türken bewohnt ſind: ſo kann man leicht annehmen, daß ihrer eben ſo viel als Griechen im Lande ſind und daß die ganze Bevölkerung etwa 240,000 Köpfe beträgt.

Wenn man den Handelsleuten, welche hier im Lande alt geworden ſind und beym Handel Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt haben, glauben kann: ſo nehmen die Griechen durch die Sclaverey, das Auswandern, und das beſtändige Erpreſſen immer mehr ab. Durch das Elend kommen viele Kinder um, und die Heyrathen werden ſeltner. Man kann annehmen, daß, wenn die Pforte ihr Syſtem nicht ändert, und die Nichtmuſelmänner gegen die Gouverneurs beſchützt, die Griechen aus dem türkiſchen Gebiet verſchwinden

werden, oder die Türken bey erſter Gelegenheit, das feſte Land zu verlaſſen, genöthigt ſind.

Wir haben geſagt, daß die Inſel in drey Provinzen vertheilt ſey, welche wieder Unterabtheilungen enthalten; wir wollen einen Blick auf die Produkte jedes einzelnen Theils werfen.

Im weſtlichſten Theile findet man, nördlich Kiſſamos und ſüdlich Selino, welche die zwey Unterabtheilungen dieſer Gegend ausmachen. Kiſſamos, deſſen Name ſich unverändert erhalten hat, war ehedem der Hafen von Aptera: ſie iſt heutiges Tags eine kleine Stadt, welche von einiger Bedeutung ſeyn würde; wenn nicht die Paſcha's die Ausfuhr der Lebensmittel auf ihre Hauptſtädte beſchränkt hätten.

Dieſe Provinz iſt eine der beſten und fruchtbarſten der Inſel; ſie liefert eine große Menge Oel und Wein, Honig, Seide und Wachs; aber ſehr wenig Gerſte und Weitzen. Die meiſten Berge ſind mit Bäumen bedeckt; man findet eine Menge Eichen und Steineichen, deren Eicheln viele Schweine ernähren. Man findet auch viele Johannisbrodtbäume, deren Früchte nach Canea gebracht werden. Hinter dem Dorfe Romalo, welches auf der Reihe der erſten weißen Berge liegt, ſteht ein beträchtlicher Eichenwald, welcher das meiſte Holz und Kohlen für Canea liefert.

Der Weinſtock verdient in dieſer Provinz Aufmerkſamkeit; er wird ſo nahe am Stamm beſchnitten, daß keine Sproſſen ſitzen bleiben: deſſen ohngeachtet treibt er ſtarke Reben, welche eine Menge Trauben tragen können. Die beſten Winzer umgraben die Erde nur einmal, und düngen die Stöcke niemals; ſie benutzen den Dünger lieber zu Korn- und Gemüſefeldern.

Wenn die Einwoher von Kiſſamos einen Weinſtock pflanzen wollen: ſo begnügen ſie ſich, ein ſpitzes Eiſen, zwey Fuß tief, in die Erde zu treiben, die Pflanze hinein zu ſtecken, und die Erde umher mit demſelben Eiſen umzulockern. Dieſe Methode iſt ohne Zweifel ſchlecht; aber ſie erſpart die Koſten bey der Pflanzung, und in einem Lande, wo es gefährlich iſt, reicher, als ſein Nachbar zu ſeyn, wird Induſtrie beſtändig unterdrückt. Warum ſollte auch der Grieche den doppelten Ertrag ſeines Feldes wünſchen? Er iſt zufrieden, wenn er Brodt für ſeine Familie und zwey bis drey Tonnen Wein hat. Wenn er fünf bis ſechs Tonnen hätte, würde es auffallen: der Subaſchi würde bald einen Vorwand zum Angeben, und der Aga zum Plündern haben.

Der Wein von Kiſſamos iſt hellroth, ſtark und ziemlich gut: da er kein Gegenſtand des Handels iſt, weil der Transport nach Canea zu theuer wäre, ſo conſumiren ihn die Griechen und Türken ſehr ſtark. Die erſtern brauchen einen Theil zu Branntwein, weil er ſich beſſer hält, und weniger Platz als der Wein einnimmt.

Die Weinleſe fällt in die Mitte des Julius, wo die Trauben am reifſten ſind. Man bringt ſie in eine gemauerte Kelter, die ſich in der Mitte des Weinberges befindet, und läßt ihn daſelbſt acht bis zehn Tage der Sonne ausgeſetzt, liegen, darauf werden ſie ausgepreßt und der Moſt auf Tonnen gefüllt. Man ſetzt gewöhnlich $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ Waſſer zu, und die meiſten Einwohner thun zu dem Wein, der für Türken beſtimmt iſt, Salz, Gips und ſogar Kalk, um ihm einen ſcharfen Geſchmack zu geben, den dieſe lieben.

An der Bucht von Kiſſamos iſt ein ſchöner Gipsbruch, den die Creter ſchlecht benutzen. Die Männer kennen keine andre Art, ihn als Kitt zu bereiten, als daß ſie ihn kleingeſtoßen, fünf bis ſechs Zoll hoch, in die Bäckeröfen legen.

Das Fort Grabuſa, welches auf einer ſteilen Inſel, am nordweſtlichſten Ende von Creta, liegt, gehört zum Diſtrict Kiſſamos. Da die Türken es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht erobern konnten, ſo verſuchten ſie, den Commandanten zu beſtechen, und dieſer war ſchlecht genug, das Gold zu nehmen, und dieſen Platz, den ihm die Republik Venedig anvertraut hatte, zu überliefern. Drey kleine Inſeln und eine Landzunge bilden einen natürlichen Hafen, in dem die größten Schiffe ſicher vor Anker liegen können. Die Türken machen etwa den dritten Theil der Bevölkerung von Kiſſamos aus.

Die Provinz ſüdlich von Kiſſamos hat ihren Namen von Selino, einer kleinen Stadt an der Südküſte der Inſel, welche den Platz des alten Liſſa oder Liſſus einnimmt; eines unbedeutenden Orts, welchen Ptolemäus erwähnt. Sie iſt ſehr fruchtbar, obgleich durchgängig bergicht. Sie liefert etwas Seide, Honig, Wachs und eine große Menge Früchte, als Kirſchen, Aprikoſen, Pfirſchen, Birnen, Pomeranzen. Dies iſt die einzige Gegend, wo der Kaſtanienbaum wächſt; er iſt häufig und kommt auf den Schieferbergen und Hügeln ſehr gut fort. Man bringt die Kaſtanien nach Canea, Rethymo und Candien: und ſie werden in dieſen Städten vom Anfange Octobers bis zu Ende Frühjahrs gegeſſen. Es werden jährlich eine große Menge nach Syrien ausgeführt.

Das Oel iſt indeſſen der Hauptartikel von Selino, und es ſoll hier beſſer, als auf der ganzen übrigen Inſel ſeyn. Die Kaufleute von Canea richten ſich in ihren Speculationen gewöhnlich nach der Menge und Güte des Oels von Selino.

Wein, Weitzen und Gerſte iſt nicht ſehr häufig; die Türken machen etwa $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung aus.

Auf dieſe beyden Provinzen folgt nördlich Cidonia und ſüdlich Sphachia, dieſe letztere erſtreckt ſich viel weiter nach Oſten als die erſtere, und macht einen Theil vom Paſchalik Candien aus; ſie wird gleich weiter vor-

kommen, ſobald wir die nördlichen Provinzen von Canea und Rethymo beſchrieben haben.

Cidonia, welches ſeinen Namen von der alten Cretenſiſchen Stadt hat, giebt Oel, Getreide, Baumwolle, Flachs, Seide, Honig, Wachs, einige Früchte, Käſe; der Boden iſt gröſtentheils ſehr fruchtbar. Da die erſten Gebirgsreihen ein gelinderes Clima als Canea haben: ſo liefern ſie viel Früchte, wenig Wein, eine Menge Oel, und etwas Gerſte und Getreide.

Die erſte Reihe der Gebirge von Sphachia, welche zu der Provinz Cidonia gehört, iſt vier bis fünf Monate lang mit Schnee bedeckt. Dieſe Berge ſind gröſtentheils ſteinicht und kahl, und nur einige Thäler der Cultur fähig; man ſäet darauf im May Gerſte, welche im September geerndtet wird. Da man dieſe an der Küſte ſchon Anfangs May erndtet, ſo geſchieht es oft, daß man auf den Bergen die Gerſte ſäet, welche eben auf der Ebne reif geworden iſt: eben ſo kann man dieſe wieder im October an den Küſten ſäen, da man aber bemerkt hat, daß friſche Gerſte an Güte der nicht gleich kommt, die einige Monate hindurch gelegen hat, ſo nimmt man ſie nur in Ermanglung beßrer.

Sobald der Schnee geſchmolzen iſt, führt man auch die Herden auf dieſe Gebirge, und, obgleich der Boden ganz kahl ſcheint: ſo findet doch das Vieh, zwar nicht reichliche aber doch ſchmackhafte Nahrung, welche der

Milch und dem Fleiſche eine beßre Beſchaffenheit, als in den fruchtbarſten Gegenden giebt.

Die Türken ſind in der Gegend von Canea eben ſo zahlreich, als die Griechen.

Drey Meilen von dieſer Stadt fängt die Provinz Apocorona an, welche ſich öſtlich bis Armiro und ſüdlich bis an die ſphachiſchen Berge erſtreckt. Sie zeigt keine beſondre Cultur und iſt gebirgig: ſie liefert zwar eine Menge Oel, etwas Gerſte und Korn aber ſehr wenig Wein: die Griechen ſind hier zahlreicher als die Türken.

Die Provinz Rethymo, welche nun folgt, iſt eine der fruchtbarſten und bebaueteſten der Inſel: ſie liefert ſehr viel Oel, etwas Gerſte und Weizen und eine ziemliche Quantität Wein. Die Hügel und Berge, welche an die Bucht Armiro ſtoßen, ſind faſt alle mit Weinſtöcken bedeckt. Man bemerkt, auf der erſten Gebirgsreihe gegen Süden, einen Wald von Sommer- und Steineichen, Ahorn, und Johannisbrodtbäumen, in welchem die Einwohner von Rethymo das nöthige Holz fällen.

Südlich von Rethymo liegen die beyden Provinzen Aion-Vaſſali und Amari, die einzigen, welche noch zu dieſem Paſchalik gehören: ſie liefern Korn, Gerſte, Oel und einige Früchte. Die erſtere, welche nordweſtlich von der andern liegt, liefert auch vortreffliche Käſe, welche man im Handel mit denen von Sphachia

vermiſcht. Die Griechen ſind in Aion, Vaſſali und Amari zahlreicher als die Türken.

Die Sphachioten bewohnen, wie ſchon erwähnt iſt, die hohen Gebirge, welche ſich oſtwärts von Selino bis Amari erſtrecken: ſie entrichten ihre Kopfſteuer an das Paſchalik Candia, obgleich die Polizey, und ihre innere Verwaltung von ihnen ſelbſt geführt wird. Außer einer großen Menge Dörfer auf den Gebirgen liegen einige an der Südküſte, und unter dieſen der Hauptort Sphachia, mit einem kleinen Hafen, welcher ſieben bis acht große Kähne enthält, deren ſich die Sphachioten zum Handel, und, um ihren Verfahren nichts nachzugeben, auch zur Seeräuberey bedienen.

Die Malteſer beſuchten ehedem den Hafen Sphachia: ſie wurden ſehr gut von den Einwohnern aufgenommen, welche ſie gern mit Mundvorrath und allem Nöthigen verſahen.

Sphachia bringt faſt gar kein Oel, aber dafür etwas Weitzen, und eine große Menge Gerſte hervor; es liefert auch Honig und Wachs. Der Hauptertrag beſteht in kleinen Schafkäſen, welche nach Conſtantinopel verführt werden.

Die Sphachioten pflegen ihre Herden an die Küſten zu ſchicken, weil während der Regenjahreszeit das Gras daſelbſt häufig iſt; aber bey der erſten Sonnenhitze führen ſie ſolche wieder zu den ſaftigen Weiden

der Gebirge, welche das gelindere Clima und das allmählige Schmelzen des Schnees immer grün erhalten.

Der Wein, welchen dieſe Griechen auf der erſten Gebirgskette erndten, würde bey einiger Sparſamkeit für das ganze Jahr hinreichen; aber ſie nehmen ihn ſo unmäßig, in den erſten drey bis vier Monaten nach der Weinleſe, zu ſich, daß ſie den übrigen Theil des Jahres Waſſer trinken müſſen. Nur wenige unter ihnen ſollen ſo klug ſeyn, ein Getränk mäßig zu genießen, welches zu viel genommen eben ſo ſchädlich, als bey mäßigem Genuß geſund iſt.

Die erſte Provinz, welche man an der Nordſeite antrifft, wenn man Rethymo verlaſſen hat, heißt Nilopotamo: ſie erſtreckt ſich ſüdöſtlich bis über den Berg Ida, und umfaßt die Diſtricte: Arlo-potamo, Lambis, Arcadi, und Riſo-caſtri. Sie liefert Korn, Gerſte, Seide, Baumwolle und Früchte: man erndtet eine ziemliche Menge Oel, obgleich die meiſten Olivenbäume weder umgraben noch gedüngt werden, und einigermaßen wild wachſen.

Dieſe Provinz gehörte ehedem zu Rethymo, aber, vor etwa 50 Jahren, bemühete ſich ein Paſcha von Candia, der ſie als eine vortreffliche Fundgrube betrachtete, lebhaft beym türkiſchen Hofe darum, und erhielt, daß ſie zu ſeinem Paſchalik geſchlagen wurde. Durch dieſe Maasregel iſt die Anzahl der Einwohner, ingleichen der Ertrag der Producte beträchtlich geringer ge-

worden; denn außer den Erpreſſungen, hat auch der Zwang, das Oel nach Candien zu bringen, wo es ſchlechter als zu Rethymo bezahlt wird, und die Transportkoſten, welche bey dem längern und ſchlechtern Wege, über die Gebirge, gröſſer ſind, die Einwohner in eine Muthloſigkeit verſetzt, welche die Pforte nicht weiß, und welcher der Paſcha nicht abhilft. Dieſer bekümmert ſich wenig darum, ob die Einwohner über die Maasregeln der Regierung klagen, wenn nur die Zolleinkünfte vergrößert werden.

Candia liefert etwas Baumwolle, viel Getreide und Weitzen, und eine große Menge Roſinen. Es gehen mehrere Ladungen von dieſen letztern nach Syrien, Egypten: die Muſelmänner dieſer Länder bereiten ihre Sorbets daraus, und die Chriſten gieſſen Waſſer darauf, und laſſen es zehn bis vierzehn Tage nach Maasgabe der Temperatur der Luft, damit gähren. Sie deſtilliren es darauf, und erhalten einen ſehr guten Branntwein. Die Zubereitung dieſer Roſinen beſteht darin, daß man die Trauben ſammelt, wenn ſie recht reif ſind, ſie auf der Erde ausbreitet, und mehrere Tage den heißen Sonnenſtrahlen ausſetzt. Man beert ſie darauf ab, und packt ſie, zum Verſchicken ein.

Obgleich der Boden von Candien zum Olivenbau ſehr geſchickt iſt: ſo findet man doch nur äuſerſt wenige. Die Türken ſind hier ſo zahlreich, als die Griechen.

Die Inſel Dia oder Standia liegt drey Meilen nordöſtlich von Candia: ſie iſt vier Meilen lang, zwey breit und von unregelmäßiger Geſtalt. Sie hat an der Südſeite drey natürliche Häfen, wo die größern, nach Candia beſtimmten, Fahrzeuge ankern und einen Theil ihrer Waaren ausladen, weil der Hafen dieſer Stadt nicht tief genug iſt, ſie mit voller Ladung aufzunehmen. Eben ſo gehen ſie auf der Rückreiſe nach Dia, um die übrige Ladung, welche ihnen auf Kähnen nachgebracht wird, einzunehmen.

Wenn ein Kriegsſchiff, durch einen zu ſtarken Nordwind, nach Creta verſchlagen würde, und den Hafen Suda, oder Spina-Longa, nicht erreichen könnte: ſo würde es in Dia einen Zufluchtsort finden. Der mittelſte Hafen De la Madonna iſt der beſte; man kann von ſechs bis acht Klaftern bis zu einer beträchtlichen Tiefe Ankergrund haben.

Wenn man um die Oſtſpitze fährt, findet man einen vierten, nicht ſehr ſichern oder tiefen Hafen, welcher dem Oſtwind offen, aber vor dem Süd-West- und Nordweſtwinde gedeckt iſt. Ein verſchlagnes Kauffartheyſchiff könnte ſich eben ſo hierher flüchten.

Die Inſel iſt hoch, uneben, kalkicht und weder bewohnt noch bebaut. Der Felſen iſt überall kahl, außer gegen den Gipfel, wo man ein Erdreich findet, welches für den Bau des Weinſtocks und Oelbaums geeignet ſeyn könnte. Es ſcheint, daß es hier ehedem

Wohnungen gegeben hat, wie man aus den Steinhaufen und Ziegeln ſchließen muß. Man trifft an einigen Stellen weißen Marmor, welcher aber niemals gebrochen iſt, und Adern von ſtreifigen Alabaſter mehrere Fuß dick, welchen man für ſehr ſchön hält.

Es giebt auf der Inſel eine große Menge Kaninchen, und einige wilde Ziegen, welche aber ſchwer zu entdecken, und zu ſchießen ſind, weil ſie ſich an unzugänglichen Orten aufhalten. Wir ſahen auch mehrere Katzen von verſchiedner Farbe, welche wahrſcheinlich verunglückten Schiffen angehört haben.

Die Provinz Meſſara, welche ſüdlich von Candia liegt, iſt die ſchönſte und fruchtbarſte auf der ganzen Inſel; ſie hat unter andern eine ſchöne Ebne von ſechs Meilen Länge, welche Weitzen, Gerſte, Flachs, Baumwolle und Früchte im Ueberfluß liefert. Sie wird von einem kleinen Bach, welcher heut zu Tage Malognithi und ehedem Lethe hieß, durchſtrömt, er läuft bey den Ruinen von Gortyna vorbey, und ergießt ſich, den paximadiſchen Inſeln gegenüber ins Meer.

Als die Römer die Inſel erobert und Cnoſſus gedemüthigt hatten, ward Gortyna die anſehnlichſte und ſchönſte Stadt von Creta: ſie hatte zwey Häfen gegen Süden, wovon der eine, Namens Metallum, heut zu Tage Metala heißt, und den beyden Inſelchen gegen über liegt; der andre, Namens Lebene, lag fünf bis ſechs Meilen weiter nach Oſten.

Drey Meilen nördlich von dieſen Ruinen ſieht man das berühmte Labyrinth, welches man für einen alten Kalkbruch, oder den Aufenthalt eines ganzen Volks halten würde; wenn nicht die alten Schriftſteller erwähnten, daß es vom Dädalus nach dem Modell des egyptiſchen Labyrinths, erbauet wäre, und zum Aufenthalt des Minotaurus gedient hätte.

Der Weitzen von Meſſara gehört zu dem beſten in der Türkey: er giebt viel Mehl und vortreffliches Brodt. Die Bauern bringen ihn auf Eſeln nach Candia, Rethymo und ſelbſt nach Canea, und ſo reichlich auch die Erndte ſeyn mag: ſo behalten ſie doch niemals etwas für ſich davon, ſondern nähren ſich, ſo wie die übrigen Landleute, das ganze Jahr hindurch von ſehr groben Gerſtenbrodt. Der reine Weitzen wird für die Aga's und die reichen Bewohner der Städte aufgehoben.

Dieſe Provinz gilt mit Recht für den Kornboden von Creta; alle Aecker ſind bebaut und tragen gewöhnlich funfzehn- bis zwanzigfältig, während die Landleute anderer Gegenden zufrieden ſind, wenn ſie von den beſten Aeckern die Ausſaat ſechs- bis achtfach wieder erhalten; freylich iſt der Ackerbau ſehr vernachläſſigt, und ſelten werden die Aecker gedüngt. Die Türken ſind hier zahlreicher, als die Griechen.

Die Provinz Mirabel, welche öſtlich von Candia liegt, iſt volkreich, fruchtbar, und hat Ueberfluß an Oel, Korn und Früchten. Die Einwohner hatten ehe-

dem in den Häfen von Mirabel und Spina-Longa Abſatz von ihrem Oel an franzöſiſche Schiffe, wodurch es im Preiſe blieb, und ihnen eine Wohlhabenheit gab, die ſie nicht mehr haben, ſeitdem ſie gezwungen ſind, es mit großen Koſten nach Candia zu bringen, und an die Türken, welche Seifenſiedereyen haben, um einen geringen Preis zu verkaufen.

Die Ackerleute, welche durch dieſen unüberlegten Befehl abgeſchreckt ſind, vernachläſſigen ihre Olivenbäume täglich mehr, und verbrauchen weit mehr Oel und Oliven, als ſie vorher thaten. Sie ſalzen eine große Menge dieſer Früchte ein, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Sie eſſen gleichfalls viele wilde Kräuter als Salat, oder in Oel geſotten: ſo, daß der Pascha von Candia, welcher den Ertrag des Zolls zu erhöhen dachte, indem er den Unterſchleif, welcher bey dieſer Entfernung ſtatt finden könnte, verhinderte, im Gegentheil dieſe Einnahme ſehr vermindert hat, weil kaum die Hälfte ſoviel Oel, als ehedem aus dieſer Provinz ausgeführt wird.

Der Hafen Mirabel liegt öſtlich, und iſt ein ziemlich ſichrer Ankerplatz; zwey kleine Inſeln decken den Eingang. Die Stadt hat ſeit der veränderten Richtung des Handels ſehr gelitten; man zählt indeß noch 1,500 Einwohner, welche gröſtentheils Griechen und dazu Ackerleute ſind.

Spina⸗Longa, welches einige Meilen weiter nördlich liegt, iſt einer der beſten Häfen der Inſel. Er wird durch eine Halbinſel, welche ihn vor den Oſtwinden deckt, gebildet; der Eingang iſt nach Nordoſten hin, und wird durch eine kleine Inſel gedeckt und beſchützt, auf welcher die Venetianer, wie bey Suda, eine Feſtung errichtet hatten. Die Türken hatten ſich lange vergebens bemühet, ſich ihrer zu bemächtigen, und erſt im Anfang des vorigen Jahrhunderts ward ſie ihnen von den Venetianern abgetreten.

Die Provinz Hiera⸗Petra, oder Gera⸗Petra liegt ſüdlich von Mirabel: ſie bringt, wie dieſe, Oel, Korn, Früchte, Honig, Wachs, Flachs u. dgl. hervor; aber ſie leidet eben ſoviel von dem Befehl des Pacha, die Lebensmittel anderswo, als in Candia, zu verkaufen. Die franzöſiſchen Schiffe kamen ehedem, um Oel zu laden, in den Hafen von Hiera⸗Petra, aber heutiges Tages müſſen es die Einwohner drey bis vier Tagereiſen weit her zum Verkauf bringen.

Die Stadt, welche ehedem Cyrbá, Campyrus und Hiera⸗Pytna hieß, iſt jetzt nur ein Dorf, deſſen Bevölkerung täglich abnimmt. Ihr Hafen iſt dem Südwinde und vorzüglich dem Sirocco zu ſehr ausgeſetzt, um häufig beſucht zu werden. Die europäiſchen Schiffe, welche ehedem hierher kamen, eilten ſo ſehr ſie konnten, ihre Ladung einzunehmen und abzureiſen.

Die Provinz Settia nimmt die ganze Oſtſeite der Inſel ein: ſie iſt die größte, am ſchlechteſten bevölkert, und bringt am wenigſten hervor, ob ſie gleich größtentheils ſehr fruchtbar und des Anbaues fähig iſt. Die Entfernung aber von der Hauptſtadt, der Mangel an Häfen und die Ungerechtigkeit der Aga's vereinigen ſich, die Einwohner dieſes Theils der Inſel träger, als die übrigen zu machen. Sie ſind zufrieden, Korn und Früchte zum nothdürftigen Unterhalt, und Oel zur Bezahlung der Abgaben und Anſchaffung der Kleidung und der nöthigſten Geräthe zu erhalten, und wünſchen nicht, der Erde mehr abzugewinnen. Dies würde ſie nur beſchweren und ihnen von den Aga's genommen werden.

Die Stadt liegt an einer Bucht, welche ein kleines Vorgebirge, und drey kleine, etwas über eine Meile entfernte, Inſeln nur ſchwach vor dem Nord- und Nordoſtwinde decken. Sie war ziemlich befeſtigt und gut bevölkert, ſo lange die Venetianer Herren der Inſel waren. Dieſe hatten einen Damm zum Schutz der Schiffe erbaut, welche die Produkte aus- und die Bedürfniſſe für die Bewohner einführten; jetzt ſieht man zu Settia nur einige kleine Fahrzeuge, die Bevölkerung hat beträchtlich abgenommen, und die Feſtungswerke werden nicht unterhalten.

Der Berg Dictäus nimmt in dieſer Provinz einen anſehnlichen Strich von Oſten nach Weſten ein; ob er

gleich einer der höchſten auf der Inſel, nach dem Ida und den weiſſen Bergen, iſt: ſo iſt ſein Gipfel doch nicht mit Schnee bedeckt; es iſt mir daſelbſt kühler und feuchter, als auf den Bergen in der Nähe des Meeres, vorgekommen, und er würde zur Weide für eine groſſe Menge Herden geſchickt ſeyn.

Der Johannis-Brodtbaum, ein Baum von mittler Gröſſe, welcher auf der ganzen Inſel wild wächſt, und vorzüglich ſteiniges Erdreich und Felſenritzen liebt, iſt hier häufiger, als irgendwo. Er hat eine ſchöne Geſtalt, ſtets grünes Laub, und ſehr kleine Blüthen ohne Corolle; die Früchte ſind braun und platt, wie Schoten, und das Holz ſehr hart, geädert, von einem ſchönen Dunkelbraun, und ſehr geſchickt zu eingelegter, oder Tiſchler-Arbeit. Allein dieſes Holz hat den Nachtheil, daß es bey zunehmenden Alter des Baums leicht fault: es hat auch einen zu groſſen und zu weichen Splint von weißlicher Farbe.

Man bringt die Früchte nach Conſtantinopel, Syrien und Egypten, wo ſie Armen und Kindern zur Nahrung dienen, da dieſe letztern das weiche und ſüſſe Fleiſch gern kauen. Mit Süßholz, Roſinen und einigen andern Früchten vermiſcht, dient es zu den Sorbets, welche die Muſelmänner täglich genieſſen.

Zu der großen Anzahl wild wachſender oder angebaueter Pflanzen, welche den Einwohnern von Creta zur Speiſe dienen, gehören folgende:

Bohnenblätter, gekocht und in Oel geſotten;

Kichererbſenblätter, gekocht und roh als Salat;

Die Blüthen und Blätter des Kürbiß, gekocht;

Weinblätter, gekocht und in Eſſig eingemacht;

Rettigblätter, gekocht;

Die Blätter und Keime des Senfs und einer großen Menge ähnlicher Pflanzen Cruciferes, gekocht und geſotten;

Blätter und Stengel der Maueramaranthe (blèts), gekocht;

Die Blätter von mehreren Arten Melde, gekocht;

Blätter und Stengel des Nachtſchattens (ſolanum nigrum), gekocht;

Die Blätter der Klatſchroſen (papaver rhoeas), gekocht;

Malvenblätter, gekocht;

Die jungen Sproſſen des wilden Spargels (Aſparagus acutifolius), gekocht;

Die Stengel der Smilax aſpera und Smilax excelſa, gekocht;

Die dornichte Cichorie, roh, als Salat;

Der Löwenzahn und eine Menge Arten von Cichorien, als Salat;

Die Blätter von verſchiednen Gattungen der Scorzonera, als Salat;

Die meiſten Gattungen von Campanula, Valeriana, Scabioſa, als Salat;

Die Blätter der Brombeerſtauden, gekocht, und die zarten Sproſſen roh, als Salat;

Die grünen Aehren des Mais, roh;

Peterſilienwurzeln, gekocht, als Salat und an Ragouts;

Die Stengel und Blätter von Fenchel, roh, als Salat, und in Weineſſig eingemacht;

Die Früchte des Solanum licoperſicum, gekocht an Ragouts oder als Gewürz; dieſe Pflanze wird ordentlich angebaut.

Die Blätter und Knoſpen des Kapernſtrauchs ohne Dornen, in Eſſig eingemacht.

Unter den angebauten Pflanzen bemerkten wir den Corchorus olitorius, den wir noch häufiger in Egypten

wieder antrafen. Man ißt die Blätter den ganzen Sommer durch ſehr gern an Ragouts oder bloß gekocht, mit Olivenöl gewürzt. Man ſäet die Körner vom Ende des Winters bis Anfangs Frühlings an feuchten Orten. Die Pflanze iſt jährig, ſtaudenartig und wird beynahe zwey Fuß hoch.

Man bauet auch auf Creta, wie in der ganzen Levante, die Ketmie oder Bamie (hibiſcus eſculentus) welche auf den Antillen unter dem Namen Gombeau bekannt iſt. Die drey bis vier Zoll lange Frucht wird von der Mitte des Junius bis zum September geerndtet, und als Ragout allein, oder mit Gewürzen und, noch öfter, mit Fleiſch gegeſſen: ſie iſt fade, zähe, und leicht zu verdauen. Die Körner werden, gegen das Ende des Winters, auf feuchte Orte geſäet. Dieſe jährige Pflanze würde ſehr gut im mittägigen Frankreich fortkommen.

Wir können zu dieſem Verzeichniß noch die mehreſten europäiſchen Gemüſe hinzufügen.

Es iſt zu bedauern, daß die Kartoffeln den Cretern nicht bekannt ſind; ſie würden unter dem Schatten der Kaſtanienwälder von Selino, auf den weißen Bergen, dem Ida, Dictaeus und auf allen hohen Gegenden ſehr gut fortkommen. Sie würden die Sphachioten unabhängig machen, welche der Mangel an Lebensmitteln oft in die nördlichen Seeſtädte treibt: ſie würden das Korn, woran es im Ganzen genommen, mangelt,

erſparen, und allen Griechen eine geſunde Nahrung verſchaffen, die ihnen vielleicht von den habſüchtigen Muſelmännern beneidet würde. Wir wollen hoffen, daß die Sphachioten einſt dieſe Wohlthat den europäiſchen Kaufleuten in Canea, oder den Griechen, welche der Handel in die vorzüglichſten Städte von Europa führt, verdanken.

Wenn man einen Blick auf die Nahrungsmittel wirft, welche die Inſel hervorbringt, und die ſich ſo leicht vermehren ließen: ſo erſtaunt man, daß die griechiſchen Landleute ſich das ganze Jahr durch von Gerſtenbrodt, geſalznen Oliven und wilden Pflanzen nähren; ſelten erlauben ſie ſich beßre Lebensmittel, ſondern verkaufen ſie lieber zur Beſtreitung der Abgaben und der zu häufigen Erpreſſungen ihres Aga's. Die Stadtbewohner und vorzüglich die Europäer, leben für wenig Geld ſehr gut. Das Hammelfleiſch iſt überall vortrefflich, und koſtet kaum zwey Sous das Pfund, Schweine werden in allen griechiſchen Dörfern gezogen, und das Fleiſch iſt ſehr gut, vorzüglich von jungen: es iſt noch wohlfeiler als Hammelfleiſch, da es die Türken nicht eſſen dürfen. Lämmer und Ziegen ſind in den drey Hauptſtädten mehrere Monate lang zu haben.

Vom Ende des Sommers an erſcheinen Wachteln, Turtel- und Holztauben, Golddroſſeln, Mandelkrähen, Droſſeln und Feigenſchnepfen in großer Menge. Die Schnepfe kommt etwas ſpäter und bleibt den Winter über. Die Amſel bleibt das ganze Jahr hindurch; ſie

iſt ſehr fett und von gutem Geſchmack. Lerchen, Orto-lane, und eine Menge kleiner Vögel erſetzen im Frühling die Zugvögel. Haſen und Rebhühner ſind überall ſehr häufig: das Berghaſelhuhn und rothfüßige Rebhuhn ſind etwas ſeltner.

Kaninchen ſind nur auf den kleinen Inſeln um Creta ſehr häufig: Mufflons und wilde Ziegen leben zahlreich auf den Gebirgen umher; die Bauern ſchießen ſie auf dem Anſtand und verkaufen ſie in den Hauptſtädten. Sie bringen auch zuweilen Federvieh, welches auf den Feldern von Korn und Inſekten fett wird. Die Truthühner zeichnen ſich vorzüglich durch Größe, Wohlgeſchmack und Wohlfeilheit aus. Für einen türkiſchen Piaſter oder zwey Livres erhält man einen Truthahn, zwölf bis funfzehn Pfund ſchwer, und für einen Livre einen von ſieben bis acht Pfund. Rindvieh iſt ſelten, und wird nur zum Feldbau gebraucht.

Es giebt wenig Länder in der Levante, welche eine größere Anzahl intereſſanter Pflanzen aufzuweiſen hätten, als Creta; der Botaniker kann zu jeder Jahreszeit eine reichliche Ausbeute erwarten; ſelbſt mitten im Sommer, wenn die Pflanzen auf den Ebnen und an der Küſte von der Hitze ausgedörrt ſind: ſo iſt der Ida, Dictaeus, und Sphachia mit Blumen aller Art bedeckt.

Wenn der Botaniker dieſe hohen Gegenden bey dem erſten Herbſtregen verläßt: ſo findet er eine gelbe Ra-

nunkel, werth in den ſchönſten Gärten zu ſtehen, eine weiße, wohlriechende Narciſſe, mehrere Scillen, einen Hemerocallus u. ſ. w.; bald ſieht er den Allraun, deſſen Kräfte der Marktſchreyer rühmt, deſſen Gift aber der Arzt fürchtet. Die ſtaudenartige Luzerne blüht gegen das Ende des Herbſtes. Im Januar, Februar, und März ſind alle Hügel mit Ranunkeln, Anemonen und Lilien bedeckt, welche bald von den Orchiden, Labiaeen, Ciſtus, Dolden und den meiſten Gemüſen verdrängt werden. Mitten im Sommer findet man einige länger blühende Pflanzen, und eine Menge Sträucher, Saturey, Thymian, Stachys, Lorbeeren, Myrthen u. ſ. w. und gegen das Ende des Sommers einige Syngeneſien, unter denen ſich die Atractylis gummifera auszeichnet.

Die Eidechſen ſind gewöhnlich nicht ſo furchtbar, wie die Schlangen: keine von ihnen iſt giftig, und dennoch werden ſie an manchen Orten für ſehr gefährlich gehalten. Als wir das erſtemal den Scincus ocellatus (ſupra griſeovireſcens, maculis nigris, hexagonis, puncto albo notatis) ſahen, fuhren einige Griechen, welche bey uns waren, voll Schrecken zurück, als wenn ſie die giftigſte Viper entdeckt hätten. Es wurde noch ärger, als ſie ſahen, daß wir ihn in die Hand nahmen: ſie hielten uns für verloren. Wir wollten ſie von dem vermeintlichen Gifte dieſes Thiers überzeugen, indem wir uns beißen ließen; allein es gelang uns nicht, ſondern ſie glaubten, daß wir entweder Hexenmeiſter wären (indem ſie allen Thorheiten dieſer Art anhängen)

oder, daß wir ein Mittel wider das Gift dieſes Thiers kennten.

Dieſer Scincus lebt in Creta, Cypern, und Egypten im Sande, und nicht in den Häuſern, wie Forſkål ſagt.

Der ganze Körper iſt mit kleinen, glatten glänzenden Schuppen bedeckt: auf der untern Seite iſt er gelblichgrau, auf der obern grünlich, und mit Queerreihen von ſechseckigten ſchwarzen Flecken bezeichnet, deren jeder einen weißen Punkt in der Mitte hat. Der Schwanz iſt bey einigen gleichfalls gefleckt. Die Füße ſind kurz, die Zehen klein, und mit einer Kralle verſehen. Das Thier läuft ziemlich ſchnell.

Die gewöhnlichſte Eidechſe im ganzen Morgenlande iſt Lacerta Stellio, welche die Griechen Cocordilos nennen: der Leib iſt grau, gelb und braun, und Kopf und Rücken mit glatten oder ſpitzigen Schuppen bedeckt. Die Schuppen an den Füßen ſind ſpitziger, als die am Rücken, und der Schwanz iſt gleichfalls mit ähnlichen bedeckt. Dieſe Eidechſe wird zehn bis zwölf Zoll lang, lebt von Inſekten und iſt unſchädlich; im Sommer ſucht ſie die Sonne, und den Winter bringt ſie in einer Art von Erſtarrung unter der Erde zu.

Vierzehnter Abſchnitt.

Zuſtand des Ackerbaues und der Induſtrie auf Creta. Character der Türken: ihre Vorkehrungen gegen die Peſt. Ausfuhr und Einfuhr der Inſel.

Fern von der Ruthe der Türken bearbeiten die Griechen des Archipelagus durch ihre Privilegien geſichert ihre Felder, oder treiben irgend eine Kunſt mit Eifer und Verſtand; aber auf Creta, wo ihre Erndte ſtets dem Raube des Aga und ihr Eigenthum dem Paſcha, ſo wie ſie ſelbſt dem Stocke jedes Janitſcharen ausgeſetzt ſind, hören ſie auf der Erde mehr als das Nothdürftigſte zu entreißen, da es doch nur in deren Hände kommen würde, die ſie mit vielem Rechte haſſen. Die Felder, welche ihre Vorfahren unter der Herrſchaft und Begünſtigung der gebildeten, fleißigen, und handelliebenden Venetianer bebauten, verſchlechtern ſich täglich: Weinſtöcke und Oelbäume gehn zu Grunde, die Erde wird weggeſchwemmt, ohne, daß die unglücklichen muthloſen Griechen an Verbeſſerung des Schadens dächten. Nur der Drang zum Leben und die Nothwendigkeit, die Abgaben zu bezahlen bewegt ſie, ihre Oliven zu ſammeln, Korn zu ſäen, und einige Bienenzucht zu treiben.

Kunſtfleiß findet man in den Dörfern der Aga's faſt gar nicht; nur mit Zittern verfertigt man einige grobe Zeuge und die einfachen Ackergeräthe. Die Wei-

der beſchäftigen ſich beſtändig die alten Lumpen zu fli- cken, welche ſie und ihre Männer, ſo lange als mög- lich tragen. Sobald ſie ſich neu kleiden, welches ſelten ge- ſchieht, vermeiden ſie die glänzenden Farben, und die nur einigermaßen theuren Zeuge; indem ihnen ſonſt ihr Kleid von dem Subaſchi oder einem andern Türken vom Leibe geriſſen, und ſie ſelbſt vielleicht mishandelt wer- den könnten.

In Sphachia iſt es anders: hier iſt der Grieche Ackermann, Hirt und Künſtler. Er benutzt ſeinen ſchlechten Boden ziemlich gut; zieht eine Menge Vieh, und verfertigt ziemlich geſchickt, ſeine Kleidung, und die Geräthe, welche er braucht. Aber der Sphachiot hat auch die Kraft des unabhängigen Menſchen behal- ten, und die Thätigkeit deſſen, der ungeſtört die Frucht ſeiner Arbeit genießt.

Die türkiſchen Dörfer zeigen nicht ſo viel Elend, als die griechiſchen; weil der Landmann ſeines Eigen- thums geſicherter iſt, und es ohne Furcht nach Vermö- gen verbeſſern kann. Außer den geringern Abgaben und der Befreyung von der Kopfſteuer erlaubt man ſich auch ſelten eine zu große Ungerechtigkeit gegen die Türken, indem ſie ſtets bereit ſind, aufzuſtehen und den Bedrück- ten in Schutz zu nehmen. Deſſen ungeachtet wird der Ackerbau von ihnen nicht ſtark getrieben, denn da ſie faſt alle unter die Janitſcharen enrollirt ſind: ſo rechnen ſie auf ihren Sold, und eben ſo ſehr auf die Bedrückun- gen, welche ſie bey jeder Gelegenheit an den Griechen

ausüben. Die Türken ſind in der That, gleich den gefräßigen und faulen Horniſſen, in ein fremdes Land gezogen, um das aufzuzehren, was andre durch Arbeit der Erde abgezwungen oder durch ihren Fleiß verdient haben.

Der Character dieſer Fremdlinge iſt ſo ſcharf, daß man ſie in jedem Theil des Reichs gleichartig findet; die europäiſchen Türken gelten indeſſen für muthiger, wilder, weniger unwiſſend und weniger rechtſchaffen, als die aſiatiſchen. Die von Conſtantinopel und der vorzüglichſten Seeſtädte, ſind gewöhnlich etwas ſanfter und unterrichteter, als die im Innern des Landes. Die Türken von Creta zeichnen ſich durch ihre Niederträchtigkeit, ihr gutes Aeußere, und ihre Klugheit aus.

Ob die Sphachioten, deren Muth und feindſelige Abſichten ihnen bekannt ſind, ſie mistrauiſch machen: oder ob die groſe Anzahl der übrigen Griechen auf der Inſel ſie zur Vorſicht nöthigt; kurz die Türken ſind hier mehr, wie anderswo bereit, die Griechen eigenhändig, oder durch das Schwerdt des Richters zu ermorden. Es fehlt nie an falſchen Zeugen, wenn man ſich geſetzlich von einem Menſchen losmachen will, deſſen Eigenthum man wünſcht, oder deſſen Muth man fürchtet.

Es iſt bekannt, daß man in der Hauptſtadt mehrmals eine allgemeine Uebereinkunft zu treffen geſucht

hat*), um ſich an einem Tage aller Griechen des Reichs zu entledigen; aber das Intereſſe hat noch immmer den Schlag zurückgehalten. Man würde ohnfehlbar in Creta ſeine Zuflucht zu dieſem Mittel nehmen, wenn die Inſel von irgend einer europäiſchen Macht bedroht würde. Ich bin überzeugt, daß die Türken bey der geringſten Gefahr alle waffenfähige Griechen aufgreifen, und ihrer Sicherheit opfern würden; wenn nicht jene Macht die Vorſichtsmaßregel ergriffen hätte, Waffen heimlich zu vertheilen, und ſo dieſe Unglücklichen dem Mordſchwerdt ihrer Unterdrücker zu entziehen.

Die Türken ſind im Durchſchnitt ſchöner als die Europäer. Ihre Statur iſt nicht größer; aber ihr Kopf regelmäßiger, und die Züge angenehmer und ausdrucksvoller. Ob ſie dieſes ihrem unthätigem Leben, dem Clima, den Nahrungsmitteln, und der allgemeinen Wohlhabenheit verdanken, oder vielmehr den ſchönen Sclavinnen, welche ihnen das Leben geben? Zu dieſer letztern Meinung könnte die Bemerkung berechtigen, daß die Türken auf Creta, welche die Gewohnheit haben, die hübſcheſten Griechinnen zu Beyſchläferinnen zu wählen, noch ſchöner als die übrigen ſind.

*) Sultan Muſtapha der Vater des jetzt regierenden Großherrn Selim war wirklich Willens bey Antrit ſeiner Regierung alle Chriſten im ganzen Reiche niedermetzeln zu laſſen, und ward dadurch nur von ſeinem Vorhaben abgebracht, daß er durch Ermordung dieſer Unglaubigen den Ertrag der Kopfſteuer, den beſten Theil ſeiner Einkünfte, oder jährlich an zwanzig Millionen Piaſter verlieren würde.

Sie ſind auch weit klüger: man ſollte glauben, daß ſie von ihren Müttern einige Funken des lebhaften Geiſtes, und des feinen Scharfſinns erhalten hätten, womit die Griechen begabt ſind, und den ſie auch in der Sclaverey behalten haben.

Dieſe Türken ſind die einzigen im Reiche, welche der Vorurtheile ihres Volks ungeachtet, gewagt haben, alle Fremden, die aus einem verpeſteten Lande kommen, einer Art von Quarantaine zu unterwerfen. Sie treiben die Vorſicht ſo weit, allen Schiffen, welche verdächtige Kranke haben, die Häfen zu verbieten, ausgenommen, wenn ſie Lebensmittel bringen, welche die Inſel ſo nöthig hat, und in dieſem Falle verhindern ſie durch alle bekannte Mittel das Einſchleichen der Peſt. Da ſie aber das Anlanden der türkiſchen Kriegsſchiffe nicht verhindern, und dieſe den heilſamen Verordnungen nicht unterwerfen können: ſo iſt oft alle Vorſicht unzulänglich, die Galiondſchis kommen auch augenblicklich ans Land, (der Ort, woher ſie kommen, und ihr Geſundheitszuſtand mag ſeyn welcher er will) ſchiffen ihre Sachen aus, und handeln mit den Städtern und Bauern. So brachte ein türkiſches Kriegsſchiff, im Jahr 1796 eine fürchterliche Peſt nach Canea, welche in weniger als zwey Jahren, ſich auf der ganzen Inſel verbreitete und mehr als den vierten Theil der Volksmenge hinrafte. Sie hatte noch nicht aufgehört, als wir 1798. von Conſtantinopel abreiſten; ob ſie gleich lange nicht mehr ſo gefährlich war.

Ein anderes, nicht ſo weiſes Geſetz, welches von dem Kornmangel herrührt, zwingt alle Schiffe, welche Getreide, oder andre Lebensmittel geladen haben, und in einem Hafen von Creta vor Anker kommen, ihre Ladung zu verkaufen, ehe ſie abſegeln. Und wenn die Inſel auch noch ſo reichlich verſehen, und die Lebensmittel ſehr wohlfeil wären: ſo erhält doch der Kapitain keine Erlaubniß anderswohin zu fahren, als wenn er dem Paſcha, dem Zolleinnehmer und den Janitſcharen ein Geſchenk macht.

Man ſieht mit Vergnügen in den Hauptſtädten öffentliche Kornhäuſer, welche wahrſcheinlich aus der Zeit der Venetianer herrühren: ſie beſtehen aus großen viereckigen, gemauerten Gruben, welche durch Kitt vor Feuchtigkeit bewahrt ſind. Die Oeffnung iſt klein und ſorgfältig verſchloſſen. Das Korn hält ſich ſehr gut darin, ſo bald ſie nur nicht feucht ſind. Sie ſind in Italien und im ganzen Orient ſehr häufig und gewöhnlich von eyrunder Geſtalt, man könnte ſie in Frankreich gleich vortheilhaft benutzen, und ſich bey der Gelegenheit der gemauerten Keltern bedienen, die man in den meiſten Weinländern hat.

Da das Korn auf der Inſel Creta zur Conſumtion nicht hinreicht: ſo wird jährlich eine große Menge aus Volo, Salonich, Morea, Syrien und zuweilen auch aus Egypten eingeführt.

Wein wird nur in einigen Diſtricten bereitet: in andern bringt man lieber die Trauben nach der Stadt,

um Roſinen zum Handel daraus zu bereiten. Die Provinzen, welchen der Wein mangelt, begnügen ſich mit Waſſer: ſelten wird ihnen etwas von den Inſeln des Archipelagus zugeführt.

Der Maulbeerbaum wächſt auf Creta ſehr gut, die Seidenwürmer kommen vortreflich fort; und deſſen ungeachtet ſind ſie ſelten. Man erhält jährlich aus Syrien die nöthige Seide zur Verfertigung einiger Schnüre und Bänder, welche nach Conſtantinopel ausgeführt werden. Man verfertiget auch einige Stoffe von Seide und Baumwolle oder Seide und Flachs: die letztern werden zu Hemden benutzt, und im Lande verbraucht.

Obgleich der Flachs ſehr häufig iſt, ſo iſt er doch nicht hinlänglich, ſondern er muß aus Egypten eingeführt werden.

Baumwolle wird wenig gebaut; die, welche verbraucht wird, kommt aus Smirna und der Gegend um Epheſus.

Von dieſem letztern Ort kommen auch Büffel-Ochſen- und Hammelfelle, welche zu den Fußbedeckungen der Bergbewohner dienen, die aus einer Art Stiefeln beſtehen.

Es wird etwas Seſam gebaut, welchen man in den Dörfern unter das Brodt mengt, um es geſchmackvoller zu machen. Es iſt nicht üblich Oel, wie auf

den Inſeln des Archipelagus, in Syrien, und einem großen Theil von Perſien und Indien daraus zu preſſen.

Die einzigen Ausfuhrartikel von Creta ſind: Oel, Seife, Honig, Wachs, Käſe, Roſinen, Mandeln, Nüſſe, Kaſtanien, Johannisbrodt, Flachsſaamen und Süßholz.

Man ſchätzt das Oel, welches die Inſel bey einer guten Erndte giebt, auf 200,000 Millerolen, jede von sechs und ſechzig pariſer Pinten. Die Franzoſen erhalten davon ein Viertel: die Italiäner und Teutſchen eine geringe Quantität, und im Lande wird eine große Menge verbraucht. Alles Uebrige wird in den Seifenſiedereyen verbraucht. Nach dem Oel iſt die Seife einer der wichtigſten Ausfuhrartikel. Sie geht nach Tunis, Conſtantinopel und alle Städte der Levante, zur Reinigung der Leinwand iſt ſie nicht ſo gut, als die Marſeiller, indeß wird ſie von den Türken ſtark gebraucht, weil ſie wohlfeiler iſt, und eben ſo gut, als unſre zum Waſchen des Körpers, Raſiren und dergleichen dient.

Es giebt 25 Seifenſiedereyen zu Candia, welche den größten Theil des Oels dieſer Provinz, und der öſtlichen verbrauchen. Es gab hier ehedem mehrere franzöſiſche Häuſer, welche einen Theil des hier geerndteten Oels nach Marſeille ſchickten; ſie nahmen auch Ladungen in Spina-longa, Mirabel, Settia und Hiera-petra ein; wurden aber nach und nach genöthigt, die Stadt

zu verlaſſen; indem die Türken, welche gern alles Oel zu den Seifenſiedereyen haben wollten, das Volk wider ſie aufwiegelten, und ihr Leben in Gefahr ſetzten.*)

Wahrſcheinlich wird es in Canea eben ſo gehen. Die franzöſiſchen Häuſer halten ſich nur durch die Macht des jetzigen Zolleinnehmers, welchem das von den Europäern ausgeführte Oel mehr einbringt, als das, welches die Türken in den Seifenſiedereyen verarbeiten; denn die Europäer bezahlen auf Creta drey pro Cent von dem Werth der Waaren, und die Türken nur $2\frac{1}{2}$. Die Griechen, Juden, und Armenier geben fünf vom Hundert.

Obgleich das Oel um Rethymo ſehr häufig iſt, ſo giebt es hier doch nur acht Seifenſiedereyen, weil die Franzoſen mehrere Ladungen Oel dort einhandeln, und die meiſten dieſer Fabriken Juden gehören, welche unter franzöſiſchem Schutz ſtehen. Wenn die Türken alle dieſe Manufakturen, wie ſie es oft verſuchen, an ſich reißen

*) Dieſe Handelshäuſer pflegten ſonſt zwanzig Schiffsladungen Oel, aus den oben genannten Häfen auszuführen, und die in Marſeille daraus verfertigte Seife nach Creta zu ſchicken. Aber ſeit dem unbedächtige Franzoſen, die wie der Verf. ſchon im 20 Abſchnitt des erſten Theils gerügt hat, die Türken im Seifeſieden unterrichtet haben, mußte dieſer Handel natürlich aufhören.

könnten: ſo würden die Franzoſen auf das Oel von Rethymo Verzicht thun müſſen, indem die Türken gewiß allen Vortheil, wie zu Candia, für ſich behalten wollen.

Es giebt 20 Seifenſiedereyen zu Canea, welche das Oel von Kiſſamos, Selino, und Cidonia verbrauchen; allein dieſe Provinzen liefern ſo viel, daß die hieſigen Handelshäuſer jährlich für 1 bis 2,000,000 Livres nach Marſeille ſchicken.

Das Wachs, welches auf der Inſel nicht verbraucht wird, ſenden die franzöſiſchen Negocianten nach Marſeille, dieſer Artikel beträgt gewöhnlich 12 bis 15,000 Franken, ſteigt aber zuweilen auf 30,000, und drüber.

Die Honigausfuhr iſt unbedeutend: dieſer Artikel geht nach Conſtantinopel und Egypten.

Man ſchätzt die Käſeausfuhr von Sphachia und der umliegenden Gegend für mehr als 50,000 Livres: ſie gehen faſt allein nach Conſtantinopel.

Die Roſinen ſind ein beträchtlicher Artikel, und gehen nach Egypten und Syrien. Einige Jahre vor unſerer Ankunft nahm ein engliſches Schiff eine Ladung, welches aber ohne Zweifel misglückte, weil ſich ſeitdem kein andres dieſer Nation hier gezeigt hat. Die Roſinen von Creta haben groſe Kerne, und da ſie unrein-

lich und oft voll Erde ſind: ſo konnten ſie den Englän- dern nicht ſchmecken, welche ſie zu ihren Puddings brau- chen. In der Levante benutzt man ſie nur zum Brannt- wein und Sorbet.

Die übrigen Früchte, ſo wie das Süßholz, gehen nach Egypten und Syrien, und der Hanfſaamen nach Italien.

Die Franzoſen führen jährlich von Marſeille 150 bis 160,000 Livres ein, als: Stoffe von Carcaſſone, Vergoldungen, Spitzen und Stoffe von Lion, Kaiſerliche Serge von Nimes, Schrot, Zinn, Eiſen, Stahl, Caf- fee, Zucker, Muskaten, Gewürznägel, Indigo, Coche- nille, Papier, und verſchiedne Kleinigkeiten.

Aus Venedig und Trieſt werden Glaswaaren, Klei- nigkeiten und vorzüglich Bretter eingeführt, welche größtentheils zu Seifenkiſten verarbeitet werden. Sie erhalten dagegen Oel, Seife und Wachs. Da dieſe Artikel mehr, als die eingeführten betragen: ſo wird der Ueberſchuß in venetianiſchen Zechinen bezahlt.

Die Bewohner der Inſeln des Archipelagus bringen nach Candia und Canea faſt alles Holz, deſſen die Sei- fenſiedereyen bedürfen. Sie fällen es theils in Carama- nien, theils in Griechenland. Es kommen jährlich zehn bis zwölf Fahrzeuge, deren jedes 12 bis 15,000 Piaſter Holz geladen hat, ſie nehmen dagegen Oel und Seife.

Die Creter treiben ſelbſt einigen Handel: ſie holen von Salonich Korn, Baumwolle, Taback, und Eiſen, aus Conſtantinopel Stoffe von Bruſſa, angoriſche Betten, Schuhe, Tücher zum Kopfputz der Weiber und kupferne Geräthe. Von Smirna bringen ſie Leder, Saffian, Baumwolle, geſteppte Decken, engliſchen Chalon, und einige franzöſiſche Waaren.

Aus Gaza nehmen ſie Aſche für ihre Seifenſiedereyen, aus Aleppo ſeidne Zeuge: und von der ſyriſchen Küſte, vorzüglich viel Korn und Seide.

Egypten liefert ihnen Korn, Reis, Flachs, Zeuge und Aſche. Derna und Bengazi auf der afrikaniſchen Küſte, ſchicken Butter, welche unter dem Namen Mantegua bekannt iſt. Tunis und Tripoli, vertauſchen ihre Mützen und Getreide gegen Seife und Zechinen.

Man findet auf den Bergen Ida und Sphachia eine Art Tragacanthus, welcher etwas Gummi Tragant liefert; allein dieſes Product iſt nicht häufig genug, um geſammelt zu werden, und in den Handel zu kommen.

Das Labdanum iſt ein unbedeutender Artikel: es geht eine ſehr kleine Quantität davon nach Smirna und Conſtantinopel.

Die Wolle iſt hier, wie auf den Inſeln des Archipelagus, kurz und grob; ſie wird ſämmtlich im Lande verbraucht.

Jedermann kennt die Schleifſteine, welche aus Creta und Cos kommen. Erſtere ſind nicht ſo gut und fein als die letztern, und werden ſüdweſtlich von Rethymo, in dem Bezirk der Sphachioten, gefunden. Man bringt ſie gewöhnlich in den Hafen von Canea, von hier werden ſie nach Marſeille und einigen italiäniſchen Städten ausgeführt.